Eduard Breier's

gesammelte

Romane und Erzählungen.

3. Band. (Neue Folge.)

Die Rosenkreuzer in Wien.

I. Theil.

Wien.

Druck von Plachy & Spitzer.

1863.

Die

Rosenkreuzer in Wien.

Sittengemälde

aus der Zeit Kaiser Josef's II.

von

Eduard Breier.

I. Theil.

Wien.

Druck von Plachy & Spitzer.

1863.

Erstes Kapitel.

Der zehnte März 1786.

Unsere Erzählung beginnt am Tage der vierzig Märtyrer, das ist am zehnten März im Jahre Eintausend siebenhundert sechs und achtzig.

Der Schauplatz ist Wien.

Am Morgen jenes Tages herrschte in der Residenz Kaiser Josef des Zweiten eine ganz ungewöhnliche Bewegung.

Was ist los?

Wär's Frühling, Sommer oder Herbst, dann würden wir auf ein Feuerwerk schließen; wär' der Karneval noch nicht vorüber, wir möchten an eine Redoute denken; läge der Schnee auf den Straßen, es könnte eine große Schlittage im Anzuge sein; wär's ein Sonntag, man müßte an eine Thierhetze bei den Weißgärbern denken; sähe man Karossen, Sänften, paradirende Lakaien, oder Laufer in Bewegung, man würde die Auffahrt eines Botschafters oder sonst eine

Festlichkeit bei Hofe vermuthen; — aber von dem Allen ist keine Spur!

Es ist, wie erwähnt, der zehnte März, folglich noch Winter, es ist die erste Woche in den Fasten, folglich kein Karneval; es liegt kein Schnee mehr in den Straßen, denn seit dem 25. Februar, an dem ein warmer Wind die frühere starke Kälte verscheuchte, war mildes Wetter eingetreten, von einer Schlittenfahrt kann also auch keine Rede sein; der Tag ist ein Freitag, folglich keine Thierhetze! man sieht keine Anzeichen einer Parade, folglich kann es auch keine Festivität bei Hofe oder sonst eine Galla-Szene geben.

Was ist also los?

Wir sagen, der zehnte März im Jahre 1786 sei ein Freitag gewesen, gilt die Lebhaftigkeit der Strömung etwa gar der Ochsentheilung in der Nähe des Hetzhauses? — Der Freitag paßte wohl dazu, denn an diesem Tage kamen die ungarischen Langhörner, die Auswanderer von den Karoly'schen, Batthyani'schen, Zichy'schen Pußten, regelmäßig bei der St. Marxerlinie hereingezogen; allein das Volk strömt nicht über das Glacis gegen die Vorstadt Weißgärber, sondern in die Stadt hinein, und zwar am Morgen, um eine Zeit, in welcher von einer Ochsentheilung noch lange keine Rede war, die Massen mußten also von einem andern Schauspiele angezogen werden.

Wir fragen also zum dritten Male: Was ist los?

Die Menschen-Wogen wälzen sich durch die Stadtthore, durchfluthen die Straßen und nehmen ihren Lauf gegen den Hohen Markt; aber dieser Platz ist zu klein, er vermag die Tausende nicht zu fassen, die Mehrzahl füllt also die Straßen von da bis zur Freiung und von hier hinaus durch das Schottenthor, das umliegende Glacis.

Auf dem erstgenannten Platze, nämlich auf dem „Hohen Markte“, da ist Alles dicht besäct, Kopf an Kopf, Leib an Leib; sämmtliche Fenster sind angelweit offen und strotzen

von Neugierigen; Aller Augen sind auf Einen Punkt gerichtet, auf die Schranne!

Auf die Schranne?

Ah, jetzt wissen wir, was los ist. Da gibt es eine Exekution!

Vielleicht ein Prangerstehen?

Mehr, viel mehr!

Wie? Mehr? Wird man vielleicht gar einen armen Sünder vom Leben zum Tode befördern? Ist die Todesstrafe nicht abgeschafft?

Sie war es wohl; allein seit einigen Tagen war die Wiedereinführung derselben bekannt geworden, und die erste Hinrichtung nach der Aufhebung sollte heute stattfinden.

Die guten Wiener, seit Jahren schon hatt en sie weder hängen, köpfen, noch rädern gesehen — darum heute das Rennen, Laufen, Reiten, darum diese Bewegung.

Welch' ein Getümmel! Welch' ein Lärm!

Die Polizei-Mannschaft in der Schranne hat ihre Wachstube verlassen und sich außen in Reih' und Glied aufgestellt. Sie paradirt in ihren grauen Röcken mit hellgelben Aufschlägen und die Nummern an den Hüten glänzen, daß es ein Leichtes ist, sie schon aus der Ferne zu erkennen. Aber ihre Aufstellung ist nur Sitte und keine Nothwendigkeit. Das „verehrungswürdige Publikum" dachte damals an keine Unordnung, es war zu neugierig.

Welch' ein Gemisch der Stände, Alter und Geschlechter!

Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen, reich und arm, ordinär und vornehm — Alles ist vertreten. Auf dem Platze und an den Fenstern sieht man ehrsame Bürgerzöpfe, gelehrte Haarbeutel, vornehm befranzte Dreispitze, die Schlepphauben der Bürgerin, die böhmischen Hauben des Dienstmädchens, und endlich den französischen Kopfputz der Dame vom Stande.

Einige junge Herren, hoch zu Roß, halten an der Ecke der Wipplingerstraße, und fuchteln mit spanischen Röhren

herum, um den Strom von ihren Pferden ferne zu halten — unweit von ihnen sieht man auch eine Dame auf einem stattlichen Zelter, begleitet von einem Leibhusaren und zwei Reitknechten.

Die schöne Welt ist sehr zahlreich vertreten, denn was man hier sehen sollte, wurde eben als „öffentliches Spektakel" hingenommen, wie die Thierhetze, die Oper, der Kasperl, die Kreuzerkomödie und noch andere Dinge, an welchen das alte Wien mit Leib und Seele hing. Daß die zarte Frauenwelt bei grausen Schauspielen nicht fehlte, gehörte zu den traurigen Erscheinungen jener wie unserer Zeit.

An jenem Morgen blieb die Denksäule auf dem Hohen Markte nicht unbenützt. Wer eine Erhöhung oder einen Vorsprung erklimmen konnte, säumte nicht, es zu thun, so wie überall, erreichten auch hier die Wenigsten am schnellsten ihren Zweck.

Heh, Jungfer Betti, rief ein muthwilliger Junge, der sich an einer der korinthischen Säulen hinangewunden hatte, folgen Sie mir, von hier aus wird man Alles prächtig sehen.

Dieser Zuruf war an ein unten stehendes Mädchen gerichtet.

Statt dessen antwortete eine Mannsstimme in der Nähe: Halt Deinen Brotladen da oben, die Jungfer kann nicht hinauf. —

Warum denn nicht?

Schlingel, das weißt Du besser als ich.

Gelächter der Umstehenden.

Jungfer Betti sah jetzt die Säule hinan und sagte zu dem Burschen: Wart' Haspel, sobald ich nur zu Deinem Meister komm', werd' ich Dir schon die Suppe einbrennen.

Der Haspel auf der Säule lachte und rief zur Antwort herab: Nu ja, mit dem Einbrennen kann sie halt gut umgehen!

Neues Gelächter.

Jungfer Betti wurde roth.

Eine alte Frau an ihrer Seite faßte sie am Arme und lispelte ihr zu: Geben Sie dem Schlingel keine Antwort mehr, Sie kommen seinem losen Maul nicht auf, die junge Welt ist jetzt in Grund und Boden verdorben, nichtsnutz, leichtsinnig, ohne Treue und ohne Glauben. Den Beweis davon haben wir an dem armen Sünder, den man heute richten wird. Oh, seine unglückliche Mutter!

Sie kennen seine Familie?

Er ist aus einem guten Hause — ehrliche Eltern und solch' einen Sohn.

Ein Mörder und Dieb!

Abscheulich, abscheulich!

Die alte Frau, welche dieß sprach, gehörte dem Marktstande an und kannte die Jungfer Betti, weil sie öfter bei ihr einkaufte.

Das Mädchen war ein hübsches Ding, schnippisch und munter. Ihr Gewand einfach und nett. Das Kleid von rothgestreiftem „Gradl", die Schürze blau, das Busentuch von Wollstoff, um den Hals eine Schnur mit einem Kreuzchen von Gold, aber nur Nummer Eins, auf dem Kopfe eine gegupfte schwarze Haube, unter welcher man nur vorne ein wenig das braune Haar sehen konnte. Der Einkaufkorb, der ihr am rechten Arme hing, zeigte, daß sie der Küchensphäre angehöre.

Ach Gott, seufzte die Jungfer nach der letzten Exklamation der Alten, ich hab' keine Zeit, um Alles bis zum Ende mit anzusehen, und doch möchte ich gern ein „Urthel" kaufen —

Die werden aber erst auf dem Richtplatz ausgeboten, wenn's der arme Sünder schon überstanden hat. —

Ich weiß es, kann aber nicht lange hier bleiben und möcht' doch wissen, wie er es eigentlich angefangen hat, die arme Person umzubringen.

Oh, meine liebe Jungfer, da will ich Ihnen genaue

Auskunft geben. Der Herr von Zahlheim — so heißt der arme Sünder — hatte eine ältliche Anverwandte, in die er sich verliebt stellte, und ihr versprach, sie zu heiraten. Als Kanzellist beim Magistrat hatte er schon vierhundert Gulden jährlicher Besoldung, langte aber mit dem Gelde nicht aus und ließ sich oft von seiner Geliebten unterstützen, denn sie besaß ein Vermögen von 1800 Gulden. Vor zwei Monaten ist er krank geworden, die Alte bediente ihn in seiner Wohnung auf der Elendbastei und ihm kommt der unglückliche Gedanke sie zum Dank dafür zu bestehlen. Er unterschlug ihren Wohnungsschlüssel, ging in ihr Quartier und nahm ihr heimlich Geld und Papiere weg. Dieß geschah am 28. Jänner. Am folgenden Morgen frühstückte seine Geliebte bei ihm, sie bat ihn, ihr drei Einsatzschalen zu borgen. Da sich diese auf dem Boden befanden, begab sich die Arme hinauf, räumte ihm noch den Boden zusammen, suchte lange einen Schlüssel, den er vorgab, verloren zu haben, und wurde da von Zahlheim, damit sein Diebstahl nicht an's Tageslicht komme, mit einem scharfen Küchenmesser umgebracht. Er versetzte ihr einen tiefen Hieb in den Hals und schnitt ihr die Puls- und Blutadern entzwei, darauf verschloß er den Leichnam in eine Kiste.

Jungfer Betti schauderte.

Nicht wahr, das ist abscheulich?

Seine Geliebte und Verwandte umzubringen!

Ja, meine liebe Jungfer, man kann sich bei jetziger Zeit vor schlechten Menschen nicht genug in Acht nehmen.

Ich danke dem Himmel, sagte die Köchin, daß ich in einer ehrsamen Familie bedienstet bin.

Ja, Ihre Herrschaft, der Oberstlieutenant Szekely, ist ein braver alter Herr, und das Fräulein —

Oh, meine beste Frau, unser Fräulein ist ein Engel!

Das Mädchen hatte diese Worte kaum gesprochen, so vernahm man ein allgemeines Gemurmel und eine Bewegung durch die versammelte Menge.

Die Aufmerksamkeit wendete sich der Schranne zu.

Hie und da hörte man die Rufe: Er kommt!

Ein hoher, offener, von Wachen umgebener Wagen fuhr vor.

Es war das Gefährte, auf welchem der Verurtheilte zum Richtplatze gebracht werden sollte; es unterschied sich von dem gewöhnlichen Leiterwagen darin, daß in dessen Mitte eine aufrechtstehende Säule befestiget war.

Der Verurtheilte, ein junger Mann, dreiunddreißig Jahre alt, schwankte bald darauf leichenbleich zwischen zwei Augustiner-Mönchen aus dem Thore der Schranne.

Bei der ersten Verkündigung des Urtheils — am 6. März — hatte er heftig gegen den ungerechten Spruch protestirt, und geberdete sich wie ein Rasender. Man mußte Alles zu Protokoll nehmen und dem Kaiser vorlegen.

Der Monarch drückte bei dem grauenvollen Berichte die Hand an die Stirne und rief betrübt aus: „Himmel! wo werden wir denn noch hinkommen!“ Darauf bestätigte er das Todesurtheil mit den Worten: „Ich bin in diesem ganz besonderen Falle mit dem Spruche meiner Appellation vollkommen einverstanden u. s. w.“

Als der Verbrecher vernahm, daß er keine Gnade zu hoffen habe, gab er sich willig in sein trauriges Loos, betete ohne Unterlaß mit den beiden ihm beigegebenen Seelsorgern und zeigte tiefe Reue.

So trat er jetzt aus der Schranne, um den letzten peinvollen Weg zu machen.

Im Beisein des Vorsitzenden beim Kriminalsenate, des Herrn Vicebürgermeisters Augusti und einiger Magistratsräthe wurde hier dem Verbrecher das Urtheil noch einmal vorgelesen. Der Schluß desselben lautete: „Daß dieser Delinquent des Adels für seine Person entsetzt, sohin auf den Hohen Markt und die sogenannte Schranne geführet, nach ihm allda öffentlich vorgelesenem Urtheile, auf den hohen Wagen gesetzt, und ihm in die rechte Brust ein Zwick

mit glühenden Zangen, sodann auf der Freiung eben ein gleicher Zwick in die linke Brust gegeben, sofort auf die gewöhnliche Richtstätte geführt und dorten von unten hinauf mit dem Rade vom Leben zum Tode hingerichtet, dessen Körper auf das Rad geflochten und darüber ein Galgen mit herabhängendem Strange aufgerichtet werden solle!"

Ein düsteres Murmeln durchlief die Versammlung.

Alles streckte sich jetzt in die Höhe, stellte sich auf die Zehen, um den verhängnißvollen Wagen genauer zu sehen, auf welchem der erste Theil des richterlichen Spruches vollzogen werden sollte.

Der unglückliche junge Mann wird auf den Wagen gebracht und an die Säule befestiget.

Eine unheimliche Stille herrscht auf dem Platze.

Von dem Schrannendache hört man zwei Sperlinge zwitschern.

Dem Delinquenten werden die Augen verbunden.

Ihm zur Seite stehen die Augustiner.

Heilige Maria, lispelt Jungfer Betti bei der Denksäule zu ihrer Nachbarin, mir wird unwohl, ich kann nicht hinschauen.

Bedecken Sie schnell Ihre Augen, lautete die Antwort, denn der Henkersknecht mit der glühenden Zange kommt schon.

Das Mädchen zitterte wie Espenlaub — schloß die Augen und murmelte: O Gott, wenn ich nur schon daheim wäre!

Gleich darauf vernimmt sie ein düsteres Gemurmel, übertönt von einem Wehruf.

Betti fährt zusammen, als ob der glühende „Zwick" ihr gegolten hätte.

Es ist geschehen, sagte die alte Standfrau mit dem Tone vollster Zufriedenheit, jetzt halten wir uns nur fest an den Stein, damit wir nicht erdrückt werden.

Der Rath kam zur Zeit, denn der ganze Menschenknäuel begann sich nun den Platz aufwärts zu wälzen, um entweder die Freiung oder den Richtplatz vor dem Schottenthore auf verschiedenen Umwegen und zwar vor dem Anlangen des armen Sünders zu erreichen.

Der Wagen setzt sich in Bewegung.

Die überfüllten Straßen zwingen ihn, oft anzuhalten, bis die Reiter Platz machen.

Der Lärm ist eben so groß als das Gedränge.

Das Armensünder-Glöcklein wimmert von St. Stefan ungehört herüber.

Auf der Freiung, der zweiten Station, herrschte dasselbe Drängen und Drücken, dieselbe Neugierde.

Es sind zwar andere Menschen, aber ihre Gefühle sind die nämlichen. Bei den Meisten profane Neugier, bei der Minderzahl frommes Mitleid, und bei nur Wenigen exemplarische Betrachtungen.

Unter dem Thore des Wenzel Kaunitz'schen Palastes steht ein Herr. Er ist groß und schlank. Die Züge seines Antlitzes sind interessant, das hohe Toupé und die seitwärtigen Haarrollen geben ihm ein sehr freundliches Ansehen, welches durch den offenen Blick noch gehoben wird. Er trägt hohe, eng anliegende Stiefel, eine enge Hose, eine Battenweste von lichtem Zeug, einen dunkelblauen Frack mit ziegelrothen Aufschlägen und Kragen, in der Hand ein Hispaniarohr und auf dem Kopfe einen Stülphut, hinter dem rückwärts ein langer Zopf hervorschaut.

Dieser Mann stand, wie erwähnt, unter der Einfahrt des genannten Palastes, und schaute kopfschüttelnd auf das Wogen der Massen auf dem Platze. Man sah es ihm an, er gehörte nicht in dieses Haus, er hatte hier nur Zuflucht gesucht vor dem Gedränge der Straße, er wollte ungefährdet die Menge mustern, und seinen Betrachtungen nachhängen.

Er bleibt jedoch nicht lange allein.

Ein anderer Herr kommt in die Nähe des Palastes, erblickt ihn und eilt auf ihn zu.

Dieser Zweite ist etwas kleiner an Wuchs und hagerem Bau. Sein längliches Gesicht ist blaß und dürr. Das dunkle Auge blinzelt häufig, und raubt dem Blick dadurch die Schärfe. Ein schelmischer Zug um den Mund verschönt das Antlitz. Sein Haarputz gleicht jenem des früher Geschilderten, nur ist der Zopf bedeutend kürzer. Die Kleidung ist ebenfalls sehr ähnlich, aber nicht so rein; die weiße Halsbinde und das große Jabot lassen an Weiße und Glätte Vieles zu wünschen übrig. Die Haltung dieses Herrn ist zimperlich, sein Gang leicht, fast theatralisch, wobei er jedoch Kopf und Nacken sehr unmalerisch vorgehalten hielt.

Zum Henker! rief er mit kreischender Stimme, was sucht Ihr da im fürstlichen Hause? Wollt Ihr vielleicht gar eine Anstellung bei Seiner Durchlaucht erhalten? Die Wiener werden kurios die Ohren spitzen, wenn sie hören, der Rautenstrauch sei fürstlicher Beamter geworden.

Der bekannte Broschürenschreiber zuckte mit den Schultern und sagte: Die Wiener mögen zucken und mucken, rotten und spotten, was liegt mir an dem Volk —

Das letzte Wort sprach er mit verächtlicher Geberde.

Oho! rief jetzt der Heisere, und gestikulirte dabei lebhaft mit den Händen, was ist das? Seid Ihr ein Diogenes geworden? Meiner Treu, wenn ich nicht Blumauer wäre, möchte ich Rautenstrauch sein!

Da, da, rief der Licentiat, indem er auf das Getümmel außen wies, seht sie Euch an, Euere Wiener, wer nicht weiß, was vorgeht, würde meinen, ihr vielgeliebter Hannswurst sei auferstanden, und produzire sich heute zum ersten Male.

Blumauer benützte seine Lorgnette und sah hinaus.

Es geht lustig zu, meinte er, beim Rädern wären wir also wieder glücklich angelangt, die glühenden Zangen fehlen auch nicht, nun braucht nur noch die Kuhhaut zu kommen, in welcher man den armen Sünder einnäht und auf

den Richtplatz schleppt, dann sind wir wieder dort, wo wir früher waren. Es lebe die Aufklärung!

Seine sarkastische Rede fand Rautenstrauch's Beifall nicht.

Du spottest der Justiz, versetzte dieser, das thue ich nicht. Ich halte mich nur an's Volk, an die Massen. Was hat dieses neugierige, kopflose Ungeheuer herzulaufen, als ob es eine Belustigung gäbe? Was hat diese gebildet sein wollende Menge hier zu suchen? Wenn man dem gemeinen Volke, dem Pöbel, ein Festessen gibt, braucht der Solide nicht mit in die Schüssel zu greifen. Und diese Frauen! O Gott, diese Frauen an den Fenstern und auf den Zeltern, gehören die auch hieher?

Aber mein Bester, Ihr vergeßt ganz, daß der Zahlheim seine Geliebte ermordet hat, und daß daher bei jeder Frau das Gefühl der Rache im Spiele ist, denkt Euch nur die Gefahr für manche Dame, die sechs bis acht Liebhaber hat, wenn man nicht so strenge Justiz übte.

Du scherzest noch?

Den Teufel auch, soll ich mich etwa grämen? Ich ärgere mich ein wenig, und das ist Alles. Ich bin neugierig, was man in den Logen dazu sagen wird, die Brüder Maurer werden schnauben, da wird es wieder Arbeit geben. Doch sage mir, willst Du vielleicht da stehen bleiben, bis man dem armen Sünder den „Zwick in die linke Brust" gegeben hat?

Fällt mir nicht ein!

Dann komm', laß uns auf Umwegen in's Schlossergäßchen, wir wollen in unserer Mördergrube frühstücken.

Rautenstrauch hing sich an Blumauer's Arm.

In dem Momente, als sie auf die Straße traten, bemerkten sie einen Mann mit einem Höcker, dessen Antlitz durch eine über das rechte Auge gelegte schwarze Binde zum größten Theile bedeckt war. Der Mann war nicht so klein, wie Höckerige gewöhnlich zu sein pflegen, sondern mittlerer

Statur und schmächtigen Körpers. Er trug eine Perrücke und bürgerliche Kleidung.

In dem Augenblicke, als er auf die beiden Schriftsteller stieß, fixirte er sie auffallend mit dem linken Auge, und huschte dann an ihnen vorüber.

Was ist das für ein Patron? fragte der bekannte Parodist.

Ich kenne ihn nicht, antwortete Rautenstrauch.

Der Schelm sah uns an, als ob er auf der linken Seite ersetzen wolle, was ihm auf der rechten abgeht.

Er kennt Dich vielleicht.

Ich erinnere mich nicht, ihn je gesehen zu haben.

Der Mann mit der schwarzen Binde war indessen die Schottengasse hinaufgeeilt, und bog nach rechts ein, um auf die Bastei zu gelangen.

Bevor er diese erreichte, stieß er auf einen Mann.

Ah, Pietro, Du bist's!

Ich harrte Eurer hier, Signor, wie Ihr es gewünscht.

Du bist ein braver Bursche. Hast Du meinen Auftrag besorgt?

Wie Ihr befohlen.

Pietro schüttelte sich.

Was hast Du denn? Fehlt Dir etwas?

Man verkehrt mit gewissen Leuten nicht gerne.

Ah so, ich verstehe. Nun, laß hören, was sagte der Nachrichter?

Er willigte ein.

Du besorgst also Alles. Benöthigst Du Geld?

Heute noch nicht.

Der Höckerige nickte ihm zufrieden zu und sagte: Jetzt geh'! Du weißt mich zu treffen!

Sie trennten sich.

Der zweite Theil der Exekution war indessen vor sich gegangen, und Alles strömte nun hinaus vor das Schottenthor.

Auf dem Glacis nächst der Holzgestätte an der Roßau befand sich damals eine geräumige, terrassenartige Erhöhung. Sie war von Ziegeln erbaut, von allen Seiten frei; und trug in ihrer Mitte eine vertikal stehende viereckige Säule.

Dieß war das — Hochgericht.

Das Glacis ist mit Menschen übersäet.

Die vom Thore heraus beginnende wellenförmige Bewegung ist ein sicheres Zeichen der Annäherung des Verurtheilten.

Schon hat der Wagen die Stadtgraben-Brücke passirt.

Ein düsteres Murmeln wogt durch die Luft.

Der unglückliche Mann sitzt zwischen den beiden Augustinern, und hat sich an einen derselben gelehnt. Sein Angesicht ist durch das härene Gewand des Mönchs gedeckt, seine Brust hebt sich zollhoch unter dem blutgesättigten Gewande.

Der Schmerz versagt ihm die Wohlthat einer Ohnmacht. —

Man hört das laute Gebet der Priester.

Die tiefen, starken Stimmen derselben übertönen das Wehgewimmer des Verurtheilten.

Jetzt ist der Wagen beim Hochgericht angelangt.

Man sieht den jungen Mann, von den beiden Mönchen unterstützt, auf die Terrasse schwanken.

In diesem Momente vernimmt man den erschütternden Schrei einer Frauenstimme.

Alles blickt nach der Gegend, woher der Wehruf kam.

Hier und dort hört man die Worte: „Es ist seine Mutter!“

Und in der That war, etwas entfernt vom Hochgericht, eine schwarz gekleidete Frau zusammen gesunken.

Man sah zwei Männer die Bewußtlose aus dem Gedränge tragen.

Einer von ihnen hatte einen Höcker und um das rechte Auge eine schwarze Binde.

Er hielt der Ohnmächtigen eine Phiole unter die Nase, worauf sie sich nach und nach erholte.

Die Matrone blickte die fremden Männer an, und wollte sich nach rückwärts wenden.

Der Einäugige verhinderte es, und sagte mit einer wohlklingenden, mitleidsvollen Stimme: Blicken Sie nicht zurück, es gibt Szenen, die ein Mutterauge nicht schauen soll. Sie hätten sich den gräßlichen Anblick ersparen sollen.

Ach, hauchte die unglückliche Frau weinend, ich wollte ihn noch einmal sehen —

Kommen Sie, ich sehe dort eine leere Miethkutsche, ich will Sie dahin geleiten, lassen Sie sich nach Hause fahren.

Die Matrone dankte dem zweiten Herrn, der sie aus dem Gedränge tragen half und ließ sich von dem Buckligen zur Kutsche führen.

Madame, begann dieser auf dem Wege, Sie setzten sich also dem martervollen Anblicke aus, um Ihren Sohn noch einmal zu sehen?

Die Matrone schluchzte heftig fort, und bejahte die Frage durch eine Kopfbewegung.

Der Fremde schwieg eine Weile, und sagte dann mit energischer Bestimmtheit: Madame, Sie sollen Ihren Sohn wieder sehen!

Die Frau fuhr erschreckt zusammen, ihr thränendes Auge heftete sich gierig an den Fremden.

Staunen Sie nicht, Madame, fuhr er fort, ich verspreche Ihnen, Sie werden Ihren Sohn wieder sehen.

Mein Herr — wer sind Sie? — Wann soll ich ihn sehen — sprechen?

Uebermorgen — Stunde und Ort werde ich Ihnen bekannt geben, ich weiß Ihre Adresse. Hier ist der Wagen.

Einige Sekunden später rasselte die Kutsche mit der Matrone fort.

Der Mann mit der schwarzen Binde verliert sich unter der Menge.

Die Säule auf dem Hochgericht ist mit einem Rad geziert. — Auf das Rad ist ein Leichnam geflochten — darüber erhebt sich ein Galgen — ein herabhängender Strick weht wie ein Pendel in der Luft.

Zweites Kapitel.

Ein privilegirter Groß- und Buchhändler.

Wer heut zu Tage durch den Bazar geht und die prachtvollen Auslagen der Gewölbe, das herrliche Gebäude betrachtet, der wird kaum mehr an den alten Seitzerhof denken, der noch vor wenigen Jahren diese Stelle einnahm.

Es ist das Los der Bauten und der Menschen schnell vergessen zu werden; sobald der „Schutt" hinweggeräumt ist, denkt man ihrer nicht mehr, und wird nur noch an jene erinnert, deren Namen die Geschichte oder bei den Bauten — die Lokalchronik aufbewahrt.

Zu diesen gehört auch der Seitzerhof.

Vor vielen Jahrhunderten, unter den ritterlichen Babenbergern, trug dieser Hof den Namen Röhrenhof oder auch zu den Röhren, und war ein Besitzthum des Landesfürsten. Im Jahre 1310 ward er, jedoch nur auf sehr kurze Zeit, bürgerliches Eigenthum. Friedrich der Schöne nnd sein Bruder Rudolf schuldeten den Brüdern Chranest

700 Mark Silbers und überließen ihnen dafür den Röhrenhof. Drei Jahre später stiftete Friedrich die Karthäuser zu Mauerbach, kaufte den Röhrenhof zurück und gab ihn dem Kloster zur Stiftung, mit der Freiheit, daß alle künftigen Besitzer dieses Hofes zu ewigen Zeiten in demselben Wein zu schenken befugt sein sollen. Da das Kloster zu Mauerbach erst gebaut werden mußte, was zur damaligen Zeit mehrere Jahre dauerte, so bezogen die herbeigerufenen Mönche indessen den Hof zu den Röhren und wohnten hier so lange, bis der neue Bau vollendet und in bewohnbaren Stand hergestellt war. Diese Mönche waren aus der Karthause Seitz nach Wien gekommen, das Volk nannte sie daher die Seitzer und so bekam auch der Hof den Namen — Seitzerhof.

Derjenige Theil des alten Hofes, welcher seiner ganzen Länge nach an die Seitzergasse stieß, war ehedem der lange Keller genannt, ein Beweis, daß die bedeutenden unterirdischen Räumlichkeiten sich ebenfalls schon eines ziemlichen Alters erfreuen, obwohl man damals nicht geahnt haben mochte, daß ein halbes Jahrhundert später der lange Keller zu einem Elisium, und dann wieder der bescheidene Seitzerhof zu einem luxuriösen Bazar werden würde.

Zur Zeit Kaiser Josef des Zweiten gehörte der Seitzerhof dem Bürger Reich, die Frequenz unter den Tuchlauben verlieh der Vorderfronte eine günstige Lage und so finden wir dort einige Gewölbe, darunter auch eine Buchhandlung unter der Firma: „Georg Philipp Wucherer, k. k. priv. Groß- und Buchhändler.“

Hier machen wir Halt.

Die Rolle, welche das Geschäft dieses Mannes in unserem Gemälde spielt, veranlaßt uns bei demselben etwas ausführlicher zu werden. Wenn wir sagen Geschäft, so meinen wir nicht etwa das Buchdruckergeschäft im Allgemeinen, sondern wir haben blos das Geschäft des Herrn Wucherer im Auge, dieses viel berüchtigte Geschäft, dessen

Detail einen merkwürdigen Beitrag zur Josefinischen Sittengeschichte liefert.

Wucherer — es freut uns, es sagen zu können — war kein Oesterreicher, sondern ein Schwabe; er kam aus dem „Reich" nach Wien und versah in einem Handelshause die Stelle eines Faktors. Wie gut er dieß verstand, beweist der Umstand, daß selbige Firma nach einigen Jahren zu Grunde ging, er aber, nämlich Wucherer, den damals nöthigen Großhändlerfond auswies, und sich in Wien etablirte. Die Spekulation mochte indessen nicht so ergiebig gewesen sein, als er erwartete, er warf sich daher ohne jedes Recht auf den Buchhandel, nahm anfangs die famosen Karlsruher Nachdrücke in Kommission, und verkaufte diese Bücher, trotz aller Einwendungen der Wiener Buchhändler, auch außer der Marktzeit. Darauf begann er den Nachdruck auf eigene Faust. Weimar, Faktor in der Schönfeld'schen Druckerei setzte sich mit ihm in's Einverständniß, was dieser nicht liefern konnte, wurde in Tübingen und Reutlingen gepreßt, und kam nach Wien, ohne daß ein Mauthbeamter oder Censor damit belästiget wurde. Wucherer schritt um die Buchhandlungsfreiheit wiederholt ein, und wurde abgewiesen, er half sich jedoch auf eine andere Weise. Weimar erhielt bei Gelegenheit einer Audienz vom Kaiser die Erlaubniß, sich etwas zu erbitten, und suchte das Recht an, eine Buchdruckerei errichten zu dürfen, was ihm auch zugestanden wurde. Da die ganze Stadt wußte, daß er ein armer Teufel sei, so wurde es bald klar, daß Wucherer hinter ihm stehe, und daß die hinter dem ehemaligen Johannesspitale auf der Landstraße errichtete Druckerei wohl Weimar's Namen trage, aber Wucherer's Eigenthum sei. Es war damals ein öffentliches Geheimniß, wie dieser Mensch durch seine Landsleute — die Matrizen zu Wasser nach Wien kommen ließ, wie die Fahrzeuge auf dem Donauarme zwischen den Brücken landeten, und ihre Ladung, der Mauth zum Trotz, auf Lohnwagen in die Stadt geschmuggelt

wurde. Betrug war die Basis seines ganzen Geschäftes, sein Vermögen, von Betrug erzeugt, ward von Skandal, Frechheit und Hochverrath — wir wissen keinen anderen Namen dafür — großgesäugt. Um die Buchhandlungsfreiheit zu erhalten, bediente sich der Schwabe eines anderen Kniffes. Er ging zur Audienz und stellte dem Monarchen vor, daß er, im Falle die Befugniß ihm verweigert würde, genöthiget sei, sich mit seinem Gelde außer Landes zu begeben. Damals, im ersten Keimen der vaterländischen Industrie, wo man dem Lande kein Kapital entfremdet wissen wollte, war dieser Grund ein wichtiger, und Wucherer's Bitte wurde gewährt. Zum Danke, daß er in Oesterreich reich geworden, hier eine zweite Heimat gefunden, und von dem Kaiser seine Bitte gewährt erhalten, begann der Groß- und Buchhändler nun eine Laufbahn, die eben so verabscheuens- als verdammenswerth war.

Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß zu jener Zeit in Wien keine Schmähschrift, kein Pasquill erschien, welche nicht bei Wucherer gedruckt worden wäre, die Censur war für ihn nur da, um von ihm hintergangen zu werden, seine Maxime war, früher zu drucken und dann erst censuriren zu lassen, ein Verbot hinderte bei ihm nie den Verkauf; wir müßten einen ganzen Katalog abschreiben, wollten wir nur die Titel der vorzüglichsten der von ihm in die Welt gesendeten Schmähschriften aufzeichnen; von 30 Flugschriften über das bekannte Freimaurerpatent waren 25 bei ihm erschienen, er stand mit Provinz-Buchhändlern ähnlicher Gesinnungen in Verbindung und tausende Exemplare zirkulirten schon nach allen Richtungen, bevor das Erscheinen noch bekannt, die Erlaubniß oder das Verbot der Behörde noch erfolgt war. Es geschah nicht selten, daß die Behörden in den Provinzen von dergleichem Druckfrevel nach dem Druckorte zuerst die Anzeige machen mußten.

Diese Charakteristik des Wucherer'schen Geschäftes

glaubten wir vorausschicken zu müssen, bevor wir den Mann selbst in unsere Erzählung einführten; den Lesern wird dadurch Manches klar werden, was ihnen sonst unverständlich gewesen wäre.

Wir betreten die Buchhandlung im Seitzerhofe. Es ist ein düsteres Lokale; ein paar Stufen führen aus dem äußeren Gewölbe in ein hinteres Zimmer, dessen Fenster in das Innere des Hofes gehen. Es ist dieß die — Schreibstube. Hier ist es etwas lichter, aber noch immer nicht so hell, daß man am späten Nachmittage des Kerzenlichtes entbehren könnte, darum brennt auf einem geräumigen Doppel-Schreibpulte eine Lampe, und zwei Männer sind, jeder auf einer Seite stehend, beschäftiget.

Der Eine, ein schon bejahrter Mann, mit einem finsteren abstoßenden Gesichte, überhängenden Augenbrauen, rohen Zügen und gemeinem, frechen Wesen, hatte eine große Anzahl Briefe vor sich, welche er durchging — der Andere, ein junger Mann, mit Schreiben beschäftigt, zeigte ein nicht unvortheilhaftes Aeußere, verrieth Kenntnisse und Bildung, doch ließ es sich nicht in Abrede stellen, daß sein Antlitz mit jenem des älteren Herrn eine gewisse Familienähnlichkeit hatte, nur daß bei diesem die Jugend noch milderte, was bei jenem das Alter schroffer hervortreten ließ. Beide waren in der That verwandt, wir sehen Onkel und Neffen vor uns, Herrn Georg Philipp Wucherer und Herrn Fezer, Ersterer Groß- und Buchhändler, Letzterer sein Geheimschreiber und Verfasser mehrerer Broschüren, seit einigen Jahren bereits in Wien anwesend, um bei dem Reichshofrathe um die Syndikusstelle der Reichsstadt Reutlingen zu petitioniren, welches Amt zu erhalten ihm bisher noch nicht gelungen war, weßhalb er theils aus Rache, theils um seiner Subsistenz willen, wie man sich in unserer Zeit ausdrückt, Opposition machte.

In der Schreibstube herrscht tiefe Stille, man hört das Federkratzen des schnell schreibenden Fezer und das Papier-

rauschen, so oft sein ehrenwerther Herr Vetter — damals sagte man noch nicht Onkel — einen Brief weglegte und einen anderen zur Hand nahm.

Jetzt unterbricht Herr Wucherer die Stille. Er nimmt eine Prise Spaniol, die er in taktartigen Intervallen in die Nase schiebt und sagt dabei: Die „Briefe eines Biedermannes an einen Biedermann“ gehen gut, unter allen meinen Maurerschriften fast am besten.

Fezer lächelte selbstgefällig, denn das Lob galt ihm, er war der Verfasser.

Wenn man „Loyola's Sendschreiben an die Brüder Freimaurer in Wien“ nicht verboten hätte, sagte er, die Verbreitung wäre ebenfalls eine große gewesen —

Wucherer schüttelte den Kopf und versetzte: Wer weiß, ob so groß als jetzt, da die Schrift verboten ist? Bei einem schwachen Büchlein ist mir das „Prohibetur“ lieber als „Admittitur“.

Da der Chef weiter las, so trat wieder eine Stille ein.

Nach einer Weile: Die „Prüfung der Wahrscheinlichkeiten“ gehen noch besser als die „Unwahrscheinlichkeiten aus Zwangburg wider die Unwahrscheinlichkeiten aus Freyburg“. In Oesterreich werden mehr Bücher gekauft wie in Ungarn.

Diese Bemerkung Wucherer's wurde von Fezer durch eine Pantomime bestätigt. Der Großhändler fuhr fort, die Zuschriften durchzugehen. Plötzlich brach er in lautes Lachen aus, er warf sich in seinen Lehnstuhl, und sein ganzer Körper schüttelte sich unter fortwährendem Gelächter.

Der Neffe sah ihn erstaunt an.

Ah — ah — das ist noch nicht dagewesen — vortrefflich — herrlich — unvergleichlich —

Er lachte noch immerfort.

Endlich mäßigte er den heftigen Ausbruch seiner Heiterkeit und rief: Da lies, aber laut, damit ich es noch einmal höre, es ist zu köstlich!

Der Broschüren-Verfasser nahm einen ihm dargereichten Brief und las:

„Hochverehrter Herr Freund!

„Die zwo Theile der „Briefe über den jetzigen Zustand von Galizien“ haben nicht ermangelt, hier in Lemberg großen Aerger zu provociren. Das Toleratur der Censur hat ihnen sehr genutzet. Was ganz erlaubt ist, wird nicht so stark gesucht. Noch mehr aber als die Censur kamen ihnen ansonsten die Skandalosa und die Privat-Chronika zu statten, welche sie enthalten. Mehrere hiesige Patrioten haben sich dahero in Aerger zusammengerottet, zogen in Prozession mit einem Exemplare der „Briefe“ zum Richtplatz, und nagelten es an den Galgen. Unter dem Buche klebten sie einen Zettel an, auf welchem mit großer Fraktur die Worte zu lesen waren: „Dieß gebührt dem Verleger!“

Der Großhändler brach in ein wo möglich noch heftigeres Lachen aus, und rief: Die Lemberger sind Mordkerle! Hätte mein Leben nicht geglaubt, daß das Buch so großes Glück machen wird. Lies weiter — weiter!

Fezer las:

„Die Patrioten, nachdem sie Sothanes vollführet, ließen das Buch nicht am Galgen, sondern hätten es wieder gern herunten gehabt, doch wollte Niemand hinaufsteigen und sich verunehren. Man holte Gerichtsdiener, allein auch diese spreizten sich, und wollten die Justiz nicht verunglimpfen. Solchermaßen blieb nichts übrig, als den Freimann in plenis Paradibus kommen zu lassen, welcher das Teufelsbuch vom Galgen nehmen mußte. In Folge dieser sehr markabeln Procedur bitte ich um noch zwölfhundert Exemplare —“

Und so weiter, und so weiter, rief Wucherer heiter, köstliche Kerle die Lemberger! Ich werde noch heute den Druck der zweiten Auflage anordnen. Wie steht's mit Deinem Manuskript?

Ich werde morgen fertig.

Welchen Titel hast Du gewählt?

Der Titel ist: „Bördelle sind in Wien nothwendig, Herr Hofrath von Sonnenfels mag dagegen auf seinem Katheder predigen, was er will.“

Wie stark dürfte das Traktätlein werden?

Zwei Druckbögen unseres gewöhnlichen Formates.

Hast Du es recht gepfeffert?

Ich war derber als gewöhnlich.

Ei was, derb! Viel zu wenig! Recht grob, besonders gegen die Behörden, so liest man's gerne. Bring' noch einige Hiebe hinein, je mehr desto besser.

Der Buchhändler zog eine massive Silberuhr in einem Schildkröt-Gehäuse aus dem Uhrtäschchen seines kurzen Beinkleides, spähte nach den Weisern und sagte dann: Die Sperrstunde ist da!

Auf diese Parole erhob sich Fezer.

Onkel und Neffe machten sich zum Weggehen bereit; Letzterer im Vereine mit dem Diener, der sich immer im Gewölbe aufhielt, besorgte die Sperre; der Chef verlor sich in den inneren Räumen des Seitzerhofes.

Eine Stunde später.

Die Nacht ist herangebrochen. Die für die damalige Zeit sehr splendide Stadtbeleuchtung thut bereits ihre Schuldigkeit. Die Frequenz in den Straßen war ungewöhnlich belebt; die am Morgen erfolgte Hinrichtung Zahlheim's mochte die Ursache davon sein, denn die Neugierde lockte den ganzen Tag hindurch Viele auf das Glacis, die dann einen Abstecher in die Vorstädte machten und erst spät zurückkehrten.

Gegen die Tuchlauben eilt ein einzelner Mann. Beim Seitzerhofe angelangt, schlüpft er in das Haus, öffnet dort eine nur angelehnte Thüre, und befindet sich in einer finsteren, dumpfigen Vorhalle, welche in die weitläufigen Keller führt.

Der Mann zieht unter dem Rocke eine kleine Laterne

hervor, schlägt Feuer, zündet einen Schwefelfaden an, und mit diesem ein Wachslicht in der Laterne.

Nun begibt er sich in den Keller vorwärts.

Sein sorgfältiger Blick späht nach rechts und links — man sieht es ihm an, er hat diesen Weg noch nicht gemacht, er folgt wahrscheinlich nur einer erhaltenen Beschreibung.

Jetzt hält er an, eine versperrte Thüre hemmt seine Schritte.

Er hebt seine Laterne in die Höhe und beginnt die von der Thüre links befindliche Wand zu beleuchten.

Ein unvorbereitetes Auge würde an dem grauen, feuchten Gestein nichts bemerkt haben, unser Mann, nachdem er in einer gewissen Höhe einige Sekunden lang mit der Laterne hin- und herfuhr, hielt die Hand plötzlich ruhig und murmelte: Ah, da ist der Nagelkopf!

Hierauf drückte er an denselben. Er fühlte wohl, daß der Kopf dem Drucke nach Innen zu weiche, aber er vernahm keine Wirkung dieser Bewegung.

Nach einer Weile ging die Thüre auf, der Mann mit der Laterne trat ein.

Er befand sich in einer kurzen Kellerabtheilung, die mit Fässern vollgelagert, das Aussehen eines gewöhnlichen Weinkellers hatte.

Ein Mann, der ebenfalls die Leuchte trug, stand ihm gegenüber. Sein Gewand verrieth den Arbeiter.

Als er den Angekommenen gewahrte, wurde er betroffen und fragte zagend nach seinem Begehren.

Ich wünsche mit Euerem Herrn zu sprechen! lautete die bestimmte Antwort.

Mit meinem Herrn, entschuldigte der Arbeiter mit erzwungener Unbefangenheit, er ist nicht hier, er pflegt auch selten gegenwärtig zu sein, wenn ich hier Wein abziehe oder —

Der Andere unterbrach ihn lächelnd: Ihr zieht Wein ab? Wer sollte es glauben, daß Ihr bei diesem Geschäfte Euer Gewand so beschmutzt?

Der Sprecher fuhr bei diesen Worten mit der Spitze seines rechten Zeigefingers über die Jacke des Arbeiters und hielt ihm dann die mit ölichter Schwärze beschmutzte innere Fläche entgegen.

Der Arbeiter wurde verlegen.

Ich wiederhole also noch einmal, sagte der Fremde ernst und kurz, ich will mit Euerem Herrn sprechen, mit Herrn Georg Philipp Wucherer! Dort hinter dem linken Eckfaße befindet sich die verborgene Thüre, welche in die weitere Abtheilung führt. Ihr seht, ich kenne die Geheimnisse dieses Kellers, und Ihr würdet nur gegen das Interesse Eueres Gebieters handeln, wenn Ihr mir den weiteren Eintritt verweigertet.

Die Verlegenheit des Arbeiters war in Betroffenheit übergegangen, er wußte nicht, was zu thun, endlich sagte er: Verweilt einige Augenblicke — ich werde gleich zurück sein.

Er verlor sich in der That hinter dem linken Eckfasse, wie es der Fremde früher angedeutet hatte.

Nach ungefähr fünf Minuten kehrte er zurück und bat den Fremden, ihm zu folgen.

In der Wand hinter dem erwähnten Fasse befand sich eine niedere Oeffnung, verdeckt durch eine Thüre, welche das schärfste Auge nicht zu unterscheiden vermochte.

Die beiden Männer wanden sich, tief gebückt, durch und befanden sich in in einer geräumigen, erleuchteten Halle.

Der Großhändler trat dem Herrn erstaunt entgegen.

Er war ihm völlig fremd.

Er hatte diesen höckerigen Mann mit einer schwarzen Binde um das rechte Auge nie gesehen.

Drittes Kapitel.

Im Mysterium des Groß- und Buchhändlers.

Die Halle, in welcher der Buckelige Herrn Wucherer gegenüber stand, war, wie wir erwähnten, erleuchtet.

Auf der rechten Seite standen zwei Setzkästen, an deren jedem ein Schriftsetzer beschäftiget war. Auf der Linken war eine Presse in Bewegung, bedient von den nöthigen Arbeitern.

Das kleine Personale war in voller Thätigkeit, dabei herrschte tiefe Stille, man vermied jedes überflüssige Geräusch. —

Der Großhändler eröffnete das Gespräch.

Sie haben mich zu sprechen gewünscht, sagte er, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, und bin verwundert, daß Sie mich in diesem Lokale aufzusuchen wußten.

Der Herr mit der schwarzen Binde verneigte sich und erwiederte: Ihre Verwunderung wird in dem Momente, da ich Ihnen meinen Namen nenne, ein Ende nehmen. Sie werden dann augenblicklich einsehen, daß ich nicht durch den Verrath eines Ihrer Vertrauten zur Kenntniß Ihres Geheimnisses gelangte. Die Stadt Wien, so groß sie auch sein mag, hat vor mir kein Geheimniß, ich gehöre zu den wenigen Bevorzugten dieser Erde, die Alles erfahren, was sie zu wissen wünschen.

Herr Wucherer riß die Augen auf, der Andere fuhr gleichmüthig fort: Ich hätte Sie zwar bequemer in Ihrer Wohnung, in Ihrer Handlung, oder auch in Ihrer öffentlichen Druckerei aufsuchen können, ich zog jedoch dieses geheime Etablissement Ihres Geschäftes vor. Ich bin des Glaubens, Ihr Vertrauen hier schneller zu gewinnen, wir können hier ungestörter und offener mit einander sprechen.

Der verlegene Verleger führte den Fremden zu einem Tische, der in einer Ecke stand und bot ihm einen Platz an.

Beide ließen sich nieder.

Wucherer, auf's höchste gespannt, erwartete den Vortrag des Einäugigen.

Die Arbeiter, ohne sich um die Herren zu kümmern, fuhren in ihrem Geschäfte fort.

Der Fremde begann: Heute Morgens hat, wie Sie wissen, eine Hinrichtung stattgefunden. Man hat einen Menschen mit glühenden Zangen gezwickt und dann gerädert. Das Urtheil lautete auf Räderung von unten hinauf, wurde aber gemildert, indem man den Verbrecher von oben herab räderte. Trotz dieser Modifikation hat das Urtheil großes Aufsehen erregt, und wer sich die Mühe nahm, heute die öffentlichen Orte zu besuchen und die Aeußerungen darüber zu hören, der wird die Bewegung der Gemüther nicht verkennen, welche das Urtheil hervorbrachte. Die guten Wiener sind der Meinung, man würde der Gerechtigkeit hinlängliche Satisfaktion gewährt haben, wenn man den Zahlheim simpliciter geköpft oder gehängt hätte. Wir wollen bei dieser bürgerlichen Anschauung nicht weiter verweilen, sondern nur den Umstand im Auge behalten, daß die Hinrichtung einige Zeit das Tagesgespräch bilden wird, und daß es demgemäß angezeigt ist, der öffentlichen Meinung mit einer Flugschrift zu Hülfe zu kommen.

Kaum hatte Herr Wucherer das Wort „Flugschrift" gehört, als er freudig überrascht zusammenfuhr und ausrief:

Wahr — sehr wahr — in diesem Falle ist ein Traktätlein angezeigt — man wird es verschlingen —

Es freut mich, mein Herr, daß Sie meiner Ansicht beitreten.

Oh, ich müßte mein Geschäft schlecht verstehen, wenn ich einen solchen Moment unbenützt vorüber ließe! —

Der Großhändler schnupfte hastig und fuhr rasch fort: Bin dabei — aber schnell — a tempo — dergleichen Schriften dürfen nicht lange auf sich warten lassen.

Was das Manuskript anbelangt, versetzte der Einäugige gelassen, so ist es bereits vollendet —

Wie? Schon vollendet?

Der Andere zog ein Heft aus der Tasche und versetzte: Sie sehen es hier in meiner Hand.

Herrn Wucherer durchzuckte ein freudiger Schreck.

Ei, ei, rief er schmunzelnd, das nenn' ich schnell bei der Hand sein! Darf ich nun wissen, mit wem ich zu verkehren die Ehre habe?

Davon später. Bleiben wir für jetzt beim Geschäfte.

Gut, bleiben wir dabei. Sie sind also der Herr Verfasser?

Sie erhalten das Manuskript von mir, ob ich es verfaßt habe oder nicht, kann Ihnen ganz gleichgültig sein; mir ist es nur zu thun, daß diese Schrift gedruckt werde, an der Autorschaft ist in diesem Falle nichts gelegen.

Der Großhändler machte eine Pantomime, welche seine Zufriedenheit ausdrückte und sagte dann: Darf ich bitten, mir den Titel Ihres Operates mitzutheilen?

Der Bucklige schlug das erste Blatt des Manuskriptes um und las: „Beweis, daß Zahlheim als ein Opfer der Unwissenheit seiner Richter und durch Gewalt des Stärkeren hingerichtet worden. Verfaßt von einem Menschen."

Der Buchhändler fuhr auf, und glotzte den Anderen verblüfft an.

Dieser Titel war selbst Herrn Wucherer zu stark.

Nun, mein Herr, fragte der Einäugige nach einer Weile, wie finden Sie den Titel?

Der Großhändler nahm verlegen eine Prise und stotterte: Oh — der Titel — wäre wohl gut — aber —

Sie tragen Bedenken?

Es wird Ihnen vielleicht unbekannt sein, verehrter unbekannter Herr, daß Zahlheim sowohl den Diebstahl, als auch den Mord eingestanden hat.

Das ist mir sehr wohl bekannt, was liegt aber daran?

Daran liegt sehr viel, Hochverehrter, denn dann kann von einem „Opfer der Unwissenheit“ keine Rede sein. Den Tod hat der Verbrecher in jedem Falle verdient, wenn es dabei etwas zu tadeln gibt, so ist es höchstens die Todesart, die über ihn verhängt wurde.

Das ist Ihre Privat-Ansicht, die Ansicht des Publikums, vielleicht auch die meinige; allein Sie wissen aus Erfahrung, daß man in Schriften, die der Regierung feindlich entgegentreten, immer um einen Schritt weiter geht, als die öffentliche Meinung; wenn diese nun die Todesart tadelt, so ist es an uns, nicht allein die Art, sondern das Todesurtheil überhaupt anzugreifen.

Sie behaupten also in der Schrift?

Daß man Herrn von Zahlheim wider alles Recht der Natur und der Gesellschaft zur Richtstätte geschleppt hat.

Und wie beweisen Sie es?

Ich zeige dem Leser, daß der Diebstahl und der darauf erfolgte Mord nur eine Folge der Umstände war, in welchen der Uebelthäter sich befand, er hat gerade so handeln müssen, als er handelte, besaß nicht die mindeste moralische Freiheit, sein Vergehen zu unterlassen, folglich kann er auch deßhalb nicht bestraft werden.

Bei dieser sehr merkwürdigen Logik begann Herr Wucherer herzlich zu lachen.

Der Schluß, rief er, ist etwas spitz, aber er blendet; nach Ihrer Folgerung könnte Jeder thun, was ihm beliebt, er könnte sogar stehlen und rauben, um nur dasjenige nicht zu entbehren, was das Leben angenehm macht; aber wie gesagt, daran liegt nichts, der Leser wird geblendet und das ist die Hauptsache.

Sie wären also nicht abgeneigt? —

Keineswegs, wenn wir sonst einig werden.

Einig? Worin noch?

Ich meine von wegen des Honorars —

Jetzt lächelte der Fremde und sagte: Lassen Sie hören, wie viel fordern Sie?

Wucherer sah den Buckeligen verdutzt an.

Das Fordern, sagte er kleinlaut ist an Ihnen.

Sie vergessen, mein Herr, daß Sie es mit keinem gewöhnlichen Menschen zu thun haben, ich gebe Ihnen das Manuskript und honorire Sie überdies.

Bei dieser abermals merkwürdigen Logik des Fremden machte der Buchhändler einen Luftsprung.

Herr, stotterte er aufgelöst in Wonne und Entzücken, Sie geben ein gutes Manuskript und zahlen noch Honorar? O, jetzt glaube ich, daß Sie zu den wenigen Auserwählten dieser Erde gehören, die Alles wissen, was sie zu erfahren wünschen. Die Schrift wird augenblicklich der Presse übergeben. Sie sollen staunen über meinen Betrieb, um fünftausend Exemplare ist mir gar nicht bange, wenn es gut geht, auch achttausend, wie z. B. bei meinen „Unwahrscheinlichkeiten". Jetzt aber, hochverehrter Herr, legen Sie Ihr Inkognito ab, nennen Sie mir, ich bitte höflichst darum, Ihren edlen Namen.

Der Herr mit der schwarzen Binde zog ein feingearbeitetes Portefeuille aus der Busentasche, nahm aus derselben eine Karte und sagte: Hier meine Adresse!

Kaum hatte der Großhändler sie gelesen, so taumelte er drei Schritte zurück und stotterte: Herr — Graf! —

Der Bucklige legte seinen Zeigefinger quer über die Lippen, machte dazu eine entsprechende Pantomime, verneigte sich und verließ die heimliche Buchdruckerei.

Viertes Kapitel.

Der Glückshafen.

Der Graben ist zahlreich besucht.

Der Nachmittag ist so freundlich und warm, wie man es am eilften März kaum erwarten sollte. — Die Sonne scheint wie sonst gegen Ende April, man sieht sogar geöffnete Fenster, als ob die Zeit der „Limonade-Hütten“ schon da wäre und die schöne Welt, oder richtiger gesagt, die liebende Welt, sich unter ihren erfrischenden Fittigen versammelte.

Statt der traulichen, gastlichen Hütten sieht man aber in der Nähe der Hirsch-Apotheke eine hölzerne Bude errichtet, umstanden von hunderten Neugierigen, denen Anschlagzettel und Austrommler verkündigt hatten, daß heute ein Glückshafen eröffnet sei, bei welchem gewonnen werden: Ein silberner Becher, eine Uhr, die man allmonatlich nur einmal aufzuziehen braucht, ein Silberservice für drei Personen, ein goldener Ring, u. s. w. u. s. w., noch manchen Nürnberger Tand hinab bis zum seidenen Strickbeutel und spanischen Rohr.

Das Innere der Bude ist mit grell gefärbten Papie-

ren bunt ausstaffirt, die Gewinnste glänzen und prunken, denn der Unternehmer hat sie, wie der Wiener sagt: „Auf den Glanz hergestellt“ damit das Auge geblendet und der Beschauer zum Spiel gelockt werde.

Auf einem Tische vorne steht ein riesiger, mit Goldpapier überzogener Topf, in welchem die Nummern liegen, unter denen sich die zahlreichen Nieten und die wenigen Treffer befinden.

Der Platz ist also sehr zahlreich besucht. Spiellustige, Neugierige, Unterhaltungssüchtige und endlich eine große Zahl von Pflastertretern bilden die Versammlung, die theils den Glückshafen umsteht, theils aber im Sonnenschein auf und ab spaziert und die Damen an den Fenstern mustert.

Das waren aber auch Damen!

War es doch, als hätte sich — vom Sonnenschein gelockt — plötzlich der Frühling aufgethan und wäre eingezogen mit Sang und Klang.

Welch' eine Menge anmuthiger und lieblicher Gesichter! Z. B. da oben bei Herrn von Trattner, dem damaligen Brockhaus, der einige Jahre früher an die Stellen von sechs Häusern ein Einziges hinpflanzte, welches zu jener Zeit das prächtigste und größte Privatgebäude der österreichischen Residenz war. —

Sechs Geschoße, vierzehn Fenster in einer Reihe — hundert und neunzehn große und kleine Laden oder Gewölbe, welch' ein architektonischer Riese!

Oben also, bei Trattnern im ersten Stock, da wimmelt es von Frauenköpfen. Die Familie hat zahlreiche Verbindungen, Verwandte und Bekannte. Die Damen haben sich also zu Besuch eingefunden, um das Schauspiel auf dem Graben mit anzusehen.

Jene Frau, mit dem länglichen, blassen Gesichtchen, etwas geziert aber doch anmuthig, es ist die Hofräthin Born, ihr zur Seite eine Schönheit aus Theresianischer Zeit, die Gattin des Hofraths Greiner, mit ihrem allerlieb-

sten gelehrten Töchterlein Karoline, von diesem Mädchen ist es stadtkundig, daß es die römischen Klassiker im Originale lese und recht nette Verse dichte; natürlich was Essig werden will, sagt ein triviales Sprüchwort, wird zeitlich sauer, aus der Karoline Greiner ist später eine Karoline Pichler geworden. Am benachbarten Fenster sehen wir eine der reizendsten Frauen Wiens, die Hofräthin von Sonnenfels. Die Künstlerwelt nannte die liebenswürdige Therese die „Aspasia“ Wiens. Von fünf reizenden Töchtern des Fulnecker Oberamtmannes Hay war sie die reizendste, ihr Bruder Johann Leopold Hay, wurde später Bischof zu Königgrätz, Viele preisen ihn als Oesterreichs Fenelon.

Aber siehe da! Wer ist das?

Neben der Freiin von Sonnenfels steht eine einfach gekleidete Frau, jung, reizend, fast so liebenswürdig wie die Hofräthin. Beide sprechen freundlich miteinander, trotzdem, daß die einfache Frau, nur bürgerlich gekleidet, der Dame gegenüber sehr bescheiden aussieht. Wir werden die Anmuthige später näher kennen lernen, vor der Hand genüge ihr Name, es war Madame Konstanze Mozart.

Wir vermögen von unten aus nicht zu hören, wovon die Damen sich unterhalten, wir bemerken aber, daß ihre Blicke auf ein schräg hinüberliegendes Fenster gerichtet sind, das sich im zweiten Stocke befindet und an dem ebenfalls eine Dame erschienen ist.

Nur einige Sekunden am Fenster und hunderte Augen ruhen auf ihr.

Die Dame scheint dem Bunde der Grazien entflohen und sich hier niedergelassen zu haben.

Das Gesichtchen, ein vollkommenes Oval, die Wangen eine Verbrüderung von Lilien und Rosen, das Auge von dem reinsten, damals berühmten Kaiseraugenblau, die Lippen fein geschnitten, das Kinn zum Küssen, die Stirne voll Hoheit, der Charakter des ganzen Antlitzes ein Gemisch von Liebenswürdigkeit, Anmuth und Klugheit. Ihr Haar ist blond

und seidenweich, der Kopf, in diesem Momente blos, zeigt eine Frisur, die an das Antike mahnend, eigens für diese Erscheinung erfunden scheint. Das reiche Haar, nach rückwärts geleitet, am Hinterhaupte in einen Bund vereiniget, bildet hier einen blonden Wald, aus welchem einzelne Locken nach den Seiten und nach rückwärts fallen. Man mußte diesen Kopf sehen, um den Reiz des Haarputzes nur zu begreifen.

So viel man von unten aus wahrnehmen kann, ist die Dame üppig gebaut, jedoch nicht zu voll, die braune Seidenrobe zieht sich jeder Mode zum Trotz bis nahe an den Hals, wodurch die Reizende ein keusches Aussehen erhält, eine Eigenschaft, die in jenen frivolen Tagen eben nicht allzuhäufig angetroffen ward.

Wer die Blicke, welche auf die Erscheinung im zweiten Stocke gerichtet waren, genau studirte und dabei die Mienen der betreffenden Personen nicht übersah, der konnte auf allen Gesichtern die einfache Frage lesen: „Wer ist dieser Engel?“

Weder die Herren auf dem Platze, noch die Damen an den Fenstern vermochten diese Frage zu beantworten.

Etwas entfernt von der Spielbude — man gewähre uns diese Benennung, die eigentlich die passendste ist — bemerken wir einen jungen Mann, dessen Aufmerksamkeit ebenfalls jener Dame gilt.

Sein schlanker Körper lehnt an dem gegenüber liegenden Hause und sein schwarzes Auge weidet sich an dem lebenden Frauenfrühling.

Wir zweifeln nicht, daß der schmucke Herr, der kaum zwanzig Jahre zählt, im Leben noch kein schöneres Frauenbild sah, darum sein glühender Blick, darum das Lächeln auf seinen Lippen, sie sind stumme Geständnisse seiner Bewunderung.

Der junge Mann, dessen Kleidung und feines Wesen ihn als zu den besseren Ständen gehörend bezeichnet, ist in

das Anschauen der Dame so versunken, daß er die Vorgänge auf dem Platze nicht beachtet, er ist blos mit dem Körper auf dem Graben, sein Geist weilt in den höheren Regionen eines zweiten Stockwerkes.

Zwei Herren, die sich in seiner Nähe aufgestellt hatten und laut und ungezwungen miteinander sprachen, blieben natürlich von ihm unbemerkt.

Beide Herren, anständig gekleidet, waren groß, der Eine rauh, trotzig, mit einem Medusengesicht, der Andere hübschfarbig, freundlich lächelnd und munter. Obwohl erst in der Mitte der Dreißig stehend, sah man bei ihm doch schon die Anlage des künftigen Schmeerbauches, der kurze Hals versprach auch sehr speckig zu werden.

Beide Herren gingen Arm in Arm, der Trotzige wurde von dem Freundlichen in der Richtung gegen die Spielbude gezogen, er stemmte sich aber dagegen und rief wiederholt: Ich mag nicht — laß mich — wer wird sich denn unter's gemeine Volk mengen — Du hast doch manchmal sonderbare Einfälle, Emanuel!

Komm nur, Stephanie, komm mein Büberl, versetzte der Muntere, im echten Wiener Jargon, ich hab' mir's einmal in den Kopf g'setzt, wir probiren heut' unser Glück —

Ich spiele nicht —

Geh', geh', Mauserl, bei Millani spielst Du fleißig.

Ein Kaffeehaus ist kein öffentlicher Platz —

Du spielst auch öffentlich und zwar — Komödie.

Zwischen Nationaltheater und Glückshafen wird wohl ein Unterschied sein.

Kein großer. Die Treffer sind dort so rar, wie hier. Jetzt komm, Brüderl, komm, sei fein manierlich, laß das Tyrannenhafte, Flegelische und Scharfrichterliche für das Komödienhaus, spiel' mit, dagegen verspreche ich, sobald wieder eine neue Komödie von Dir gegeben wird, zu klatschen wie ein Fuhrmann, aber gut muß das Stück sein, so gut, wie zum Exempel Deine „Bekanntschaft im Bade“,

oder die „Wölfe in der Heerde“, oder gar wie der „Deserteur aus Kindesliebe“.

Stephanie der Jüngere, denn er war der Widerstrebende, schüttelte den schrecklichen Kopf und versetzte: Mir liegt an dem Geklatsche in der Luft und an jenem auf dem Papiere nichts; der Teufel hol' Alles, was kritisirt, gleichviel, ob mit dem Munde oder mit der Feder; wer mit meinem Kopfe nicht zufrieden ist, dem gib ich meine Fäuste zu schmecken. So halt' ich's! Jetzt aber laß mich Emanuel!

Da der Freundliche sah, daß der Andere gar nicht zu bewegen war, so sagte er: Gut denn, ich probir's allein, wo treff' ich Dich später?

Bei Kramer.

Sie trennten sich.

Der Herr, welcher Emanuel hieß, ging zur Spielbude.

Der früher erwähnte junge Mann, in dessen Nähe diese Szene vorfiel, blickte noch immer nach dem zweiten Stockwerke.

Plötzlich fühlte er sich an der Schulter berührt. Er wendete den Kopf und sah an seiner Seite einen höckerigen Mann mit einer schwarzen Binde um das rechte Auge.

Störe ich, Herr Lohberg? fragte der Bucklige leise.

Der Angeredete, erstaunt, von einem Unbekannten angesprochen zu werden, versetzte: Was wünschen Sie mein Herr?

Ihnen gefällig zu sein.

Sie? Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.

Es steht Ihnen frei, meine Bekanntschaft zu machen.

Ich danke, mein Herr.

Ah, sagte der Einäugige mit einem sarkastischen Lächeln, Sie denken wahrscheinlich, eine Bekanntschaft, die sich selbst aufdringt, kann nicht sehr wünschenswerth sein.

Sie geben sich viele Mühe, meine Gedanken zu errathen.

Ich brauche Ihre Gedanken nicht erst zu errathen, ich kenne sie ohnedem.

Meine Gedanken?

Sie staunen! Würden Sie meinen Namen wissen, Sie fänden natürlich, was Sie jetzt bezweifeln.

Der junge Mann betrachtete den Fremden aufmerksamer und sagte: Wohlan, nennen Sie mir Ihren Namen!

Hier? Auf öffentlichem Platze? Oh, mein Herr, ich pflege meinen Namen nicht auszuposaunen.

Dann bewahren Sie Ihr Geheimniß, und lassen Sie mich.

Sie sind mißtrauisch, Herr Lohberg, ich wiederhole, ich wünsche nichts, als Ihnen gefällig zu sein.

Und ich wiederhole meinen Dank dafür.

Sie weisen mich also von sich?

Keine Antwort.

Das linke Auge des Fremden funkelt. Er zieht sein Portefeuille aus der Brusttasche, öffnete es, und sagte ernst mit wohlklingender Stimme: Kornelius Lohberg, ich bitte, blicken Sie hieher.

Er hielt dem jungen Manne ein Miniaturbild entgegen, welches eine hübsche Frau darstellte.

Lohberg wurde bleich und zitterte.

Kennen Sie diese Dame?

Es ist meine Mutter, meine arme Mutter! stammelte der Betroffene.

Der Fremde schloß das Portefeuille und verbarg es. Dann sagte er kurz: Ich verlasse Sie mein Herr, ich mag Niemandem lästig fallen.

Jetzt hielt Lohberg ihn zurück.

Verweilen Sie nur einige Augenblicke, sagte er, ich bitte Sie darum.

Der Fremde blieb.

Sie tragen in Ihrem Portefeuille das Porträt meiner Mutter. Wie kommen Sie zu dem Bilde? Wer sind Sie? Woher kennen Sie mich?

Ich kann Ihnen diese Fragen hier nicht beantworten. Das Porträt kam zufällig in meinen Besitz.

Kannten Sie meine Mutter persönlich?

Nein. Ich sehe auch Sie heute zum ersten Male.

Und dennoch?

Dennoch kenne ich die ganzen Verhältnisse Ihrer Familie, kenne die Vergangenheit und weiß Ihre Zukunft.

Meine Zukunft? rief Kornelius betroffen.

Zweifeln Sie nicht, junger Mann, vor mir gibt es kein Geheimniß! Nicht vergeblich habe ich die Welt in allen ihren Theilen durchreist, die Mysterien der Pyramiden und Katakomben durchforscht, nicht vergebens weilte ich am Ganges, am Niagara und im Innern des Vesuv, nicht umsonst lebe ich in verschiedenen Jahrhunderten neu auf, für mich gibt es keine Zeit und keinen Ort.

Lohberg glaubte zu träumen. Was er da hörte, war so sonderbar, so unglaublich, und doch mit solcher Zuversicht und solcher Würde gesprochen, daß er es nicht wagte, seine Zweifel laut werden zu lassen. Er blickte den Fremden betroffen an.

Dieser fuhr fort: Was staunen Sie? Sie gehören doch noch nicht zu jenen neumodischen Freigeistern, wie die jetzige frivole Zeit sie zu Tausenden heranbildet. Für sie gibt es keine Religion, weder eine natürliche, noch eine geoffenbarte, für sie gibt es keinen Glauben, keine Wunder, keine Hölle und kein Jenseits. In ihrem Alles nivellirenden Geiste leugnen sie, was ihr Verstand nicht begreift, und bestreiten selbst die Wunder der Natur, weil sie das Geheimnißvolle derselben nicht zu durchschauen vermögen. Sagen Sie mir, haben Sie Franz von Zahlheim gekannt?

Den Verbrecher, welcher gestern gerädert wurde?

Ja, man sagt, er sei hingerichtet worden.

Man sagt? Ei, mein Herr, ich selbst war Augenzeuge.

Sie kannten ihn also?

Ich kannte ihn sehr gut.

Wohlan denn, blicken Sie nach jenem zweiten Stocke und sagen Sie mir, wer ist jener Mann?

Der Fremde wies mit dem Zeigefinger nach demselben Fenster, an welchem früher die herrliche Dame mit dem blonden Haar sichtbar war.

Kornelius blickte hin, taumelte und stotterte: Heiliger Gott, er ist es, der Zahlheim!

Der Zahlheim! hört man rechts Mehrere rufen.

Der Zahlheim, wie er leibte und lebte! schreit es links.

Hunderte Augen blickenauf.

Der Zahlheim steht mit verschränkten Armen am offenen Fenster und blickt traurig auf den Platz herab.

Es ist hellichter Tag.

Bei der Spielbude ertönt jetzt ein fürchterliches Geschrei.

Bravo! Vivat! Jubel!

Trompetenschall und Paukenwirbel.

Hütewerfen! Halloh! Getümmel!

Das waren die pächterlichen Claqueurs des Glückshafens.

Der erste Preis — der silberne Becher war gewonnen.

Ohrenzerreißendes Spektakel!

Im Nu steht vor der Bude ein offener Fiaker.

Der Gewinner, mit einem Lorbeerkranz auf dem Dreispitz, wird mit Gewalt von vier stämmigen Burschen gefaßt und in den Wagen gehoben. Einer von ihnen steht wie ein Heros auf dem Wagensitz, und schwingt den silbernen Becher in der Luft. Hinten auf dem Brett stehen zwei Trompeter und blasen, als ob das jüngste Gericht schon im Anzuge wäre.

Hunderte von Gassenjungen umspringen den Wagen, und rufen ohne Unterlaß: Vivat, Schikaneder! Bravo, Schikaneder! Vivat!

Der Schauspieler, oder wie man damals sagte, der Komödienspieler Emanuel Schikaneder war der Gewinner des ersten Preises, und mußte sich nun nolens volens im

Triumph — zum Ruhme des Glückshafen-Pächters — in der ganzen Stadt herumtrompeten lassen.

Lohberg, von dieser Szene hinwegblickend, suchte den Fremden.

Er war fort.

Das Fenster im zweiten Stocke war geschlossen.

Von Zahlheim und der reizenden Erscheinung keine Spur.

Der junge Mann eilte in jenes Haus — oben war Alles gesperrt — der Hausmeister sagte ihm, die fremde Herrschaft, welche seit acht Tagen hier wohne, sei schon am Mitage ausgefahren und seitdem nicht zurückgekehrt.

Fünftes Kapitel.

Auf der Hauptmauth.

Wir als Romandichter würden es unseren Lesern nimmermehr zumuthen, uns an einen Ort zu folgen, der so wenig romantischen Elementes bietet. Unsere Chronik ist jedoch unerbittlich, wollen wir ihr nicht untreu werden, so dürfen wir einen Vorfall nicht übergehen, welcher zu einem wichtigen Theile unserer Erzählung den Anfang bildet.

Der Chronist befiehlt, wir gehorchen. — Im Grunde genommen ist der Schauplatz Nebensache und die Begebenheit und die Personen sind von Wichtigkeit.

Wir befinden uns also auf der damaligen Hauptmauth.

Das drei Stockwerke hohe geräumige Gebäude lag

zwischen den sogenannten Lorenzerinnen und dem Mauththore. Damals trug es die Nummern 721 und 722.

Wir kennen das Gebäude, wir wissen die Veränderungen, welche seitdem stattgefunden, darum kein Wort mehr darüber.

Es war fast gegen das Ende der Amtsstunden; der Zulauf hatte sich verringert, die Parteien waren expedirt, nur Wenige befanden sich noch da, um die Untersuchung ihrer Packete, Koffer und Kisten abzuwarten.

Unter diesen befanden sich zwei Reisende, die man augenblicklich in Herr und Diener unterschied.

Der Erste war ein kräftiger Greis, strotzend von Gesundheit. Seine kerzengerade Haltung, so wie sein kurzes, barsches Wesen zeigten den ehemaligen Militär, sein offenes Auge die Freimüthigkeit und seine hohe Stirn den Denker, den Mann der Wissenschaft.

Der Diener, im Alter nahe an den Vierzigen, war in gewissen Dingen ein Seitenstück zu seinem Herrn, auch er hatte dem Militär angehört, aber ihm fehlte das offene, ehrliche Wesen, sein lauernder Blick stieß ab, seinen Mund verunzierte ein Zug von Heuchelei und seine niedere Stirn verrieth Tücke.

Die beiden Reisenden standen neben mehreren Koffern, die — da sie gerade aus Berlin angelangt waren — untersucht werden mußten.

Der Herr ging mit kräftigen Schritten auf und nieder, blieb dann stehen und sagte: Götz!

Befehlen Herr Baron!

Wo ist Sabine?

Sie ist auf der Straße und hütet die Sachen im Wagen.

Deinem Weibe wird draußen die Zeit lang werden.

Sabine ist geduldig und weiß zu warten. Die österreichischen Zöllner sind indessen sehr langweilig. Da lobe ich mir die unserigen.

Die Aussprache der Fremden verrieth die Preußen.

Der Greis zuckte die Achseln und sagte: Endlich wird denn doch auch an uns die Reihe kommen müssen.

Eine Weile verging wieder.

Jetzt kam einer der Visitatoren. Wir wollen gleich seinen Namen angeben, er hieß Bacciochi.

Er war ein großer dicker Mann mit einem Vollmondsgesichte, dabei aber sehr gesprächig, mitunter etwas mehr als barsch, wie man es beiläufig auf der Hauptmauth anzutreffen pflegte.

Woher kommen Sie?

Aus Berlin.

Ah, aus Berlin!

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen waren, hatte etwas Höhnisches.

Man muß nämlich die damalige politische Situation zwischen Wien und Berlin im Auge behalten.

Man war zu jener Zeit bei preußischen Reisenden so vorsichtig, wie heut zu Tage bei Schweizern oder Engländern. So wie einst die Juden von Nazareth, so rief man damals in Wien: „Was kann von Berlin Gutes kommen?"

Die Theresianer und Josefiner wußten recht gut, warum?

Daher kam auch der höhnische Ton des Visitators.

Der Reisende achtete aber nicht auf den Ton des Mauthbeamten, sondern sagte zu seinem Diener: Götz, sperre die Koffer und Kisten auf.

Dieser gehorchte.

Man ist hier zu Lande in den Zollhäusern sehr strenge, wendete sich der Greis an den Visitator.

Dieser nickte mit dem Kopfe und versetzte: Die Regierung hat das Beste, den heimischen Kommerz, im Auge, und der Kaiser thut Alles, um den materiellen Wohlstand seiner Völker zu heben. Uebrigens herrscht die Strenge für Einen

und für Alle. Wir haben davon erst vor einigen Wochen ein eklatantes Beispiel erlebt.

Ei so! Darf man es wissen?

Es ist kein Amtsgeheimniß und die Zeitungen haben es verkündet. Eine hochgestellte Dame am kaiserlichen Hofe ließ während des Faschings eine französische Marchande de Modes zu sich kommen und kaufte ihr Waaren im Betrage von 200 Dukaten ab. Der Kaiser, welcher zufällig dazu kam, besah die Waaren und erkannte, daß es ausländische seien. Ohne etwas zu äußern, bezahlte er augenblicklich die Modistin. Eine Stunde später hatten wir schon den Auftrag, das Haus der Französin zu durchsuchen, und da sie sich über ihren großen Vorrath nicht mit Mauthbillets ausweisen konnte, wurde Alles konfiszirt und trotz sehr hoher Verwendungen, deren sich die Schuldige zu erfreuen hatte, erhielt sie die Kontrebande nicht zurück.

Der Reisende schenkte der Mittheilung seinen Beifall und da sein Diener mittlerweile die Behältnisse geöffnet hatte, so begann der Visitator sein Amt zu üben.

Zwei Koffer mit Kleidungsstücken waren bald durchsucht, Bacciochi kam zu einer Kiste.

Als der Mauthbeamte den Inhalt derselben erblickte, wurde er aufmerksam. Sein Auge vergrößerte sich, sein Gesicht schien um einen Zoll länger zu werden.

Man sah, daß ein wichtiger Gedanke ihn beschäftige.

In der Kiste befanden sich, sehr behutsam verpackt, Schmelztiegel, Roste, gläserne Retorten, Büchsen, Phiolen mit verschiedenen Flüssigkeiten gefüllt, ein Blasebalg und verschiedene andere Utensilien, wie sie in allen chemischen Küchen unentbehrlich sind.

Bacciochi hatte einen Entschluß gefaßt. Er blickte vorsichtig um sich, ob er von keinem seiner Vorgesetzten im Amte beobachtet werde, und da dieß nicht der Fall war, sagte er zu Götz: „Schließen Sie die Behältnisse, ich habe bereits Alles durchsucht und nichts Anstößiges gefunden!“

und dann zu dem Herrn sich wendend, fuhr er mit geheimnißvoller Geberde in tiefster Ehrfurcht fort: Darf ich, hochverehrter Herr, um Ihren Namen fragen?

Der Greis wurde über den plötzlichen Wechsel im Benehmen des Mauthbeamten stutzig und antwortete barsch: Ich bin der Baron Liebenstein!

Der Visitator schien in seinem Gedächtnisse nach diesem Namen zu suchen, da er ihn aber nicht fand, murmelte er in sich hinein: Baron Liebenstein — es ist sicher — das ist ein Inkognito!

Dem Reisenden war das auffällige Benehmen des Beamten nicht entgangen, er schüttelte den Kopf und murmelte ebenfalls einige Worte in den Bart, die aber für Herrn Bacciochi wenig schmeichelhaft gewesen sein mochten.

Dieser ließ sich indessen von dem abstoßenden Benehmen des Preußen nicht abschrecken, sondern that sich mit der unterwürfigsten Reverenz um den Fremden herum und bat, ihn in seine Wohnung begleiten zu dürfen.

Der Baron, in seiner barschen Geradheit erwiederte: Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ich hab' nichts dagegen. Meinethalben kann das ganze Mauthpersonale mitgehen.

Bacciochi machte eine Pantomime, die anzeigte, wie wehe ihm das Mißtrauen des hohen Reisenden thue und er erwiederte: Hochverehrter Herr Baron, wenn ich mir die Gnade erbat, Sie begleiten zu dürfen, so dachte ich dabei an keine Amtspflicht, sondern blos an die gehorsamste Reverenz, die ich Euer Gnaden schulde.

Sie, mir? fragte Liebenstein verwundert, kennen Sie mich?

Ich habe nicht das hohe Glück —

Was wollen Sie also mit Ihrer Reverenz sagen?

Ich will damit sagen, daß ich es mir zur Ehre rechne, Ihr unterthänigster Diener zu sein!

Der Kerl ist ein Narr! dachte der Baron.

Man verließ das Amtshaus.

Da Götz das Aufladen der Koffer besorgte, so befahl ihm der Baron, zum goldenen Ochsen hinter dem Mehlmarkte nachzukommen und ging mit seinem aufgedrungenen Begleiter voraus.

Der Gasthof zum goldenen Ochsen ist wohl anständig? fragte Liebenstein auf dem Wege.

Oh gewiß, sehr anständig, doch glaube ich nicht, daß Euer Gnaden dort lange verweilen werden.

Ich gedenke mich aber hier längere Zeit aufzuhalten.

Oh, welch' ein Glück für uns, rief der Mauthbeamte entzückt aus, trotzdem wage ich doch zu behaupten, daß Euer Gnaden nicht nöthig haben werden, in dem öffentlichen Lokale zu bleiben.

Sie meinen, ich sollte ein Privatlogis miethen?

Miethen? Oh, für Kavaliere, wie Euer Gnaden, gibt es in Wien Hunderte von Familienvätern, die sich glücklich schätzen würden, Sie zu beherbergen.

Was mag der Narr nur wollen? dachte der Baron, sagte aber dann laut: Ich gestehe Ihnen aufrichtig, mein Herr, daß ich Sie nicht begreife? Sie erklärten mir vorhin, mich nicht zu kennen, wie kommt es also, daß Sie mir, dem Unbekannten, solche Dinge sagen?

Bacciochi machte ein pfiffiges Gesicht, schmunzelte und entgegnete: Oh, Herr Baron, man kennt manches Ding in der Natur nicht, das heißt, man hat es noch nicht gesehen, weiß aber doch, was dahinter steckt und kennt seine verborgenen Eigenschaften. Freilich muß man ein Eingeweihter sein, um dergleichen zu wissen, der Laie ist so glücklich nicht.

Der Visitator legte auf das Wort: „Eingeweihter", einen besonderen Nachdruck, und machte dazu eine pfiffige Miene, wie ungefähr Jemand, der da sagt: „Merken Sie endlich etwas?"

Aber der Baron merkte nichts, sondern sagte: Sie reden von mir, als ob ich ein merkwürdiges Gewächs wäre —

Aha, ein merkwürdiges Gewächs!

Eine Rarität. —

Und welche Rarität?

Sie haben mich noch nicht gesehen, und kennen mich doch —

Ich schmeichle mir.

Der Kerl ist verrückt, murmelte Liebenstein bei sich, ich begreife nicht, wie man solch' einem Manne ein öffentliches Amt geben kann.

Bacciochi dachte wieder: Er behauptet starrsinnig sein Inkognito, mich täuscht er dennoch nicht.

Eine Weile gingen sie stumm neben einander her, endlich begann der Begleiter des Barons wieder: Euer Gnaden haben wohl viel Geschäfte in Wien?

Ich hoffe, Geschäfte zu machen.

Mit Tinkturen?

Vielleicht.

Aha, dachte der Visitator, er sagt vielleicht, jetzt ist es gewiß.

Und dann laut: Euer Gnaden, Herr Baron!

Was wollen Sie?

Euer Gnaden sind mir gegenüber so zurückhaltend, das kränkt mich sehr.

Liebenstein zuckte gleichgültig die Achseln.

Der Andere fuhr fort: Euer Gnaden, ich bin hier nicht im Dienste, ich bin, wenn auch Mauthbeamter, doch ein Freund der Aufklärung, als solcher bitte ich Sie recht inständig, verbannen Sie, mir gegenüber, jedes Mißtrauen, alle Scheu, lassen Sie den geheimnißvollen Schleier fallen, ich weiß, Sie sind nicht der, der Sie zu sein scheinen, Sie verbergen aus Vorsicht die schönsten Eigenschaften Ihrer Persönlichkeit, oh, gewiß, Sie sind, was auch ich bin, nur stehen Sie viel höher, hoch, vielleicht am höchsten.

Dem Preußen riß jetzt der Faden der Geduld.

Herr Zöllner, rief er, ich will nicht hoffen, daß Sie

mich für einen Agenten des Zollamtes halten! Ich bin der Baron Liebenstein, hab' als preußischer Patriot im siebenjährigen Kriege mitgefochten, war damals Hauptmann und Adjutant beim General Salamon. Jetzt bin ich außer Dienst, und beschäftige mich mit Chemie. Von einem geheimnißvollen Schleier ist also bei mir keine Rede, ich bin wirklich der, der ich zu sein scheine, ich verberge gar keine Eigenschaften meiner Persönlichkeit, ich bin Liebenstein, heiße Liebenstein und werde Liebenstein bleiben bis zu meinem Tode. Ich habe Sie eine Weile angehört, aber Alles hat seine Grenze, jetzt ist's genug. Ich habe ausgeredet und will kein Wort mehr verlieren!

Bacciochi, weit entfernt, sich durch die Barschheit des Barons abschrecken zu lassen, verharrte in seiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit, und empfahl sich von ihm erst, als man in dem genannten Gasthofe anlangte, unter hundert Bücklingen.

Liebenstein war froh, den Zudringlichen los zu sein. Der Visitator rieb sich vergnügt die Hände und murmelte, auf der Straße angelangt: Oh, gewiß, er ist Einer der Unseren. Seine Hartnäckigkeit ist zu auffallend, seine geheimnißvollen Blicke verriethen ihn. Er ist ohne Zweifel einer der geheimen Oberen, und kam hieher, um sich von unserem Wirken zu überzeugen. Morgen gleich will ich dem Meister das überraschende Ereigniß verkünden.

Sechstes Kapitel.

Der Meister.

In einem der Häuser in der Spiegelgasse und zwar im zweiten Stocke wohnte der Reichshofraths-Agent von Matolay.

Im rüstigsten Mannesalter stehend, zeigte seine Physiognomie den Mann von mannigfachen Kenntnissen, bei denen jedoch zu bedauern war, daß sie jener unpraktischen Sphäre angehörten, die damals noch mit vieler Vorliebe gepflegt wurde, und in welche sich aber viel größere Geister, als Herr von Matolay war, verwirrten.

Der Herr Agent des Reichshofrathes war ein Schwedenborgianer mit Leib und Seele und ein leidenschaftlicher Alchymist.

Wir finden in ihm eine einnehmende Gestalt, eine Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, die oft verdächtig ward, ein Antlitz, dem die Verstellung nicht fremd, kurz einen Charakter, bei dessen Ausbildung sich eine bedeutende Quantität Heuchelei einschmuggelte.

Der Agent ist im Besitze einer reizenden Frau — der berühmte Nikolai nennt sie eine der schönsten Frauen in Wien — die hübsche Bilder zeichnete und sich um die Handlungen ihres Gatten wenig kümmerte.

Herr Matolay befindet sich in seinem Kabinete und

ist mit einem Aufsatze beschäftigt, den er eben zu Papier bringt. Es ist dieß ein Vortrag, welchen er den Brüdern bei der nächsten Gelegenheit zu halten gedenkt.

Der Agent ist etwas zerstreut.

Ohne von außen gestört zu werden, unterbricht er sich oft selbst und greift nach einem Briefe, der seitwärts liegt, und den er schon zum öftersten durchgelesen hatte.

Das Schreiben war ihm zwei Tage früher durch die Stadtpost zugekommen, sah aber durch das häufige Lesen schon so abgegriffen aus, als ob er es schon vor Monaten erhalten hätte.

Er nahm den Brief jetzt wieder zur Hand und las:

„Hochverehrter Herr und Meister!

„Ein Mann, dem es vergönnt ist, in dem Spiegel der Zukunft zu lesen, meldet Ihnen, daß ein Ereigniß im Anzuge ist, welches dem Orden, dem wir angehören, einen überraschenden Aufschwung verleihen wird. Ein berühmter Alchymist, der Erfinder des „Philosophischen Goldsatzes", trifft morgen in Wien ein. Er reist unter dem Namen eines Baron Liebenstein. Versäumen Sie diese Gelegenheit nicht. Der Augenblick der Größe für den Ordenszweig in Wien ist gekommen. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, was Sie zu thun haben. Das Geheimniß des berühmten Gastes ist unbezahlbar."

Die Unterschrift lautete: „Ein Bruder aus dem Orient."

So wie jedesmal nach dem Lesen, schüttelte Matolay auch jetzt den Kopf.

Das Schreiben dünkte ihm räthselhaft und gab ihm Stoff zum Nachdenken.

Wer mag der geheimnißvolle Reisende sein, der ankommen soll?

Wer ist dieser Bruder aus dem Orient?

Wird dessen Prophezeihung in Erfüllung gehen?

Und war dieß der Fall, so entstand die Frage, was mußte geschehen, um den geheimnißvollen Reisenden zu gewinnen?

Alle diese Fragen waren für unseren Mann zu wichtig, als daß sie ihn nicht von anderen Beschäftigungen abgezogen und sein Denken in Anspruch genommen hätten.

Der Vortrag blieb unvollendet liegen, denn dessen Verfasser sann über andere Dinge nach.

Er war so vertieft, daß er das Aufgehen der Thüre nicht hörte und einen Eingetretenen erst bemerkte, als er vor ihm stand.

Es war jener junge Mann, den wir auf dem Graben unter dem Namen Kornelius Lohberg kennen lernten.

Der Agent empfing ihn sehr freundlich.

Lohberg kreuzte die Hände über die Brust, neigte den Kopf und begann ehrfurchtsvoll: Hoher Meister!

Matolay unterbrach ihn: Ohne Ceremonien, lieber Herr Lohberg, wir sind unter uns und nicht in der Loge. Nehmen Sie Platz. Was bringen Sie Neues?

Man setzte sich.

Haben Sie, begann der junge Mann, von dem gestrigen Vorfalle auf dem Graben schon Kunde erhalten?

Man sprach heute in der Kanzlei davon. Baron Ditmar erzählte, der geräderte Zahlheim wäre an einem Fenster erschienen —

Ich sah ihn mit eigenen Augen.

Also wirklich? rief der Andere, auf's Höchste erfreut, erzählen Sie, ich bitte, wie hat sich das Wunder ereignet?

Lohberg theilte dem Agenten die erlebte Szene mit.

Matolay war ganz Ohr. Er horchte auf die räthselhafte Begebenheit mit großer Andacht, kein Zug des Zweifels trübte seine freudige Miene. Wer Jahrelang — wenn auch nur in seinem Studierzimmer — sich mit Geistern und Gespenstern beschäftiget, für dessen Ohr ist es Balsam,

endlich von einem Gespenste zu hören, welches den Leuten am hellen Tage und auf offener Straße erscheint. Fast mehr als der Geräderte selbst beschäftigte ihn der räthselhafte Fremde mit der schwarzen Binde. Wer war dieser Mann? Lohberg erinnerte sich nicht, ihn gesehen zu haben, er kam und war fort.

Matolay hatte also neuen Stoff zum Nachdenken.

Er dankte dem jungen Manne für die Mittheilung, und erbat sich über einige Daten nähere Angaben, die ihm Kornelius auch machte.

Als man damit zu Ende war, gab Herr von Matolay dem Gespräche eine andere Wendung, indem er sagte: Da Sie mir Neuigkeiten mitgetheilt haben, Herr Lohberg, so will ich Ihnen auch eine zukommen lassen. Man ist ungehalten über Sie.

Ueber mich? rief Kornelius verwundert.

Es sind Klagen eingelaufen.

Sie erschrecken mich, Herr von Matolay!

Fragen Sie nur meine Frau!

Ah, jetzt begreife ich.

Der junge Mann lächelte.

Fräulein Aurelie war vor einigen Tagen bei uns zu Besuche, und wir erfuhren zu unserem Erstaunen, daß Sie sich bei Herrn Oberstlieutenant Szekely gar nicht mehr sehen lassen. Hat man Sie dort beleidigt?

Nein, der Oberstlieutenant ist ein ehrwürdiger alter Herr, und das Fräulein ist sehr liebenswürdig, aber —

Nun weiter, mein Herr, warum werden Sie verlegen? Ich wiederhole Ihnen, daß Sie im Hause gerne gesehen werden —

Ich zweifle nicht daran, glaube jedoch besser zu thun, wenn ich fern bleibe. Ich habe Gründe, wichtige Gründe!

Der Agent begriff den Ernst nicht, mit welchem Kornelius dieß vorbrachte.

Sie scheinen Launen zu haben —

Herr von Matolay, halten Sie nicht für Laune, was als eine trübe Wolke die Sonne meines Lebens verdunkelt.

Der junge Mann wünschte im Stillen, dem Gespräche, dessen Inhalt für ihn ein unangenehmer geworden war, ein Ende zu machen. Die Gelegenheit dazu ergab sich durch den Eintritt eines neuen Besuches.

Herr Bacciochi trat freudestrahlend, verklärt ein.

Lohberg empfahl sich, und der Visitator der Hauptmauth hatte nach seiner Entfernung nichts Eiligeres zu thun, als ebenfalls dem Ordensmeister gegenüber den Logenton anzuschlagen.

Matolay unterbrach ihn, und sagte wie früher: Ohne Ceremonie, Herr Bacciochi, was bringen Sie Neues?

Oh — viel Neues! — Sehr viel! —

Wollen Sie mir vielleicht auch das Wunder vom Graben erzählen?

Wunder? — Am Graben? — Davon weiß ich nichts.

Zahlheim, der Geräderte ist gestern am hellen Tage als Gespenst erschienen.

Nicht möglich! rief der Zöllner überrascht, und gleich darauf sich verbessernd, setzte er hinzu: Oder ja möglich — sehr wahrscheinlich — Triumph unseres hohen Ordens. — Oh — es stehen uns große Tage bevor — Ruhm und Ehre! —

Sie sind ja ganz begeistert!

Oh, wer soll denn an der Schwelle einer so großartigen Zukunft nicht begeistert werden! Ereignisse drängen Ereignisse! Vivat societas Rosae crucianorum!

Sprechen Sie — was haben Sie mir Neues zu berichten?

Ein räthselhaftes Wesen, ein großer Mann, ein Magister Alchymae, ein Meister, befindet sich inkognito in unseren Mauern.

Matolay wurde aufmerksam.

Ich habe ihn im Zollamte entdeckt, ich genoß die Ehre,

ihn zu visitiren, in seinem Koffer befanden sich Tinkturen, Sublimate, Präparate, verschiedene Mixta und ein komplettes alchymistisches Laboratorium — ohne Zweifel — er ist ein Rosenkreuzer — aber kein Lehrling, kein Geselle — sondern ein Meister, ein hoher Meister —

Matolay's Spannung nahm von Moment zu Moment zu. Die Mittheilung des Visitators erinnerte ihn an den gestern erhaltenen Brief.

Haben Sie mit ihm gesprochen? fragte er ebenfalls in freudiger Bewegung.

Nicht allein gesprochen, sondern auch begleitet bis zu seinem Logis. Er wohnt in Ihrer Nähe, beim goldenen Ochsen.

Wie ist sein Name?

Wer kann es wissen, wie der große Mann wirklich heißt? Ich bin nur ein unwürdiges Glied des hohen Ordens und kenne seine tiefen Mysterien nicht.

Der Fremde wird aber doch irgend einen Namen führen?

Er läßt sich Baron Liebenstein nennen.

Baron Liebenstein! rief Matolay und stand verblüfft vor dem Visitator.

Das Zutreffen der brieflichen Verkündigung erpreßte auch ihm das höchste Erstaunen.

So ist es also wahr! murmelte er, die Prophezeihung des Bruders aus dem Orient ist in Erfüllung gegangen, wir werden große Dinge erleben!

Nach einer Pause ernsten Nachdenkens: Merkurius, ich spreche als Meister der Loge zu Dir!

Als der Mauthbeamte sich bei seinem Ordensnamen anreden hörte, kreuzte er die Hände, neigte das Haupt und blieb in regungsloser Stellung.

Matolay fuhr fort: Was Du mir so eben mitgetheilt, ist von dem jetzigen Momente an ein Geheimniß. Bei Deinem heiligen Eide verpflichte ich Dich zum Todes-

schweigen, bis ich die Angelegenheit in der Loge vorgetragen habe. Jetzt geh'!

Merkurius verbeugte sich und verließ gravitätisch das Gemach.

Der Meister warf sich in einen Armsessel, um die eintretende Ruhe der Gefühlswogen abzuwarten und dann in dieser hochwichtigen Angelegenheit einen Entschluß zu fassen.

Siebentes Kapitel.

Die Mutter des Geräderten.

Wer vermöchte empfindungslos zu bleiben bei der Trauer einer Familie, die eben eines ihrer Glieder durch den Tod verlor?

Das Scheiden ist bitter, aber bitterer noch ist das Zurückbleiben; der Geschiedene ist erlöst von den irdischen Bürden, der Zurückbleibende hat nebst diesen auch noch den Schmerz um den Todten zu ertragen.

Wenn aber dieser Tod nicht allein, sondern von Schmach und Schande begleitet, einher kam, wenn das Sterben kein natürliches, sondern ein erzwungenes war, wenn der Scheidende zum warnenden Beispiele von der beleidigten Gesellschaft ausgestoßen und gerichtet wird, dann ist das Zurückbleiben doppelt schwer, man hat nebst dem Schmerz auch noch eine unverschuldete Schmach zu ertragen.

Dieses traurige, herbe Los wird jeder braven Familie

eines Justifizirten zu Theil, auch bei der Zahlheim's war es der Fall.

Wir betreten eine reine, einfach eingerichtete Wohnung in der Rothenthurmstraße.

Die Fenster derselben gehen vom zweiten Stocke auf die Hauptstraße herab.

Ein Vorzimmer führt in ein geräumiges Gemach, an welches wieder ein Kabinet grenzt.

Die Möbeln sind massiv und von Nußbaumholz. Man mußte diese Gestelle, Platten und Laden sehen, um zu wissen, daß sie oft mehrere Generationen überdauerten, und der Enkel meist erbte und noch benützte, was der Großvater angeschafft hatte.

An den Fenstern sehen wir Vorhänge von dunklem Zitz, die Bettdecken und der Faltenwurf des Himmelbettes sind von gleichem Stoff und Muster.

In der Wohnung herrscht das Schweigen eines Friedhofes, das Rasseln auf der Straße tönte nur dumpf herauf, dagegen bewegte die alte Uhr auf dem Kasten, die Datum, Planeten, Mondesviertel und wer weiß was noch Alles anzeigt, ihren Pendel im monotonen Tiktak und verkündete in jeder Viertelstunde im schrillenden Schlage den Lauf der Zeit.

Auf einer Polsterbank ruht jene Matrone, die wir zwei Tage früher in der Nähe des Richtplatzes trafen; auch heute ist sie schwarz gekleidet, auch heute ist das Auge roth von Thränen, die Wange abgehärmt und blaß vor Kummer.

Unweit von ihr sitzt eine Jungfrau, die Tochter der Matrone, das bedauernswürdige Kind einer bejammernswerthen Mutter.

Das liebliche Antlitz ist bleich, das schwarze Auge schwimmt in Thränen, der zarte Blick scheint unter der Last des Grames zu beben, nur das Haar glänzt und wetteifert an Schwärze mit der Trauerkleidung.

Die Mutter hat den oberen Theil des Antlitzes mit einer Hand bedeckt, so verschleiert der Bildner oft eine Ge-

stalt, deren Schmerz er auszudrücken sich unfähig fühlt; die Tochter aber hat das schöne Haupt gesenkt und hält beide Hände fromm gefaltet auf der Brust, sie trauert nur um einen Bruder, während jene ihr Kind bejammert.

Wenn es wahr ist, daß die Zeit Wunden heilt, daß sie den Gram verzehrt und Verzweiflung in stillen Schmerz verwandelt, wenn es wahr ist, daß der Jahre Zahl in jedes kranke Herz Balsam träufelt, warum beschwingt dann diese Zeit nicht ihren Lauf, warum läßt sie dann dem Leidenden die Stunden so bleiern hinrollen und gießt so langsam Tropfen um Tropfen in die brennende Wunde? Warum eilt sie dem Leidenden nicht flüchtig vorüber, so wie an dem, der in Saus und Braus, in Wonne und Glück dahinlebt?

Wer die trauernden Frauen sah, mußte sich diese Fragen stellen, denn er wurde von der Furcht beschlichen, daß sie ob der Langsamkeit des Arztes dem Schmerze erliegen würden.

Die Uhr hatte eben wieder die Stunde verkündet, als die Matrone sich erhob.

Wohin wollen Sie, Mutter? fragte die Jungfrau.

Ich muß zur Stefanskirche, murmelte die Dame.

Darf ich Sie begleiten?

Nein, Regina, Du bleibst zu Hause.

Wieder allein! Oh, meine theuere Mutter.

Der stille Schmerz des Mädchens ging in lautes Weinen über.

Was hast Du, Regina? Seit wann hast Du es verlernt, in dem Willen Deiner Mutter auch den Deinen zu sehen?

Ich flehe Sie an, gehen Sie nicht aus dem Hause, nicht allein! Oh, hätten Sie auch vorgestern meinen Bitten Gehör geschenkt, Sie würden sich neue Qualen und mir neuen Schreck erspart haben. Auch da sagten Sie mir, Ihr Weg führe Sie zur Stefanskirche, Sie gingen aber hinaus

vor's Thor — o, schrecklich — ich darf an die Zeit und an den Ort gar nicht denken.

Ja, ich war auf dem entsetzlichen Platze, nicht, als hätte ich mir die Kraft zugetraut, auszuharren, ich wollte ihn nur sehen, noch einmal sehen, wobei mich der tröstende Gedanke überkam, daß die fürchterliche Qual mich tödten, plötzlich tödten werde, und ich von einem peinvollen Leben erlöst wäre. —

Regina warf sich an das Herz der Mutter und rief unter Thränen: Und an mich dachten Sie nicht?

Die Matrone versetzte mit dumpfem Tone: In jener Stunde dachte ich nur an den Tod!

Nach einer Pause: Jetzt laß mich, Regina!

Sie gehen also wirklich, Mutter?

Ich muß um die fünfte Stunde an der Stefanskirche sein, ich muß.

Sie folgen der Einladung, die Ihnen heute Vormittags brieflich zukam?

Ich folge ihr.

Von wem kam sie?

Von einem Manne, der — wenn er Wort hält — kein Wesen unserer Art ist.

Wer ist er?

Ich kenne ihn nicht, ich sah ihn noch nie, ich weiß nur, daß — doch die Zeit ist da — ich muß fort.

Die Mutter verließ ernst das Gemach — Regina blieb traurig und nachdenkend zurück.

Der Sonntag Nachmittag ging zur Neige, in der inneren Stadt — von den hohen Häusern begünstigt — begann bereits die Abenddämmerung ihren Schleier zu weben.

Frau Beate, so hieß Regina's Mutter, langte bei der Stefanskirche an.

Die Buden, welche damals noch den Platz verunzierten, waren ob des Festtages geschlossen, die Stätte, die kaum

ein halbes Jahrhundert früher noch ein Friedhof war, lag verödet da. Die Vesper im Dome war bereits vorüber.

Die unglückliche Mutter blieb an dem Riesenthore stehen, denn hier, so lautete die schriftliche Weisung, sollte sie den räthselhaften Fremden erwarten.

Schon nach wenigen Sekunden Harrens gesellte er sich zu ihr.

Frau Beate, obwohl sie ihn erwartete, erschrak doch bei seinem Anblicke. Sie fühlte eine ängstliche Scheu vor dem Manne, der ihr den Sohn zu holen versprach aus der unbekannten geistigen Welt.

Sie sind gekommen, Madame, begann der Fremde mit der schwarzen Binde um das rechte Auge, Ihr Vertrauen freut mich, es soll gerechtfertigt werden. Reichen Sie mir Ihren Arm.

Die Matrone willfahrte dem Wunsche des Fremden. Er leitete sie außerhalb des Domes an dem Primglöckelthore — der Eingang unter dem hohen Thurme — vorüber. Nach wenigen Schritten hielt er an.

Unferne von ihnen sah man, auf einem Betschemmel knieend, die Umrisse einer Männergestalt. Vor einem Heiligenbilde hing eine Ampel, deren unsicheres Licht auf den Friedhof fiel.

Madame, lispelte der Fremde, Sie werden Ihren Sohn sehen, schwören mir jedoch ihn nicht anzusprechen.

Die Matrone zitterte und murmelte: Ich schwöre es!

Der Bucklige leitete sie näher an die Betstelle.

In dieser kurzen Entfernung reichte das schwache Licht der Ampel hin, den Betenden erkennen zu lassen.

Man sah nicht nur die körperlichen Formen, sondern auch sein Antlitz. Er hielt die Hände gefaltet und hatte das Auge andächtig gegen oben gewendet.

Jesus, Maria, murmelte die Matrone, er ist es!

Sie vermochte sich nicht auf den Füßen zu erhalten. Der Fremde mußte sie unterstützen.

Jetzt senkte sie das Knie, Willens, ein Gebet zu verrichten. Der Anblick ihres unglücklichen Kindes hatte sie jedoch so heftig ergriffen, daß ihre Kraft zu versagen begann. Sie fühlte das Schwinden der Sinne, machte noch eine Anstrengung, um sich aufzuraffen, und zu dem Betenden hinzustürzen; der Fremde hielt sie jedoch zurück, und sie verlor das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, war der Betende verschwunden, und der räthselhafte Fremde leitete sie bis zu ihrer Wohnung.

In derselben angelangt, kam ihr Regina entgegen.

Die Jungfrau war aufgeregt.

Mutter, theuere Mutter, rief sie, Sie haben ihn gesehen?

Die Matrone erschrak.

Wen meinst Du? stammelte sie.

Oh, verhehlen Sie mir nichts, ich weiß Alles. Er war hier.

Wer war hier?

Jener Fremde, der, wie er mir sagte, auch Ihnen versprach, den unglücklichen Franz zu zeigen.

Der Fremde mit dem Höcker und der schwarzen Binde!

Er kam kurz nachdem Sie sich entfernt hatten und schied erst vor einigen Minuten.

Also dort und hier zugleich! murmelte die Matrone.

Er wird wiederkommen, Mutter, er versprach es, denn auch ich soll den Bruder sehen!

Beate, durch diese Worte an die Szene auf dem Friedhofe erinnert, bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen und rief unter Thränen: Ich habe ihn gesehen!

Regina umschloß die Mutter und sehnte sich im Stillen nach der Stunde, wo auch ihr der Anblick des Geschiedenen zu Theil werden sollte.

Achtes Kapitel.

Neue Bekanntschaften.

Vor dem Kaffeehaus auf dem Kohlmarkte stehen zwei junge Männer.

Den einen von ihnen kennen wir bereits, es ist Kornelius Lohberg, den wir einmal auf dem Graben und einmal bei dem Herrn Reichshofraths-Agenten Matolay fanden, der Andere ist ein schmächtiger Blondin, mit lebhaften blauen Augen, aus denen der Schalk schaut. Er ist hübsch gekleidet und fuchtelt mit einem Spazierstocke herum.

Die jungen Leute unterhielten sich miteinander und Kornelius sagte eben: Du hast also den gestrigen Tag angenehm zugebracht.

Süperb, — die Hetze war magnifique — kusch Sultan! —

Der letztere Zuruf galt einem braungefärbten Fanghunde, der so groß war, daß er seinem schlanken Herrn bis an die letzte Rippe reichte, er hatte einen Vorübergehenden angeknurrt, daher kam die Mahnung.

Der Kerl, fuhr der Blonde fort, glaubt immer, er befinde sich in der Hetze oder bei der Ochsentheilung; wie Du ihn hier siehst, hat er mir gestern den ersten Preis gewonnen.

Du solltest das Thier zu Hause lassen, Wendelin, Du weißt, es ist sehr bissig.

Sultan sieht nur so böse aus, lautete die Antwort, wenn er nicht gehetzt wird, thut er Niemandem etwas zu Leide, Unbekannten fährt er höchstens in die Wade, sonst nichts. Er ist eine lammfromme Haut.

In demselben Momente fuhr die lammfromme Haut auf einen vorübergehenden alten Herrn los.

Kusch Sultan, rief Wendelin, und versetzte dem Thiere einen Hieb mit dem Stocke.

Der Alte war mit dieser Satisfaktion nicht zufrieden, sondern brummte: Sie könnten so ein wildes Vieh auch zu Hause lassen.

Ich könnte, versetzte Wendelin mit geringschätzender Miene, wenn ich möchte. Uebrigens hat Ihnen der Hund keinen Schaden zugefügt.

Am Ende soll ich Ihnen noch dankbar sein, daß er mich nicht gebissen hat.

Wünschen Sie vielleicht einen Schadenersatz für den ausgestandenen Schreck, dann kommen Sie herein in's Kaffeehaus, ich zahle Ihnen eine Schale Weißen und ein Eierkipfel.

Behalten Sie Ihre Pfennige, Sie Taugenichts.

Lohberg sah die derbe Wendung, welche der Wortwechsel zu nehmen drohte, trat zwischen die Streitenden, besänftigte den Alten und redete ihm freundlich zu, bis er sich endlich entfernte.

Dann wendete er sich zu Wendelin: Ich sagte Dir's schon oft, Du wirst mit diesem Bullenbeißer in Ungelegenheiten kommen, denke Dir an die Stelle des Alten einen jungen Hitzkopf und die Schlägerei wäre fertig gewesen.

Ich fürchte keine Rauferei, so lange Sultan bei mir ist; übrigens begreife ich Deinen Widerwillen nicht. Du kanzelst mich ab, als ob ich der Einzige in Wien wäre, dem sein Hund nachläuft. Große Hunde sind modern, sieh' Dir

doch die vornehmeren Leute an, jeder hat seinen Hund hinter sich. Doch halt — was ist das für eine Equipage? —

Die jungen Leute blickten jetzt auf eine geschmackvolle Karosse, welche vor einem Laden hielt.

Aus dem Wagen stieg eine Dame und schlüpfte rasch in das Gewölbe.

Sapperlot, rief Wendelin, die war hurtig, ich sah von ihrem Gesichte nichts; wenn ich aber nach der Taille schließe, so muß es entsetzlich hübsch sein. Komm' Kornelius, wir wollen uns einmal um das Dämchen bekümmern.

Ich danke Dir für die Einladung, ich bin heute nicht gelaunt, unbekannten Damen nachzuspähen, ich hab' es satt; ich muß in die Vorstadt und überlasse Dir die Eroberung.

Wendelin lachte und sagte: Geh' nur, geh', such' Deinen blonden Geist, vielleicht gelingt es Dir heute, ihn zu finden, gestern bist Du ohnedem vergebens herumgelaufen. Behüt' Dich der Himmel und sein größter Profet der Schwedenborg.

Der spöttische Ton dieses Abschieds ließ Lohberg sich um so schneller entfernen. Wendelin lachte ihm nach, rief dann: „Komm Sultan!“ und begab sich zu der früher erwähnten Karosse.

Das Gefährte hielt vor dem Laden einer Modistin, das zum „Theresia-Orden“ beschildet war. Madame Santi-Bandi war die Löwin der damaligen Putzmacherinnen. Ihre „Tazeln“ à la paisanne, Hoftazeln, und Tazeln aller Sorten waren stadtbekannt, wer vorzüglichen Dok (Toques) benöthigte, ging zu Madame Bandi, hier fand man die berühmten Bonnets au Chapeau de Henri quatre, au Caprice d'Amour. Aber Madame Bandi verkaufte nicht nur Handschuhe, Hauben und Hüte, sie war nicht nur Modistin, sondern auch Parfümistin. Bei ihr bekam man auch, wie sie in ihren zahlreichen Ankündigungen in der „Wiener Zeitung“ sagte „das längst bekannte und berühmte Erdbeerwasser, welches eine überaus zarte

Haut macht und die Flecken und Wimmerl des Angesichts benimmt," ferner die viel berühmte „Handpomade, in gläsernen Tiegeln à 30 Kreuzer," welche letztere sogar von der löblichen medizinischen Fakultät untersucht und für gut befunden wurde.

Vor diesem Gewölbe hielt also eine Karosse.

Der junge Blondin, von seinem bengelhaften Bullenbeißer gefolgt, ging bei dem Gefährte wie die Katze um das Mäuseloch herum, und murmelte dann: Kein Wappen, nirgends ein Name, man ist also nicht von Adel! Schade, ich hätte mir einmal was Nobles gewünscht, immerfort Seinesgleichen nachrennen, wird langweilig, ich will's indessen versuchen, vielleicht ist es irgend ein Inkognito, unsere Noblesse liebt es, manchmal den Kaiser nachzuahmen, und sich ohne Prunk zu zeigen, ich will mich erkundigen.

Wendelin begab sich in die Nähe des Kutschers, betrachtete eine Weile die Pferde mit großer Aufmerksamkeit, und sagte dann laut, daß der Phaeton es hören konnte: Sapperlot, das sind zwei herrliche Braune, die gehören gewiß einem Fürsten!

Der Rosselenker auf dem Bock schmunzelte und schnitt ein Gesicht, als ob er hätte sagen wollen: Du hast das Errathen auch nicht erfunden! Doch schwieg er.

Der junge Blondin, da er keine Antwort erhielt, wendete sich nun direkt an den Phaeton, und rief: Heh, lieber Freund!

Was gibt's junger Herr?

Wem gehört die Equipage?

Wer frägt darnach?

Ich, Wendelin Laub, vierundzwanzig Jahre alt, dreißigtausend Gulden schwer, blondhaarig und blauaugig, Besitzer mehrerer Liebhabereien und Leichtfertigkeiten, geborner Wiener und wohlbefugter Ehekandidat der k. k. Haupt- und Residenzstadt.

Der auf dem Bock lachte: Alle Wetter, das ist eine

lange Titulatur, da erfordert es der Respekt. daß auch ich nicht hinter'm Zaum halte. Die Equipage gehört der — Mamsell Justina!

Der Blondin fragte: Ist das Alles?

Alles!

Und wer ist — kusch, Sultan! — diese Mamsell Justine?

Kammerjungfer bei der Gräfin Croce.

Kammerjungfer?

So ist's! Die Mamsell war früher bei der Fürstin Czartoriska, weil ihr diese Dame aber nicht gestattete, eine eigene Equipage zu halten, so verließ sie das Palais, und ging zur Croce.

Ist es möglich! rief Wendelin, auf's Höchste erstaunt, kann eine Fürstin so barbarisch sein, ihrer Kammerjungfer eine eigene Equipage zu versagen? — Kusch, Sultan! — Kann die Kammerjungfer mit ihrem Gelde nicht thun, was ihr beliebt? Hat die Kammerjungfer der Fürstin Clary nicht eine Loge im Theater, warum sollte die Kammerjungfer bei der Czartoriska nicht ihre Equipage haben? Wie gesagt, es ist grausam, unerhört, tyrannisch.

Der junge Mann griff in seinem Eifer in die Tasche, zog einen Silberthaler heraus, reichte ihn dem Rosselenker, und sagte: Da, mein lieber Freund, ich danke für die Auskunft! Ich bin zwar kein Fürst, aber wer mir gefällig ist, den belohne ich fürstlich. Leben und leben lassen! ist meine Devise. Kusch, Sultan! Das dumme Vieh meint immer, es sei in der Hetze.

Nach einer Pause: Also Justine heißt die Mamsell?

Wir, die wir bei ihr bedienstet sind, nennen sie Mamsell Justine.

Wie ist ihr Familienname?

Racine!

Ist sie eine Französin?

O nein, sie ist eine Wienerin, und heißt eigentlich

Wurzel, weil aber dieser Name für eine Kammerjungfer nicht paßt, hat sie ihn in's Französische übersetzt, und heißt Racine.

Also Justine Racine! Das klingt freilich hübsch. Kusch, Sultan!

Der ungezogene Bullenbeißer bekam jetzt wieder einen Hieb, in Folge dessen er aufheulte und sich zu den Füßen seines Herrn niederkauerte.

Die Mamsell ist wohl noch jung?

Oh, nicht nur jung, sondern auch sehr hübsch.

Wendelin wurde bei dieser Angabe elektrisirt. Einer Kammerjungfer, die jung und sehr hübsch ist, und überdieß eine Equipage hält, der widersteht man nicht so leicht.

Ich muß sie sehen, dachte er, und trat einige Schritte seitwärts, so daß er durch die Glasthüre das Innere des Ladens überblicken konnte.

Er wurde überrascht.

Die Kammerjungfer, vielleicht zwanzig Jahre alt, war ein niedlicher Schwarzkopf mit einem runden, brunetten Gesichtchen. Sie war nicht groß, voll und üppig, dabei aber doch nicht ungestaltet, ihre Taille, wenn auch nicht wespenartig, war doch einnehmend, Jemand, dem gerade lange Finger zu Gebote standen, hätte sie sogar umspannen können. Die Mamsell trug ein breitgestreiftes Seidenkleid aus der Hornbostel'schen Fabrik, die sich damals auf der Wieden Nummer 54 befand, darüber eine Saloppe und auf dem Kopfe einen Hut, mit Spitzen und Federn geziert.

Was dem jungen Blondin sehr auffiel, war, daß Mamsell Racine nichts weniger als nach der neuesten französischen Mode gekleidet war. Die Frauen trugen nämlich zur selben Zeit sogenannte Buffanten, eine Art von monströsem Reifrock, welches — nach unserem Geschmacke — abscheulich und plump aussah. Die schlankste Gestalt bekam durch diese Maschinen das Aussehen einer Häring-

tonne, und die schönsten Mädchen sahen aus wie wandelnde Pyramiden.

Meiner Treu, murmelte Wendelin, sie ist hübsch, diese Mamsell Wurzel, sie ist zwar ganz modewidrig gekleidet, aber es läßt sich anschauen; auch geschminkt ist sie nicht; es scheint, als wisse sie gar nicht, wo Madame Wittinghoff ihre berühmten „Papiers de Circassie rouges et blancs“, oder die Madame Eleonore de Couringh ihr „vegetabilisches Abwischwasser“ feilbietet. Wenn man einmal die geschminkten Gesichter gewohnt ist, fällt Einem so ein zigeunerfarbiges Braun auf; aber es ist nicht unangenehm, denn den Augen gegenüber scheint das Gesicht weiß zu sein. Und diese kleine Hand, der niedliche Fuß in den gestickten Schuhen, alle Wetter — Kusch, Sultan, verdammtes Vieh, gibst schon wieder keine Ruh' — sie ist nicht übel, sogar schön könnte man sagen.

Nach diesen Betrachtungen näherte sich der Blondin wieder dem Rosselenker.

Die Mamsell Justine ist wirklich ein Engel, begann er.

Gefällt sie Ihnen?

Unendlich, ich könnte mich in sie verlieben —

Wenn Sie vielleicht nicht schon verliebt wären?

Ich? Verliebt? — Kusch, Sultan! — Nein! Ich kann es beschwören, daß ich in diesem Augenblicke nicht verliebt bin, mein Herz ist frei. Aber Mamsell Justine?

Der Kutscher lächelte, machte eine sehr pfiffige Miene, neigte sich vom Bock herab zu dem jungen Manne und lispelte ihm zu: Sie ist in diesem Augenblicke auch vakant.

Wendelin machte einen Luftsprung.

Oh, oh, murmelte er bei sich, eine Kammerjungfer, jung, hübsch, eine eigene Equipage und keinen Liebhaber, das ist mehr als eine Rarität, es ist ein Wunder!

Dann laut: Da, mein lieber Freund, hier ist noch ein Thaler, ich bin kein Schmuzian, leben und leben lassen.

Mamsell Justine ist also bei der Gräfin Croce, wo wohnt diese Dame?

In Währing! —

Also vor der Linie?

Ja; doch ist die Mamsell dort nicht zu sprechen. Sie kommt aber täglich in ihr Privat-Logis innerhalb der Linie, wir fahren jetzt auch hin — ah — sie kommt!

Wendelin zog sich rasch zurück, trat dabei seinem Hunde auf das Hinterbein, worauf dieser fürchterlich zu heulen begann, und als Daraufgabe einige Hiebe erhielt.

Während dieser Exekution trat die Kammerjungfer aus dem Laden. Ein Kommis trug ein Paket hinter ihr, legte es in die Kutsche und half der Dame dann ehrerbietig beim Einsteigen.

Wendelin rang nach einem Entschlusse.

Sie fährt jetzt fort, dachte er, und ich weiß nicht, wo und wann ich sie wieder treffe? Wenn ein Fiaker in der Nähe wäre, würde ich ihr nachkutschiren, um ihr Privat-Logis zu erfahren, bis ich aber einen vom Graben herhole, ist sie schon längst, wer weiß in welcher Straße.

Der Wagenschlag fiel zu.

Alle Wetter, das Gefährte setzt sich in Bewegung! — Kusch, Sultan! — Was soll ich nur thun?

Ich muß mit — um jeden Preis.

Von der Zeit gedrängt, faßte er einen Entschluß.

Er schwang sich rückwärts anf das Bret und ersetzte die Stelle des Bedienten.

Sultan, der es auffallend finden mochte, seinen Herrn an diesem Platz zu sehen, umsprang in mächtigen Sätzen den dahinrollenden Wagen und bellte dabei so hetzmäßig, als ob er einen Wildling der Pußta vor sich hätte.

Die Leute in den Straßen blieben stehen, lachten und wiesen mit den Fingern nach dem Gefährte.

Die Kammerjungfer wußte nicht, wem das auffallende Benehmen der Vorübergehenden gelte.

Der junge Mann auf dem Bedientenbret ärgerte sich, drohte dem Bullenbeißer mit dem Spazierstock, rief öfters sein „Kusch, Sultan!“ hinab, ohne daß das Teufelsthier gehorchte.

In diesem Aufzuge ging es im Trabe fort in die Vorstadt, wo Mamsell Justine ihr Privat-Logis hatte.

Neuntes Kapitel.

Frisch gewagt, ist halb gewonnen.

Die Alservorstadt bestand zur Zeit unserer Erzählung aus kaum anderthalb hundert, weitläufig auseinander liegenden Hausnummern. An der Linie bildeten Aecker einen großen Theil des „Grundes“, mit einer hübschen Zahl von Ziegelbrennereien besäet, deren Rauch, wenn gerade eine konträre Luft wehte, den Bewohnern der genannten Vorstadt eben nicht angenehm sein mochte. In den Zwischenräumen der Häuser sah man zahlreiche hübsche Gärten, die der Vorstadt, namentlich im Sommer, ein ländliches Ansehen verliehen, daher fand man auch hier viele Paläste mit Gartenanlagen, als deren Eigenthümer Fürst Esterhazy, die Grafen Batthiany, Dietrichstein, Schönborn, Wilczek u. m. A. genannt wurden.

Unter der Regierung Kaiser Josef des Zweiten gewann auch diese Vorstadt ein ganz anderes Aussehen. Aus dem

großen Armenhause und dem daran gelegenen Invalidenhause entstand das allgemeine Krankenhaus, das Kloster des Benediktinerstiftes Montserat, gewöhnlich Schwarzspanier genannt, wurde an zwei Privaten verkauft, die es zum Miethhause umgestalteten; der neben diesem Kloster gelegene sogenannte Stadt- oder St.-Stefans-Friedhof, so wie die daran gelegene bürgerliche Schießstatt wurden verbaut; es entstand das Josefinum, der Narrenthurm, das Gebärhaus; an die Stelle des ehemaligen Kontumazhofes erhob sich ein Militärspital, und aus dem, dem Grafen Theodor Batthiany gehörigen Palais entstand die Gewehrfabrik.

Was die Wäringergasse betrifft — der Name Wäring stammt vom alten Worte Wering, welches ein Wall bedeutet — so hat sie zu ihren Theilen den ehedem sogenannten Schottenberg, dann den Strudelberg, welchen man später den Spanisch-Spitelberg hieß.

Wir machen vor einem unweit vom Strudelhofe gelegenen Hause Halt.

Das Gebäude war stockhoch und lag abseits der Hauptstraße, von einem hübschen Garten umgeben.

Das Thor führte in einen kleinen Hof; an diesen stieß das Wohnhaus, hinter welchem der Garten begann.

Durch dieses Thor fuhr die Kalesche, in welcher Mamsell Justine, die Kammerjungfer der Gräfin von Croce saß.

Wir müssen ausdrücklich erwähnen, daß unser junger Stutzer, Herr Wendelin Taub, noch immer als Lakai fungirte, und daß Sultan beim Anlangen im Hofe nicht mehr sprang und bellte, sondern daß er ermattet und ermüdet den Schweif und die Ohren hängen und die lechzende Zunge sehen ließ.

Der Blondin hatte während der Fahrt einen Entschluß gefaßt. Ihm genügte es jetzt nicht mehr, das Privat-Logis der, wenn auch ungeschminkten, so doch reizenden Brünette zu wissen, er wollte sie auch sprechen, heute noch — gleich!

„Stubenmädchen und Kammerjungfern müssen im Sturme erobert werden“, lautete damals eine Regel der Liebestaktik, und Herr Wendelin war auf diesem Felde einer der erfahrensten, wagigsten Parteigänger, er war der Trenk im Reiche Amors.

Das Gefährte hielt.

Wendelin springt herab und öffnet ehrerbietig den Kutschenschlag.

Der Bullenbeißer ist allsogleich an seiner Seite. Wendelin ruft: „Kusch, Sultan!“ worauf sich der Hund niederstreckt.

Justine sieht einen fremden jungen Herrn und ist erstaunt.

Sie weist die dargebotene Hand zurück und hüpft selbst aus dem Wagen.

Sie begreift nicht, wie der junge Mann dazu kömmt, ihr den Schlag zu öffnen und beim Aussteigen den Arm zu bieten; ihr Auge verfinsterte sich, sie kehrt dem Galanten unwillig den Rücken und will in's Haus eilen.

Der Blondin ist nicht gewillt, sich die schöne Dame entschlüpfen zu lassen, er vertritt ihr den Weg und sagte: Mamsell Justine, wollen Sie mich nur eine Minute lang anhören?

Was wünschen Sie, mein Herr?

Ich wünsche Ihre reizende Bekanntschaft zu machen.

Sie sind sehr kühn.

Aber offenherzig.

Man könnte es beinahe ungezogen nennen.

Dann thäte man mir unrecht. Mamsell Justine, ich sah Sie auf dem Kohlmarkte im Laden der Madame Bandi — der Wunsch, Sie kennen zu lernen, erwachte mächtig in mir — kusch, Sultan — ich heftete mich an Ihre Kutsche, als Ihr ergebener Diener. —

Wie, mein Herr, Sie standen?

Ja, holde Dame, ich besann mich keinen Augenblick, bei Ihnen den Dienst eines Lakaien zu versehen —

Und dieser abscheuliche Hund —

Ja, Mamsell, dieses Thier war so unvernünftig, durch die Straßen zu bellen, während sein Herr so glücklich war, Ihnen nahe zu stehen, und blos durch eine Rindshaut von Ihnen getrennt zu sein. Göttliche Justine, dieses Thier war bisher mein einziger Begleiter durch das Leben, erst gestern gewann es mir in der Hetze einen hohen Preis, wenn es aber heute so unglücklich war, durch sein unvernünftiges Betragen Ihren Unwillen zu erregen, dann sagen Sie es, und noch heute hört es auf zu leben. Kusch, Sultan! —

Die Kammerjungfer traute ihrem Gehöre nicht. Solche Ansprache war ihr fremd. Sie hätte sich gerne geärgert, aber die Heiterkeit drängte sich vor.

Mein Herr, begann sie, es scheint, als wären Sie aus einem gewissen Hause in dieser Vorstadt entsprungen?

Sie meinen den Narrenthurm? sagte Wendelin melancholisch. O, reizender Engel, noch kenne ich Sie zu kurze Zeit, um aus Liebe zu Ihnen wahnsinnig zu werden, aber was nicht ist, kann noch geschehen und es wird geschehen, ich schwöre es Ihnen, wenn Sie sich grausam von mir wenden und mich zur Katastrophe eines Werther verdammen.

Justine zwang sich jetzt zu einer sehr ernsten Miene und sagte: Mein Herr, Sie haben sich ohne mein Wissen auf meinem Wagen rückwärts aufgestellt und mich zum Skandal durch die Stadt fahren lassen, und nun wagen Sie es noch, mir gegenüber eine solche Sprache zu führen?

Es ist die Sprache der Liebe.

Eine Sprache, die ich von Ihnen nimmermehr anhören werde.

Oh, doch, Mamsell, Sie werden sie anhören.

Wie, Sie wagen es —

Wer nichts wagt, gewinnt nichts.

Welche Zudringlichkeit.

Sagen Sie vielmehr, welches Vertrauen in Ihre Herzensgüte! Oh, Mamsell Racine, warum zwingen Sie sich hartherzig zu sein? — Kusch, Sultan! — Ihnen, deren Engelsgüte aus dem nachtfarbigen Auge leuchtet, deren Milde auf der majestätischen Stirne thront, Ihnen ist die Strenge nicht gegeben, bleiben Sie Ihrem sanften Naturell getreu; ungeschminkt und unbepflastert, stehen Sie, Natur und Schönheit personifizirend, vor mir, warum, o holdes Wesen, wollen Sie Ihren sanften Charakter mit dem Roth der Tyrannei und dem Weiß der Furcht belegen. Nein, Racine, nein, Sie können nicht wollen, daß ich verzweifle.

Wie es scheint, mein Herr, belieben Sie viel zu sprechen.

Sie irren, Mamsell, ich spreche nur, wenn ich viel liebe. —

Was wollen Sie also? Sie baten mich, Sie eine Minute lang anzuhören, die Minute ist vorüber.

Dann bitte ich um eine zweite —

Nicht möglich — ich muß zu meiner Dame.

Ihre Dame in Währing erwartet Sie noch nicht —

Sie wissen?

Ich weiß, daß hier nur Ihr Privat-Logis ist, daß Sie die reizende Herrin sind, die in diesem Feenpalaste heimisch ist, und weil ich dieß weiß, flehe ich Sie an, mir den Eintritt nicht zu verwehren.

Nimmermehr!

Sie weigern sich vergebens, holder Engel.

Ich werde Sie vom Gegentheile überzeugen.

Nach diesen Worten kehrte sie ihm den Rücken und eilte gegen die Hausthüre.

Wendelin, von diesem unerwarteten Ende frappirt, faßte rasch einen Entschluß.

Er riß seinen Hut vom Kopfe, schleuderte ihn durch

die offene Thür in's Haus und rief: „Sultan, hüt' den Hut!"

Der Bullenbeißer war mit zwei mächtigen Sätzen im Hause und legte sich als Wächter des Hutes bei demselben nieder.

Justine blieb verdutzt stehen.

Was soll das, mein Herr?

Sie verwehren mir grausam, Ihr Haus zu betreten, so soll wenigstens mein Hut hier weilen. — Kusch, Sultan. — Leben Sie wohl.

Er kehrte der Kammerjungfer traurig den Rücken.

Mein Herr, Sie gehen fort, ohne Hut?

Wo man das Herz verlor, ist es gleichgültig, wenn der Filz zurück bleibt.

Justine lächelte und sagte: Nehmen Sie Ihren Hut, ich wünsche es.

Wendelin stürzte in's Haus, rief: „Kusch, Sultan!" und nahm seinen Hut.

Die Kammerjungfer betrachtete den jungen Mann mit einem weniger strengen Blick und sagte: Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, mich heute zu belästigen. Mir mangelt jedoch die Zeit, Ihre Narrheiten anzuhören, außerdem bin ich keine Freundin von Hetzhunden, ich wünsche dieses Thier nie mehr zu sehen.

Nach diesen Worten eilte Sie die Treppe hinauf.

Wendelin flog beseligt aus dem Hause.

Ich verstehe Dich, Engel, ich darf wieder kommen, jubelte er, aber ohne den Hund — jetzt kusch, Sultan!

Der junge Mann eilte durch die Wäringergasse gegen die Stadt zu.

Die müssige Welt hatte bereits die Mittagspromenade angetreten. Das Wetter war heiter und warm. Die Basteien, namentlich zwischen der Burg und dem Kärntnerthore, wimmelten von Kindern und ihren Begleiterinnen, in den vorzüglicheren Straßen der Stadt erging sich die

schau- und gefallsüchtige Welt; zahlreiche Equipagen, durch Laufer signalisirt, mit hinten aufgepflanzten Husaren oder Lakaien, rasselten daher; zwischen ihnen sah man hie und da einen bescheidenen Lohnwagen, der sich aber zu jener Zeit viel höher dünkte, als der schnellfüßige Fiaker, dessen Nummer den Miethwagen bezeichnete, während er von manchem Unerfahrenen doch für ein Privatgefährte gehalten werden konnte. Hie und da trabte ein eleganter Reiter von drei oder vier Bedienten und eben so viel Hunden gefolgt, auch Sesselträger mit ihrem monotonen: „Aufg'schaut!" fehlen nicht, die Zahl derselben hatte sich in den letzten Jahren sehr vermehrt, weil der Kaiser das früher bestandene Monopol*) vor vier Jahren aufgehoben hatte und es Jedem freistellte, eine Mieth-Sänfte zu halten. Bei dieser Gelegenheit bekamen die Sesselträger sogar eine „neue Ordnung". Während es zum Exempel in der alten Ordnung hieß: „daß sie keine Kranken, Lakaien, noch viel weniger Juden tragen sollten," war ihnen in der neuen nur das Tragen der Kranken und Todten untersagt.

Der Kohlmarkt, als eine der bewegtesten Straßen, wimmelte von Menschen.

Vor dem Kaffeehause lungert ein Häufchen parfümirter Pflastertreter mit englischen Hüten, hohen gepuderten Frisuren, zinnoberrothen Röcken von Halbtuch mit wollblauem Croisee gefüttert; an den Schuhen halbpfündige Schnallen von Silber oder auch von Zinn, je nachdem der Betreffende mehr solid oder Windbeutel war.

Vor Artaria's Kunstladen bewunderte ein Haufe Gaffer die neuesten Kupferstiche, oder die kolorirten englischen

---

*) Die Sänften wurden in Wien im Jahre 1703 eingeführt. Ein kaiserlicher Kammerdiener, Rauchmüller, erhielt das ausschließliche Privilegium. Unter der Kaiserin Maria Theresia erhielt dieses Privilegium der Freiherr von Pichler.

Blätter, deren satyrischer Inhalt schon damals in Wien seine Verehrer fand.

Vor den Putz- und Modeläden steht eine Schaar geschminkter Bonnetträgerinnen in ihren Buffanten und gestickten Schuhen — vor dem Lothringer Bierhause hält ein Häuflein ehrsamer Vorstädter mit ihren Dreispitzen aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges, sie wollen eben hinein in die Bierstube, um eine Maß Hornerbier (damals 6 Kreuzer, oh. oh!) zu vertilgen — vor dem Bogner'schen Hause, zum „grünen Fassel“ beschildet, aufwärts von der Michaelerkirche, stehen einzelne Gruppen, man sieht hier zahlreiche Herren, elegant gekleidet, mit Puderbeutel, doppelter Uhrkette, spanischem Rohr mit silbernem Knauf ein- und ausgehen, da befindet sich nämlich im ersten Stocke die Börse, die Vormittags von eilf bis ein Uhr und Nachmittags von drei bis fünf Uhr offen ist.

Das Geräusch in der Straße wird plötzlich durch einen düsteren aber durchdringenden Schall übertönt; den Lärm macht ein Mann, der durch die Straße geht und ein harthölzernes Brett schüttelt, an welchem eine eiserne Handhabe leicht beweglich hin und her fällt, wodurch sothanes Geräusch verursacht wird.

Der Mann trägt eine gelbe Jacke mit schwarzen Aufschlägen, eine ditto Weste, und hat an einer gelben Schnur von der Linken zur Rechten eine Art Kapsel herabhängen, in welche einzelne Leute, durch das Geräusch avisirt, ihre Lokobriefe werfen.

Das ist nämlich die damalige Klapperpost, welche die Brief-Kommunikation zwischen der Stadt und den Vorstädten erhält.

Gleich nach ihm hörte man den schrillenden Ton einer Kindertrompete und ein weißgekleideter Mann mit einem fabelhaft aufgeputzten Hute, eine sogenannte „Krainze“ auf dem Rücken und einen Stab voll mit Bretzen in der Hand,

schreitet daher; es ist der „Bretzen-Jockl“, der nur zur Fastenzeit umgeht.

Unser junger Bekannter, der neue Anbeter der reizendsten aller Wiener Kammerjungfern, wirft sich in diesen Strudel, schleudert mit seinem Spazierstocke fuchtelnd dahin, gefolgt von dem Preis gewinnenden Sultan.

Plötzlich entsteht vom Graben herüber ein großes Gedränge.

Was ist das? ruft der junge Stutzer.

Ein Gallawagen kommt! ertönt eine Stimme aus dem Haufen.

Wie? heute ein Gallawagen?

Das kann gar nicht sein! Heute ist ja kein Anlaß dazu! Kusch, Sultan! Sapperment, es ist doch so.

Da kommt er schon!

Ah, ah!

Welche Pracht!

O, wie herrlich!

Sapperment, das nenn' ich Noblesse! Kusch, Sultan!

Die Equipage kam jetzt den Kohlmarkt herab.

Voran zwei keuchende Laufer mit silberfadigen Leibbinden und wallenden Federn, hinterher der vierspännige Postzug — kohlschwarze, vollkommen gleiche Pferde stolziren in einem sehr kurzen Trabe, die Postillone, so wie die Büchsenspanner, in schwarzweißer Livree, die Tressen von Silber; der offene Wagen — ein Mittelding zwischen Chaise und Piroutsche, leicht und gefällig — ist inwendig ganz mit schwarzem Sammt tapeziert, in demselben befindet sich eine junge Dame, gehüllt in einen Ueberwurf von weißem Atlas, mit Silber gestickt. Ein schwarzes Bonnet ziert den blonden Kopf, der, in eine Wagenecke gelehnt, das reizendste Frauengesicht zeigt. Ein freundliches Lächeln umschwebt die Rosenlippen, hinter welchen eine Alabasterlinie hervorschimmert, die wir zu entwürdigen fürchten, wenn wir sie Zähne nennen würden. Ihre tiefblauen Augen

schauen unbekümmert auf das Gewimmel der Straße, es hat den Anschein, als sei sie das Aufsehen, welches sie macht, schon gewohnt.

Wendelin war bei diesem Anblicke ganz bezaubert.

Er hatte sich mit seinem Sultan an ein Gebäude gelehnt, um bequemer und sicherer zu sehen.

Die Equipage war bereits vorüber, und noch immer folgten ihr die bewundernden Blicke.

Das nenn' ich einen Aufzug!

Das muß eine fremde Prinzessin sein!

Das Wappen am Wagen war mir viel zu klein.

Wie sah es aus?

Ich sah eine silberne Schlange, im Munde einen Apfel, der Schweif wie ein Pfeil auslaufend.

Das ist keine Prinzessin!

Vielleicht eine Fürstin?

Jetzt rief eine laute Stimme: Wollt Ihr wissen, wer die Dame ist?

Ja, ja, ja! ertönt es von allen Seiten.

Es ist die Gräfin von Santa Croce!

Wendelin machte einen Luftsprung.

Das war die Herrin seiner Kammerjungfer!

Ich Glücklicher, jubelte er, jetzt kenn' ich die Herrin auch — aber mir ist die Wurzel, wollte sagen, die Racine, lieber, ich bin ein Verehrer der Brunetten, die Blondinen sind mir zu kühl. Jetzt komm, Sultan, jetzt gehen wir zum Traiteur!

Der Bullenbeißer machte fürchterliche Sprünge, er schien seinen Herrn verstanden zu haben.

Zehntes Kapitel.

Eine Loge.

Die Nacht ist herangebrochen.

In den Vorstädten beginnt es bereits ruhig zu werden.

Ueber die Steinbrücke vor dem Stubenthore sieht man einzelne Männer gegen die Landstraße eilen.

Sie gehen an dem Ochsenstand, der sich an der Stelle des heutigen Invalidenhauses bis zu dem damaligen Hetz-Amphitheater (Nummer 4 unter den Weißgärbern) dahinzog, vorüber und bogen dann links ein.

Ein altes Haus in dieser Seitenstraße ist ihr Ziel.

Die Männer betreten einzeln das Haus und verlieren sich durch eine Thüre im Hofe.

Diese Thüre öffnet den Weg zu einer Treppe, welche in Schneckenwindungen in den ersten Stock führt.

Das Haus ist in diesem Theile unbewohnt.

Am Ende der Treppe angelangt, befindet man sich in einer kleinen Vorhalle, in welche drei Thüren münden.

Die Ankommenden gehen durch die mittlere.

Innerhalb derselben befindet sich ein Mann, dem jeder Eintretende das Losungswort in's Ohr flüstert, worauf jener sich verneigt, ein Zeichen, daß man unaufgehalten weiter gehen kann.

Von hier aus führt ein schmaler, finsterer Gang zu

einer weiteren Thüre — an welcher abermals ein Wächter hält, um den Einlaßbegehrenden ein zweites Losungswort abzufordern, worauf sie endlich in eine geräumige Halle treten.

Der Raum bildet ein längliches Viereck.

Drei in ungewöhnlicher Höhe angebrachte Fenster sind durch dunkle Vorhänge geblendet.

Von der Ost- gegen die Westseite zieht sich eine mit einem blauen Tuche bedeckte lange Tafel, um welche herum Stühle gereiht sind. Obenan, das ist an der Ostseite, steht ein um drei Stufen erhöhter Armsessel, die beiden Eckstühle, rechts und links von ihm, sind nur um eine Stufe erhöht.

Ueber der Tafel schweben von der Decke herab drei brennende Ampeln. Jene am östlichen Ende des Tisches verbreitet einen röthlichen, jene am westlichen einen bläulichen, und jene in der Mitte einen grünlichen Schein.

In der Mitte des Tisches steht ein Kandelaber mit dreizehn brennenden Wachslichtern. Diese sind pyramidenförmig aufgesteckt, und zwar drei Reihen von unten hinauf zu fünf, vier und drei Kerzen, und oben an der Spitze eine einzelne.

Die Helle, welche diese Flammen verbreiteten, reicht hin, den ganzen Raum sattsam zu beleuchten.

Die Wände sind mit riesigen Hieroglyphen bemalt, in welchen der Eingeweihte die vornehmsten chemischen Zeichen erkennt, die den Alchymisten zur Bezeichnung der einzelnen Substanzen dienten, so z. B. ein aufrecht stehendes Kreuz bedeutet Säure, ein Kreis mit einem horizontalen Durchmesser — Salz im Allgemeinen; ein gleichschenkeliges Dreieck — bedeutete Feuer, ein Kreis mit einem Punkt in der Mitte — Gold; ein auf einer Spitze stehendes Dreieck — Wasser, zwei nebeneinanderstehende X — Krystall u. s. w.

An der östlichen Wandseite sieht man einen oben rund gewölbten Eingang mit einer schwarzen Thüre, auf welcher

ein weißes Knochengerippe gemalt war. Die Thüre — sie führt in das chemische Laboratorium dieser Loge — ist jetzt geschlossen.

Auf dem Tische vor dem erhöhten Armstuhle stehen zwei hohe metallene Tiegel, zwischen ihnen liegen gekreuzt zwei Hämmer, wenn man mit diesen auf die Tiegel schlägt, so tönt es wie der Schlag einer kleinen Glocke.

Vor dem Sitze am westlichen Tischende steht ein vollkommenes Schreibzeug.

Jeder der Eintretenden nimmt stillschweigend einen Platz ein — bald sind alle Stühle, mit Ausnahme der drei obersten besetzt.

In der Halle herrscht eine tiefe Stille.

Jetzt geht die Thüre in der östlichen Wand auf und drei Herren treten heraus!

Der mittlere trägt einen grünseidenen Schurz und unter dem Arme ein Buch. Der Mann rechts von ihm trägt auf einem Polster einen Schlüssel, jener links ein großes Siegel.

Wir sehen in diesen Personen der Reihe nach den Meister, den Schatzmeister und den Siegelbewahrer der Loge.

Die drei Männer haben kaum ihre Plätze eingenommen, so erhebt sich am unteren Ende der Sekretär der Loge, begibt sich zum Meister und nimmt unter einem tiefen Bücklinge das Logenbuch in Empfang, in welchem die Namen der Mitglieder, ihre geleisteten Beiträge, die Dauer ihrer Arbeit u. s. w. verzeichnet sind.

Der Meister vom Stuhl schlägt hierauf drei Mal an den metallenen Tiegel und spricht: „Ich Saturnus, Meister der Loge zu den „sieben Planeten“, erkläre die heutige Loge als konstitutionsmäßige Versammlung in gehöriger Form eröffnet.

Meister Saturnus war der Reichshofraths-Agent Matolay.

Eine hohe Gestalt erhebt sich aus der Mitte der Versammelten. Wir erblicken einen ehrwürdigen Greis, dessen Vorderscheitel kahl, während der Haarrest nach rückwärts gestrichen, in silberweißen Locken endet. Seine Kleidung verräth den Militär, die Form derselben den Ungar.

Kaum hatte der Meister ihn erblickt, so sagte er: Bruder Chalypsis! Was wünschest Du der Versammlung kund zu thun?

Dieser Bruder Chalypsis war Herr von Szekely — Oberstlieutenant bei der ungarischen Garde.

Der Angeredete legte seine rechte Hand auf die linke Brust, verneigte sich und begann: Hochwürdiger Meister! Verehrte Brüder! Laut eines Beschlusses dieser heiligen Loge wurde vor vier Wochen ein junger Mann, welcher ein Glied unseres hohen Ordens zu werden wünschte, angewiesen, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, sich von einem Gesellen des Ordens unterrichten zu lassen, um mit den Pflichten und Obliegenheiten eines Lehrlings vertraut und dann in die Pflicht genommen zu werden. Die festgesetzte Frist ist nun verstrichen, ich habe die Arbeit gethan, der Kandidat weiß, was er zu wissen nöthig hat, ich brachte ihn mit, er harrt in der mittleren Kammer des Ausspruches der hohen Loge.

Der Meister richtete an die Versammlung die Frage: Soll der Kandidat, in der profanen Welt Nowaczky genannt und Graf titulirt, soll er eingeführt, geprüft und in Pflicht genommen werden?

Die Abstimmung wird vorgenommen — es erfolgt ein einstimmiges „Ja!“

Der Meister schlägt jetzt dreimal an den metallenen Tiegel — ein Mitglied zur Linken des Sekretärs erhebt sich — es ist der Ceremonienmeister der Loge — verläßt die Halle und kehrt gleich darauf mit einem jungen Manne rück, den er an der Hand leitet, weil eine blaue Binde ssen Augen blendet.

Der Kandidat wird entfernt vom Tische stehen gelassen — der Ceremonienmeister nimmt wieder seinen Platz ein.

Auf ein neues Zeichen des Meisters erhebt sich das Mitglied zur Rechten des Sekretärs. Dieß ist der Examinator der Loge.

Nun beginnt eine Prüfung, bei welcher der Examinator frägt, und der Kandidat antwortet.

Die Rosenkreuzer hören aufmerksam zu.

Was für eine Form ist die Loge?

Ein langes Viereck.

Wie lang?

Von Osten bis Westen.

Wie breit?

Von Norden bis Süden.

Wie hoch?

So hoch als der Himmel.

Wie tief?

Bis an den Mittelpunkt der Erde.

Wo steht die Loge?

Auf einem heiligen Grund.

Wie ist sie gelegen?

Rechts in Osten und Westen.

Was unterstützt die Loge?

Drei große Pfeiler.

Wie werden sie genannt?

Weisheit, Stärke und Schönheit.

Warum das?

Weisheit zu erfinden — Stärke zu tragen — Schönheit zu zieren.

Woher kamet Ihr?

Von Osten.

Wer brachte Euch hieher?

Ein Geselle.

In welcher Absicht kamet Ihr?

Ich kam, nicht zu thun meinen Willen, sondern meine

Leidenschaft zu bezwingen, die Regeln der Rosenkreuzer zur Hand zu nehmen und täglich darin einen Fortgang zu machen.

Was lernet Ihr in diesen Regeln?

Verschwiegenheit, Sitte und gute Gesellschaft.

Was lernet Ihr dadurch, wenn Ihr ein Rosenkreuzer werdet?

Ich lerne die Geheimnisse der Natur, den Zusammenhang zwischen der irdischen Welt und der Geisterwelt, die Geheimnisse der Minerale, Kreuter und Metalle und strebe nach dem Stein der Weisen, der Wunder über Wunder wirkt.

Und wenn Ihr dieß Alles gelernt?

Dann bewahre ich es als Geheimniß.

Wo bewahrt Ihr das Geheimniß?

Unter meiner linken Brust.

Gibt es einen Schlüssel zu diesem Ort?

Ja!

Wo verwahrt Ihr denselben?

In einer knöchernen Büchse, welche nur mit Schlüsseln von Elfenbein geöffnet und geschlossen wird.

Hängt dieser Schlüssel oder liegt er?

Er hängt.

Woran hängt er?

An einer Taulinie von neun Daumen und einer Spanne.

Von welchem Metall ist er?

Er ist von gar keinem Metall. Der Schlüssel ist die Zunge — die knöcherne Büchse die Zähne . . . . die Taulinie der Gaumen des Mundes.

Wie lange wollt Ihr dem Orden dienen?

Von Jahr zu Jahr — in Ewigkeit fort.

Wie werdet Ihr ihm dienen?

Mit Rose — Kreuz — Kohle — und Kolbe.

Was bedeuten sie?

Liebe — Demuth — Brunst und Eifer.

Was ist des Lehrlings Zeichen?

Die vier Finger der rechten Hand ausstrecken und sie quer über die Kehle ziehen.

Wie alt seid Ihr?

Ueber sieben.

Ihr habt also noch keinem Meister unterstanden?

Nein.

Wozu dient der Tag?

Um zu sehen.

Wozu die Nacht?

Um zu hören.

Wie bläst der Wind?

Von Osten nach Westen.

Was ist die Glocke?

Hoch zwölf.

In diesem Momente ertönten zwölf dumpfe Schläge.

Die ganze Versammlung erhob sich und der Meister sprach mit feierlicher Stimme: Ich nehme Euch in Pflicht, sprecht den Eid.

Der junge Graf Nowaczky sprach dem Ceremonienmeister Folgendes nach: „Ich gelobe und schwöre hiemit in Gegenwart des allmächtigen Gottes und dieser ehrwürdigsten Versammlung, daß ich die Heimlichkeiten oder das Geheimniß der Rosenkreuzer oder Rosenkreuzerei, so man mir offenbaren wird, hehlen und verbergen und niemals entdecken will, es sei denn einem treuen und rechtmäßigen Bruder, nach gehöriger Erforschung, oder in einer rechten und ehrwürdigen Loge von Brüdern und Gesellen. Ich verspreche und gelobe ferner, daß ich selbige nicht schreiben, nicht drucken, nicht zeichnen, nicht stechen oder eingraben, noch selbige schreiben, drucken, zeichnen, stechen oder eingraben lassen will, es sei in Holz, Eisen oder Stein dergestalt, daß die sichtbaren Zeichen oder der Eindruck eines Buchstaben erscheinen, wodurch solches auch immer mehr auf unrechtmäßige

Art erlangt werde. Alles dieses unter keiner geringeren Strafe, als daß meine Kehle abgeschnitten, meine Zunge aus dem Gaumen meines Mundes genommen, mein Herz unter meiner linken Brust herausgerissen, sodann im Sande des Stromes begraben, mein Körper zu Asche verbrannt und meine Asche auf der Oberfläche des Erdbodens zerstreuet werde, damit also nicht das geringste Andenken von mir unter den Rosenkreuzern übrig bleibe. So wahr mir Gott helfe!“

Nach diesem Schwur trat eine kurze Pause ein, dann begann der Meister: Ihr habt wohl geantwortet, mein Freund! Von nun an verändere ich meine Ansprache, und nenne Euch Bruder. Gottes guten Gruß zu dieser unserer glücklichen Verbindung.

Unter allen rechtschaffenen, ehrwürdigen Brüdern und Gesellen! antwortete Graf Nowaczky.

Meister: Ich grüße Euch dreimal herzlich und begehre Eueren Namen, den Ihr im Orden zu führen gewillt seid.

Ich will mich nennen Aureus!*)

Willkommen, Bruder Aureus, durch Gottes Gnade!

*) Die Rosenkreuzer wählten zu Ordensnamen durchgehend syderische oder alchymistische Benennungen. So z. B. dürfte es Vielen unbekannt sein, daß die sogenannte Chaosische Stiftung von einem solchen Rosenkreuzerischen Namen herrühre. Im siebzehnten Jahrhunderte kam unter Kaiser Ferdinand III. ein gewisser Johann Konrad Richthausen nach Wien. Er war Alchymist, und führte als Rosenkreuzer den Namen Chaos. Er behauptete, aus Quecksilber Gold machen zu können, erwarb sich ein ansehnliches Vermögen, wurde Hofkammerrath, und unter dem Beinamen von Chaos in den Adelstand erhoben. Im Jahre 1663 errichtete er am Bürgerspitale in der Stadt eine Stiftung für Jünglinge armer oder verstorbener Eltern. Als drei Jahre darauf die Pest grassirte und mehrere Chaosische Stiftungsjünglinge hinraffte, ließ der Testamentsvollzieher — der Stifter war eben gestorben — in Mariahilf schnell ein Gebäude aufführen, um die kranken Jünglinge von den gesunden abzusondern. Dieses Haus wurde zwanzig Jahre darauf erweitert und erhöht — später erfolgten neue Zubauten, so daß im Jahre 1773 schon 145

Dieser Gruß wurde von der ganzen Versammlung wiederholt.

Der Ceremonienmeister befreite den neuen Lehrling von der Binde, worauf er die Brüder der Reihe nach umarmte und dann den letzten Sitz einnahm.

In der Halle herrschte jetzt ein dumpfes Murmeln, die Brüder sprachen leise mitsammen, und erst ein neues Zeichen des Stuhlherrn stellte die frühere Ruhe wieder her.

Jetzt verlas der Schatzmeister der Loge seinen Bericht. Er zählte die seit der letztabgehaltenen Loge eingegangenen Beiträge der Mitglieder auf, dann die Ausgaben für die seither gemachten chemischen Experimente, und es ergab sich, daß das Defizit der Loge abermals angewachsen war.

Die Loge zu den „sieben Planeten" schuldete dem Ausweise zu Folge im Ganzen eine Summe von 800 Gulden.

Nach dieser Mittheilung begann der Meister der Loge: Meine Brüder! Seit unserem letztabgehaltenen Kapitel haben sich Dinge von Bedeutung ereignet. In unseren Mauern ist ein fremder Gast eingekehrt, der es für nöthig findet, das strengste Inkognito zu bewahren, der aber, ich wage es zu behaupten und werde es beweisen, einer der geheimen Oberen unseres hohen Ordens ist, der hieher kam, um nach unserer Arbeit zu forschen und dem hochwürdigsten Großmeister darüber Meldung zu erstatten. Der räthselhafte Fremdling reist unter dem Namen eines Baron Liebenstein, führt eine eigene chemische Küche mit sich, und das neueste Produkt seiner Rosenkreuzerischen Thätigkeit ist ein philoso-

---

Jünglinge untergebracht werden konnten. Im Jahre 1752 kaufte die Kaiserin Maria Theresia das Chaosische Stiftungshaus und errichtete in demselben eine Militär-Akademie. Eine Zeit lang war es auch vom Bombardier-Korps besetzt. Das Gebäude selbst wird aber noch heute allgemein das Stift genannt, und die Gasse gegen den Mariahilfergrund zu heißt die — Stiftgasse.

phisches Goldsalz, ein ausgezeichnetes Medikament, mit welchem man wunderbare Kuren vollbringen kann, ohne je den Fuß in ein medizinisches Kollegium gesetzt zu haben. Wenn man erwägt, daß ein solches alchymistisches Produkt nur einem Rosenkreuzer sein Entstehen verdanken kann, wenn man ferner nicht außer Acht läßt, daß unsere hochweisen Oberen einem bloßen Gesellen oder Lehrling kein so wichtiges Geheimniß, wie die Erzeugung dieses Arkanums ist, anvertrauen können und dürfen, so wird man zu dem untrüglichen Schlusse kommen, daß der Inkognito-Reisende Niemand Anderer sein kann, als irgend ein geheimer Oberer unseres hohen Ordens. Zu diesem untrüglichen Schlusse gelangt, entsteht nun die Frage: Was haben wir Angesichts eines solchen merkwürdigen Fremdlings zu thun? Bevor ich diese Frage nach meinem Dafürhalten beantworte, muß ich noch auf ein anderes Faktum aufmerksam machen, welches sich am letztvergangenen Sonnabende ereignete, und von welchem Bruder Sol — Kornelius Lohberg erhebt und verneigt sich — Augenzeuge war. Der geräderte Zahlheim — kurz vor seiner That als Lehrling bei uns aufgenommen — hat sich als Gespenst am hellen Tage sehen lassen. Hunderte von Augen sahen ihn und es wäre thöricht, die Existenz eines geistigen Wesens zu leugnen, welches auf diese Welt beschworen wurde durch die Kraft eines Magiers. Ich bringe nämlich diese Thatsache mit dem vorhin Erwähnten in Verbindung und schließe daraus, daß der unbekannte Obere am Tage seiner Ankunft dieses magische Phänomen zum Zeichen seiner Anwesenheit allhier produzirte, um sich gleichsam bei seinen Gesinnungsgenossen zu insinuiren. Die größten Magier aller Zeiten haben es geliebt, sich durch ein imposantes Faktum zu introduziren und unser unbekannter Oberer folgte hierin ihrem Beispiele. Zahlheim erschien als Gespenst, weil der angebliche Baron Liebenstein ihn von jenseits herüber beschwor, wir haben also den unumstößlichen Beweis, daß unser Glaube an Magie — wie

die Freigeister und kopflosen Spötter behaupten, — kein trüglicher, kein Aberglaube ist. Nach dieser einfachen, natürlichen Betrachtung komme ich zur Beantwortung meiner vorhin aufgestellten Frage und sage: die Ehre und das Ansehen unseres hohen Ordens, so wie die Pflicht als Brüder erfordern es, dem Oberen durch eine Deputation mit aller einem unbekannten Oberen gebührenden Reverenz und Unterwerfung zu begrüßen, ihn in unsere Loge zu laden, damit er unsere Arbeit prüfe, und falls es ihm beliebte, sich herabzulassen, uns aus der Schatzkammer seiner Geheimnisse wenn auch nur einige Kleinodien mitzutheilen.

Die Rede des Stuhlmeisters wurde mit rauschendem Beifalle aufgenommen.

Die Rosenkreuzer waren über die außerordentliche Mittheilung in höchster Aufregung — die traurigen Betrachtungen, welche früher bei einigen Mitgliedern durch das Achthundert-Gulden-Defizit entstanden, waren verschwunden.

Die Deputation, aus zwei Mitgliedern bestehend, wurde nun gewählt. Die Wahl traf die Brüder Merkurius und Sol, nämlich den Mauthbeamten Bacciochi und Kornelius Lohberg.

Bei Verkündigung des Logenbeschlusses befand sich Alles in der freudigsten Bewegung.

Eilftes Kapitel.

Die Rosenkreuzer.

Wir bitten unsere Leser, uns ja nicht der Uebertreibung zu zeihen oder uns die Schuld aufzubürden, als suchten wir ernste Dinge in's Lächerliche zu ziehen; Beides ist ferne von uns — es gibt Vorfallenheiten, die einst blutiger Ernst waren, über welche man aber jetzt nur traurig lächeln kann.

Die Begebenheiten, die wir erzählen, rangiren in diese Klasse.

Unsere Leser werden es vielleicht unbegreiflich finden, wie in einer Epoche, wo Aufklärung das Losungswort war, Männer von Verstand und Bildung sich mit Alchymie und Geisterseherei beschäftigen konnten? Sie werden — und das mit Recht — staunen, im sogenannten philosophischen Jahrhunderte, in einer Zeit, wo die Presse bereits ihre Macht übte, wo die Encyklopädisten ihre volle Thätigkeit entfalteten, wo die Wissenschaft allmälig ein Gemeingut zu werden begann, in einer solchen Zeit Leute zu treffen, die den Stein der Weisen suchen, Elixire erzeugen und Geister beschwören.

Und Sie finden diese Leute nicht nur in Wien, nicht nur in Deutschland, auch Frankreich, Italien, England, Spanien, kurz, wohin Sie Ihr Auge wenden, überall sehen

Sie dasselbe traurige Ergebniß. Schwärmerei, Betrug, Aberglaube sind an der Tagesordnung.

Es war eine merkwürdige Epoche!

Ein junger dreiunddreißigjähriger Mensch, Anton Mesmer, wendet sich von der materialistischen Seite der Medicin ab und findet die Anfangslaute einer geheimnißvollen Wissenschaft, deren Höhepunkt noch heute nicht erreicht ist, aber der Schwärmer läßt sich verleiten, die ihm bei seinen Kuren behülfliche geheime Naturkraft zu leugnen und nennt Wunder, was er vollbringt; — schon früher hatte Schwedenborg mit seiner Geisterseherei und seinen theosophischen Träumereien viele Köpfe angesteckt, nun kamen hintendrein die Saint Germain, Cagliostro, Rosenfeld, Schröpfer und wie sie sonst noch heißen mögen, die Wundermänner, welche mehr oder weniger von sich sprechen machten und trotz Voltaire, Rousseau, Helvetius u. s. w. die Welt in Staunen setzten.

Ein schottischer Schwindler verwandelt Papier in Gold; ein Edelmann, aus einem Ländchen, das nur durch seine Schinken berühmt ist, spielt in Korsika — welches später einen Napoleon zeugte — die Rolle eines Königs, ein unangesehenes Doktorlein wirft sich in Dänemark zum Reformator auf. Jung Stilling fantasirt von der Seelenverwandtschaft mit der Geisterwelt, ein Schweizer weist in süß melancholischer Verzückung auf die geheimen Verbindungswege des Physischen und Psychischen hin, indem er eine Physiognomik edirt, die von den Einen verhöhnt, von den Anderen bewundert und angestaunt wird.

Wie gesagt, es war eine merkwürdige Zeit, diese Zeit der Philosophie und der Aufklärung!

Man wird kaum eine Schrift der Josefinischen Zeit finden, in welcher nicht von Aufklärung die Rede wäre; Stubenmädel, Todtengräber, Ladendiener werden abgehandelt, aber überall ist die Aufklärung mit im Spiele, und wenn auf dieses Schlagwort der damaligen Zeit gar nicht

reflektirt werden konnte, so benützte man wenigstens die Phrase: In unserer aufgeklärten Zeit u. s. w.

Den Josefinischen Zeitgenossen erging es mit der Aufklärung gerade so, wie uns mit der Freiheit — alle Welt führte sie im Munde, und die Wenigsten haben sie verstanden.

Was hat man damals nicht Alles Aufklärung genannt! Die unzähligen Traktätchen über die albernsten Gegenstände waren ein Zeichen der Aufklärung, die Durchführung des strengsten Prohibitivsystems war ein Beweis der Aufklärung; Dieser dünkte sich schon aufgeklärt, wenn er sich am Freitage im Gasthause im Fleischessen produziren durfte; der Andere glaubte aufgeklärt zu sein, wenn er behauptete, die Rotte Korah sei versunken, weil damals zufällig Erdbeben war, und der Profet Jonas sei nicht von einem Wallfisch verschlungen worden, sondern sei vielmehr in einem Gasthofe eingekehrt, welcher „zum Wallfisch“ beschildet war. Der Eine manifestirte seine Aufklärung, wenn er im Bierhause oder im Weinkeller Alles verhöhnte, was nur Religion hieß; der Andere war aufgeklärt, wenn er die Genialität besaß, sich über die erste Hälfte der Zehngebote hinauszusetzen, und von der zweiten Hälfte vielleicht auch nur jene vom Stehlen und Rauben zu respektiren.

Wenn je eine Zeit es bewies, daß bei Nationen Aufklärung, Bildung und Gesittung Hand in Hand gehen, so war es die damalige.

Kultur und Aufklärung sind unzertrennlich — ein rauhes, bildungsloses Volk kann man nicht aufklären; die wahre Aufklärung kommt mit der Wissenschaft und Gesittung von selbst; wer da glaubt, Aufklärung lasse sich wie die Blüthe bei der Pflanze treibhausartig erzeugen, der ist von einem Irrthume befangen, welcher sich nur zu bald offenbart.

Dieß traf nun auch damals ein. Die öffentlichen Wortführer übersahen den Zustand der Massen, und säeten

Dünkel, Indifferentismus und Freigeisterei. Sie vergaßen, daß das nachtgewohnte Auge sich erst nach und nach an die verschiedenen Schattirungen der Dämmerung gewöhnen muß, bevor es die Sonnenhelle zu ertragen im Stande ist. Wer hier die Natur zu einem Sprunge zwingen will, erblindet, und wahrhaftig, nicht Wenige haben damals ihr geistig Auge verloren.

Der Druck der Aufklärung — man vergebe uns diesen Ausdruck — brachte einen Gegendruck hervor. Die rationalistischen Aufklärer suchten die Geheimnisse und Wunder der Religion hinweg zu räsonniren — und die Menschen, in deren Natur der Trieb nach Wundern und Geheimnissen liegt, suchten als Ersatz andere Wunder auf; man wollte ihnen ihre heiligen Ueberlieferungen entziehen und sie hingen sich an Gespenster und Spukgestalten. Das Jahrhundert der Philosophie war das Jahrhundert der Gaukler und Schwärmer; man zerriß leichtsinnig uralte Bande, und ließ sich willig in neue Fesseln schmieden.

Bei einem solchen Gebahren war ein geheimer Bund wie jener der Rosenkreuzer nicht nur möglich, sondern sogar natürlich.

Freimaurer, Illuminaten, Templer, Rosenkreuzer und wie sie sonst noch heißen mögen die verschiedenen Zweige der geheimen Bündelei, spukten im ganzen Welttheil.

Es ist merkwürdig, wie z. B. Orden, die mehr oder weniger auf die Schwächung der monarchischen Gewalt hinarbeiteten, wie gerade diese Orden dem unbedingtesten, absolutesten Willen ihrer Oberen gehorchen mußten, ihrer Oberen, die sie nicht einmal kannten!

Sie bekämpften also eine sichtbare Autorität, um einer unsichtbaren, völlig unbekannten unbedingt zu gehorchen.

Welch' ein Widerspruch, welch' eine Verblendung!

Wir fassen, dem Plane dieser Erzählung zu Folge nur die Rosenkreuzer in's Auge.

Wir glauben in der vorhergehenden Auseinandersetzung

das Räthsel ihrer Existenz während der Josefinischen Epoche hinlänglich gelöst zu haben, wir wollen nun einen kurzen Ueberblick ihrer Vergangenheit bieten und dann in unserem Gemälde fortfahren.

Wenn man Herrn Friedrich Nikolai, dem berühmten Forscher über den Ursprung der Freimaurerei u. s. w., Glauben schenken darf, so entstand dieser Orden aus den Rosenkreuzern.

Diese wären demgemäß viel älter.

Er behauptet, die Freimaurer haben sich kurz vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und zwar blos in England zu bilden angefangen und hätten ihren Ursprung in der zuerst in Deutschland gebildeten Gesellschaft der Rosenkreuzer.

Was nun diese betrifft, so behauptet er, daß die geheime Gesellschaft, die seit dem Jahre 1777 in Deutschland unter dem Namen „Gold- und Rosenkreuzer alten Systems" in öffentlichen Schriften bekannt zu werden anfing, von der früher bestandenen „alten" Rosenkreuzer-Gesellschaft ganz verschieden sei.

Es ist bekannt, wie in früheren Jahrhunderten alle physikalischen und chemischen Entdeckungen geheim gehalten und letztere nur durch eine bildliche Sprache und nur den Eingeweihten verständlich dargestellt wurden.

Der berühmte deutsche Alchymist Rosenkreuzer in seiner „Physik" und der Engländer Bacon in seiner „Atlantis", empfehlen diese Geheimhaltung sehr angelegentlich, und dieß mag Veranlassung zur ersten Bildung einer solchen Gesellschaft gegeben haben.

Zwei im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts erschienene Schriften verursachten in Deutschland zuerst vieles Gerede über die Rosenkreuzer, die Eine derselben „Fama und Konfession" erschien im Jahre 1614 und die

Andere zwei Jahre später — Verfasser derselben war ein Theolog aus Württemberg, Johann Valentin Andreä*).

Nikolai behauptet, daß Andreä die Rosenkreuzer „ersonnen“ oder mit Anderen habe ersinnen helfen.

Man würde jedoch irren, wenn man hinter dem alchymistischen Aushängschild dieses Ordens nicht auch politische Absichten suchte. Es ist außer Zweifel, daß die Rosenkreuzer den Religionswirren in unserem Vaterlande nicht ferne standen.

Johann Valentin Andreä hatte zwei Reisen nach Oesterreich unternommen (im Jahre 1612 als Kaiser Mathias den Thron bestieg und 1619 wenige Monate nach dessen Tode); die letztere Reise geschah auf ausdrückliche Einladung der Freiherren Hohenfeld von Aistersheim und Enenkel von Hohenek, er hatte in Linz einen geheimen Auftrag zu verrichten und verkehrte mit mehreren österreichischen Edelleuten, welche alle Protestanten waren.

Die anfängliche Absicht der Rosenkreuzer, den Protestantismus zu unterstützen, währte nicht lange.

Die zahlreichen Katholiken, welche in dem Orden Aufnahme fanden, bildeten bald eine kompakte Partei, gaben der Tendenz des Ordens eine andere und zwar die entgegengesetzte Richtung, die Rosenkreuzer in Oesterreich beförderten katholische Interessen.

Sobald nun Andreä wahrnahm, daß seine und seiner Freunde Absicht mit dem Rosenkreuzerorden nicht mehr zu erreichen, ja, daß die eingeschlagene Richtung sogar eine ganz entgegengesetzte war, so zog er sich zurück und suchte seine frühere Rosenkreuzerische Thätigkeit, jedoch mit unbestimmten Worten zu desavouiren, so daß er es weder mit dem mächtigen Hause Oesterreich noch mit den Lutherischen Orthodoxen zu verderben gedachte. Er vermochte jedoch die Neutralität nicht zu behaupten, theils seine unruhige Thätigkeit,

*) Geboren 17. August 1586 in Württemberg.

theils aber der Wunsch, die ihm ärgerliche Sage von seiner Theilnahme an der Rosenkreuzerei zu vernichten, ließen ihn eine neue Gesellschaft unter dem Namen: „Fraternitas Christi“ stiften. Bei seiner letzten Anwesenheit in Oesterreich kündigte er die Errichtung dieser Gesellschaft an, protestantische Edelherren traten derselben bei, und die Regierung fand sich schon drei Jahre später (1622) veranlaßt, dagegen eine feierliche schriftliche Warnung zu erlassen.

Die Thätigkeit dieser Gesellschaft wurde durch einen anderen Orden paralysirt, welcher katholischer Seits unter Bestätigung des Papstes anfangs zu Olmütz und nachher zu Wien von den Grafen Althan, Gonzaga und Sforza errichtet und der Orden vom blauen Kreuze genannt wurde.

Die Rosenkreuzer, nachdem sie von dem Einflusse Andreäs und seiner Freunde befreit waren, begannen sich nun nach verschiedenen Richtungen zu zersplittern, man fing zu deuten und zu klügeln an, es bildeten sich Logen, die sich gegenseitig anfeindeten und nicht selten auf mancherlei Weise neugestalteten, bis sie nach und nach entweder durch ihre Unbedeutendheit oder durch gegenseitigen Neid und Haß herabkamen und endlich vom Schauplatze verschwanden, jene, welche dem ursprünglichen Systeme huldigten, erhielten sich am längsten und trieben im Verborgenen ihr Wesen.

Mit dem Regierungsantritte Kaiser Josef des Zweiten, auf die bekannte Toleranz des Monarchen bauend, erhoben die Rosenkreuzer, so wie überhaupt alle geheimen Gesellschaften ihre Häupter.

Sie traten aus der Verborgenheit hervor und trieben mit einer fast lächerlichen Schaustellung ihr Wesen. Die Embleme der Freimaurer wurden zu Modegegenständen; man trug Hammer, Zirkel, Bleiwage u. s. w. als joujoux an den Uhren, Damen-Muffe von weißem Atlas mit blauumsäumtem Ueberschlage stellten den Maurerschurz vor, man dichtete und komponirte Freimaurerlieder und sang sie öffentlich. In den Provinzen tauchten zahlreiche neue Versamm-

lungen auf. Alles drängte sich in die Logen; Viele suchten nach Geheimnissen, die sie dort zu finden hofften, Andere hatten eigennützige Absichten und wieder Andere waren blos neugierig oder sehnten sich nach den berühmten Tafellogen, wo man ausgezeichnet speiste und ebenso vorzüglich trank. Goldmachen, Lebenstinkturen erzeugen, Geister beschwören war das Ziel der Einen; durch den Bruder Hofrath, Referenten, Gouverneur oder Präsidenten, der sich eben in der Loge befand, eine gute Anstellung erhalten, war das Streben der Anderen und Gastronomie die Leidenschaft der Letzteren.

Die Regierung konnte den Bestand dieser geheimen Gesellschaften — heute nennt man es Vereine — nicht länger ignoriren; das berühmte, von dem Kaiser eigenhändig verfaßte Freimaurer-Patent erschien. Es ist vom 16. Dezember 1785 datirt, enthält die Toleranz, Regelung und Beaufsichtigung der Freimaurergesellschaften, und beginnt mit folgenden Zeilen:

„Da nichts ohne gewisse Ordnung in einem wohlgeordneten Staate bestehen soll, so finde Ich nöthig, folgende Meine Willensmeinung zur genauen Befolgung anzugeben: Die sogenannten Freimaurergesellschaften, deren Geheimnisse Mir eben so unbewußt sind, als Ich deren Gaukeleien zu erfahren jemals vorwitzig war, vermehren und erstrecken sich jetzt schon auf alle kleinsten Städte u. s. w.“

Durch dieses Patent geriethen die Gesellschaften in Bewegung; Vielen war die Reform willkommen, die Fanatiker — und diese war die Mehrzahl — nannten es Revolution, und warfen sich leidenschaftlich besonders auf jene von uns angeführten Zeilen des Patentes. Daß der Kaiser ihre Ceremonien „Gaukeleien“, folglich das Kind beim rechten Namen nannte, das konnten sie nicht ertragen, das erpreßte ihnen einen Nothschrei. Eine Flut von Broschüren erschien, wenige für, die meisten gegen das Patent.

Wir wollen aus einer der Letzteren: „Drei Briefe über

die neueste Maurer-Revolution", nur einige Zeilen anführen, weil sie den Einfluß und die Verdienste, deren diese Gesellschaften sich rühmten, offen darlegen. Der Verfasser raisonnirt über das Wort Gaukeleien: „Fürsten, Minister, Könige und Kaiser, große Gelehrte, große Künstler u. s. w., waren solche Gaukler! Durch diese Gaukler wurde die Armuth unterstützt, die Thräne des Elends abgetrocknet, Waisen erzogen, Talente gebildet, Künste und Wissenschaften emporgebracht, heilsame Plane angelegt, nützliche Vorschläge gemacht, und wenige Gesetze von der edleren, gemeinnützigeren Art werden seit einer Zeit erschienen sein, die nicht wenigstens mittelbar durch besondere, dem Profanen noch unbekannte Wege von diesen Gauklern veranlaßt wurden. Preßfreiheit, Toleranz, Reformirung der Religion u. s. w., was sind sie anders, als Werke dieser Gaukelei?" u. s. w.

Der Ausdruck im Patente war trotzdem wohlgewählt, das Gebahren in den vielen Logen war wirklich zur Gaukelei herabgesunken, eine Reform war nothwendig.

„Ja," ruft der Verfasser der Denkschrift: „Kaiser Josef's Reformation der Freimaurer," seinen Brüdern, den Maurern, zu: „es muß einmal über gewisse Dinge unter uns zur Sprache kommen. Aufklärung und Philosophie ist das ewige Dacapo Euerer Predigten, Ihr reformirt Alles, Faunengelächter begleitet jede Handlung der Profanen, die nicht Euer Zirkel und Winkelmaß vorgezeichnet hat, Alleinweisheit macht Euere Köpfe schwindlig; wer nicht in der schwarzen Kammer Blut geschwitzt (Proben der Freimaurer), nicht die blinde Reise durch das Kolophoniumfeuer gemacht hat, gilt Euch für einen Idioten — — — — — die ganze Erde ist Euch ein Narrenfaß, ein Klub von Dummköpfen, und auf den Schnickschnack Euerer Logen denkt Ihr nicht" u. s. w.

Wir haben dieses Bild von dem Stande der damaligen geheimen Gesellschaften absichtlich aufgerollt, weil auch der Vorwurf unseres Gemäldes: „Die Rosenkreuzer," mit

den Freimaurern in einer gewissen Verbindung gestanden und weil eine Uebersicht des Ganzen nothwendig ist, wenn man einen Theil schildert.

Der geneigte Leser möge uns die Ausführlichkeit vergeben, wir kehren wieder zu unserer Erzählung zurück.

Zwölftes Kapitel.

Die Deputation und der unbekannte Obere.

In einem Zimmer im Gasthofe zum goldenen Ochsen — heute zur Stadt Frankfurt — finden wir den Fremden, dessen erste Bekanntschaft wir auf der Hauptmauth gemacht.

Unter den vielen Gasthöfen des damaligen Wien, war der goldene Ochs einer der freundlicheren.

Der Matschakerhof, der wilde Mann, die drei Hackeln — jetzt zum römischen Kaiser — der Greif — jetzt zum Erzherzog Karl — der weiße Ochs — jetzt Stadt London — boten damals keine komfortablen Absteigquartiere, das Gasthauswesen lag überhaupt noch im Argen, und ein gleichzeitiger, sehr glaubwürdiger Schriftsteller schildert es in folgender Weise:

„Er (der Gast) ist in einer engen Straße, daß er nur mit Mühe und Gefahr in das Haus kommt. In demselben findet er einen unsauberen Hof, schon mit einer Wagenburg mit zwanzigerlei Fuhrwerken überlagert, schmutzige, finstere Treppen; viel Geschrei, Lärmen und Verwirrung,

dunkle Zimmer mit altväterischen, oder gar keinen Möbeln eingerichtet. Nachdem er seine Geduld am Warten, vergeblichen Rufen eine Weile geübt hat, bekommt er es mit einem Kellner mit einem grünen Jäckchen, runden, ungepuderten Haaren und schmierigem Vortuch zu thun, der ihm gleichsam aus Gnaden ein nicht besser eingerichtetes Zimmer anweist, dabei eine Miene macht, als ob ihm gar nicht viel an seinem neuen Gast gelegen sei, und ihn daselbst in der lieben Einsamkeit sitzen läßt. — Ueber Mangel an Speise und Trank wird sich zwar ein Reisender nicht viel beklagen; ob er aber mit der Bedienung zufrieden sei, dafür mag ich ihm nicht bürgen. — Den Wirth bekommt er entweder gar nicht zu sehen, oder er findet in demselben einen derben, schlichten Bürger, mit einem grünsammtenen Käppchen auf dem Kopf, einem klafterweiten Schmeerbauch und braunen Kamisol, der ihm eine linkische Reverenz zieht und sich nicht weiter um ihn bekümmert u. s. w."

Auf diese allgemein gehaltene Schilderung reflektirt, mag es zwar im „goldenen Ochsen" auch nicht besonders anmuthig gewesen sein; damalige Reisende behaupten jedoch, daß hier die Zimmer freundlicher und von der Tageshelle begünstigter waren; Baron Liebenstein konte also zufrieden sein, und — er war es auch.

Er hatte zwei Zimmer gemiethet; in dem ersten wohnte der Diener, den wir unter dem Namen Götz kennen lernten; er war zugleich Laborant bei Anfertigung des philosophischen Goldsalzes.

Dessen Gattin wohnte bei ihm, versah beim Baron die Dienste einer Köchin, und war ein munteres, schwarzäugiges Weibchen, mit einem vollen, braunen Gesichte, dabei wohlgenährt und hochbusig. Ihr Name war Sabine.

Im zweiten Zimmer finden wir den kalten Liebenstein.

Indem wir es betreten, bemerken wir die liebenswürdigste Unordnung. Ein Fremder würde zweifeln, ob er sich in einem Laboratorium oder in einer Wohnstube befinde.

Der ehemalige Soldat steckt mitten unter Geschirren, Phiolen, Retorten darinnen, daß man meinen sollte, es sei unmöglich, aus diesem Gewirre heraus zu kommen, ohne nicht eines oder das andere Gefäß zu zertrümmern.

Er untersucht, ob die Behältnisse auf der Reise keinen Schaden gelitten, prüft und ordnet.

Jetzt pfeift er.

Götz tritt ein.

Die Sachen waren gut gepackt, es ist nichts zerbrochen.

Freut mich, Herr Baron.

Mich auch. Ist Sabine draußen?

Ja, Herr Baron.

Liebenstein pfeift wieder und zwar etwas stärker als früher.

Sabine tritt ein.

Nun, was ist's, hat Sie sich wegen eines Privatlogis umgesehen?

Ja, Herr Baron.

Gefunden?

Nein!

Das ist dumm!

Die Gattin des Laboranten wurde ärgerlich roth, wendete schnippisch den Kopf und machte dazu eine Schulterbewegung, als ob sie hätte sagen wollen: „Du redest mir lang gut!“ und schwieg.

Liebenstein fuhr rasch fort: Jetzt sind wir schon seit Sonnabend hier, heute ist's Mittwoch, Sie ist den ganzen Tag auf der Straße und hat doch noch nichts gefunden, wie kommt das?

Sabine entgegnete jetzt: Ganz einfach, Herr Baron, es sind keine Quartiere leer. Hier ist's nicht so wie bei uns, man läuft einen halben Tag lang herum, bis man an dem Thore eine Wohnungsanzeige findet, und wenn man sich erkundigt, so ist sie erst vom Quartale zu verlassen, oder es ist ein Nest für eine einzelne Person, oder —

Kurz und gut, Sie hat nichts gefunden —

Nein, Herr Baron.

Zu Götz: Was sagt er dazu?

Der Laborant machte einen Katzenbuckel und erwiederte: Herr Baron, Sabine ist meine Gattin, ich kenne sie und ihren Diensteifer, wenn sie sagt: Nein! da ist's Nein.

Liebenstein schüttelte unwillig den Kopf und sagte: Ihr werdet aber doch einsehen, daß wir in diesem Quartiere nicht bleiben können?

Ja, Herr Baron, riefen beide Gatten zugleich, das sehen wir ein.

Wir müssen also um jeden Preis eine Privatwohnung erhalten. Macht Euch in die Vorstädte und sucht dort, ich reise dieser Tage nach Ungarn und lasse Euch hier zurück. Mein Goldsalz geht gut ab, ich werde trachten, mir auch in den Provinzen Absatz zu verschaffen, und sobald der Vorrath abgesetzt ist, machen wir uns wieder an die Erzeugung. Während meiner Abwesenheit könnt Ihr nicht im Gasthofe wohnen, es ist zu unbequem und zu kostspielig.

Herr Baron, antwortete der Laborant, wir sind damit vollkommen einverstanden, ich fürchte nur —

Was fürchtet Er? Laß Er hören, Götz, was gibt's zu fürchten?

Ich fürchte Anstände.

Anstände? Mit wem? Warum? Weßhalb?

Man forscht nach uns —

Nach uns? —

Das heißt, nach Ihnen, Herr Baron. Der Aufwärter erzählte mir, es seien schon mehrere Herren da gewesen, welche viel fragten und forschten, der Lohndiener behauptet dasselbe, ja, Herr Baron, sogar Sabine sah schon einen Herrn spionirend herumschleichen —

Er wird wahrscheinlich ihr nachgegangen sein! polterte Liebenstein.

Sabine verdrehte die Augen und versetzte: Oh —

Herr Baron — mir — wie käme ich dazu? Ich bin kein junges Mädchen mehr —

Aber eine junge Frau, und die sind fast immer ärger als die Mädchen —

Oh, oh, oh, Herr Baron, ich bitte zu distinguiren —

Schon gut, wir kennen uns. Wenn sich indessen noch ein solcher Spion blicken läßt, dann avisirt mich und ich will ihm die Späherei verleiden.

In diesem Momente ertönte draußen die Klingel, Götz und Sabine verließen den Baron, Ersterer kehrte jedoch gleich darauf zurück und meldete, daß zwei Fremde den Herrn Baron zu sprechen wünschten.

Die beiden Abgesandten der Rosenkreuzer-Loge zu den „sieben Planeten" traten ein.

Liebenstein hatte den Visitator von der Hauptmauth kaum erblickt, so sagte er: Ah, Sie sind es, Herr Zöllner, freut mich, daß Sie sich meiner erinnern.

Die Deputation verneigte sich ehrerbietig und grüßte den Fremden nach der Weise ihres Ordens.

Der Baron blickte sie erstaunt an. Bacciochi nahm das Wort und sprach: Es wäre Frevel, mich an Sie, hochwürdiger Herr, nicht erinnert zu haben.

Liebenstein unterbrach ihn: Ich habe Ihnen schon gesagt, ich bin der Baron Liebenstein, ich bin nicht vom geistlichen Stande, folglich ist Ihre Titulatur am unrechten Platze.

Oh, Herr Baron, wir sind nun ohne Zeugen, ich ersuche unterthänigst, Dero Inkognito nur auf ein Viertelstündchen abzulegen und in uns zwei Abgesandte jener geheimen Verbrüderung zu empfangen, zu welcher auch Sie gehören.

Der alte Soldat stampfte mit dem Fuße und rief: Zum Teufel, mein Herr, Sie wollen mich ärgern, so hören Sie es denn zum letzten Male, ich reise nicht inkognito,

ich bin derjenige, als welchen ich mich ausgebe, gehöre keiner geheimen Verbrüderung an —

Und doch wagen wir es, in Ihnen einen jener unbekannten Oberen zu sehen, die von Osten kommen und 'gen Westen ziehen, und die Loge zu den „sieben Planeten" ladet Sie hiemit ein, die Brüder zu einem Besuche zu beehren und unsere geringe Arbeit in Dero Augenschein zu nehmen.

Ich bin kein Freimaurer! rief der Baron.

Das wissen wir, lächelte der dicke Mauthbeamte, auch wir sind keine Freimaurer, sondern Rosenkreuzer. —

Der alte Baron machte einen Sprung nach rückwärts und rief: Ah, jetzt begreife ich, Sie halten mich für einen Alchymisten, mein philosophisches Goldsalz roch Ihnen in die Nase und deßhalb muß ich Rosenkreuzer sein.

Bei diesen Worten brach er in ein sehr ordenswidriges Lachen aus.

Der Visitator begriff die Hartnäckigkeit des geheimen Oberen nicht. Lohberg schlug die Augen beschämt nieder, er war noch zu wenig fanatisirt und begriff das Mißverständniß.

Liebenstein faßte sich, wendete sich sehr ernst zu den Deputirten und sagte: Meine Herren, Sie haben sich umsonst bemüht, ich bin kein Alchymist und kein Rosenkreuzer, folglich auch keiner Ihrer geheimen Oberen. Ich beschäftige mich mit Chemie, habe das philosophische Goldsalz erfunden, erzeuge und verkaufe es, das ist Alles. Ihre Arbeiten gehen mich nichts an, so wie die meinigen auch Sie nicht kümmern. Ich habe in Ihrer Loge nichts zu suchen, deßhalb werde ich auch nicht hingehen. Von meiner Erfindung können Sie kaufen, so viel als Ihnen beliebt, denn meine Waare ist für Jedermann, sei er Freimaurer, Laie, Rosenkreuzer oder der Teufel selbst, wer bezahlt erhält ein Fläschchen und damit Punktum.

Als Bacciochi noch einige Bemerkungen machen wollte, fuhr Liebenstein fort: Ich will nicht hoffen, daß Sie gekom-

men sind, mir mein Geheimniß abzulauschen, sonst müßte ich mich entschließen, Ihnen die Thüre zu weisen. Wer erfinden will, muß etwas gelernt haben und sich ernstlich bemühen, die Rosenkreuzer mit ihrer Spielerei haben aber noch nichts erfunden, nicht einmal etwas Bemerkenswerthes reproduzirt. Alchymie, der Lapis und die Geisterseherei sind Narrenpossen oder Betrügereien; Gold bleibt Gold, Blei bleibt Blei; wer todt ist, kehrt in diese Welt nicht wieder. Ich gebe für die ganzen Arbeiten des Ordens keine taube Nuß. Ich begreife nicht, wie erwachsene Leute so einfältig sein können, sich von den sogenannten unbekannten Oberen bei der Nase herumführen zu lassen. Sie mein Herr, sind kaiserlicher Beamter; Ihr Kaiser mag sich wenig darüber freuen, wenn er hört, daß seine Beamten mit solchen Lappalien und Dummheiten ihre Zeit vergeuden. Jetzt habe ich Ihnen meine Meinung ehrlich und offen gesagt — ich empfehle mich.

Er kehrte den Deputirten den Rücken und die Brüder Merkurius und Sol entfernten sich.

Auf der Straße angelangt, murmelte der dicke Visitator: Jetzt will es mir fast bedünken, als wäre dieser grobe Baron kein Rosenkreuzer —

Das hätten Sie gleich erkennen sollen, versetzte Lohberg, ich stand wie auf Kohlen. Die Blamage ist ein wenig stark.

Bacciochi kratzte sich hinter'm Ohr und sagte: Was ist jetzt zu thun?

Der junge Mann sann eine Weile nach und erwiederte: Begeben wir uns zum Meister und melden wir ihm aufrichtig den traurigen Erfolg unserer Sendung, mag er dann verfügen, was ihm beliebt.

Der dicke Mauthbeamte wäre diesem Rathe gerne ausgewichen, denn er hatte ja das Mißverständniß durch seine vermeintliche Entdeckung herbeigeführt, er fand jedoch keinen Ausweg und begab sich mit Lohberg zum Meister des Stuhls.

Der Reichshofraths-Agent empfing die beiden Brüder sehr freundlich und Lohberg übernahm es, ihm den, mit dem Baron Liebenstein gehabten Auftritt mitzutheilen.

Mattolay schüttelte mißbilligend den Kopf, und sagte am Ende: Ei, ei, Bruder Merkurius, Sie haben uns da in eine bedeutende Verlegenheit gebracht. Auf Ihre Mittheilung vertrauend, habe ich dafür gesorgt, daß das philosophische Goldwasser als ein Rosenkreuzerisches Produkt bekannt werde, wodurch das Ansehen des Ordens sehr gewinnen wird; — nun aber leugnet der Preuße jeden Zusammenhang mit uns; thut er dieß öffentlich, so sind wir ein Gespötte der Stadt, und unsere zahlreichen Gegner werden nicht ermangeln, diese Schande in der ganzen Stadt zu verbreiten. Dem muß vorgebeugt werden; jene Tinktur muß in den Augen der Welt für ein Produkt unseres Ordens fortgelten; ich werde dafür sorgen, daß dieß möglich werde. Vor der Hand theilen Sie Niemanden den schlimmen Erfolg Ihrer Sendung mit; die anderen Brüder werden in ihrem bisherigen Glauben gelassen, ich baue auf Ihre Verschwiegenheit.

Der Meister entließ die beiden Brüder, und begann zu überlegen, welchen Weg er einzuschlagen habe, um seinen Zweck zu erreichen.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Ritt in den Prater.

Kornelius Lohberg, seiner Ordenspflicht ledig, überließ sich, durch die Straßen der Stadt wandernd, seinen Gedanken.

Die eben erlebten Szenen hatten ihn unangenehm berührt.

Die derbe Abfertigung von Seite Liebenstein's überraschte ihn derart, daß er das Verletzende derselben erst nachfühlte.

Die darauf gefolgte Mittheilung des Meisters war für den Orden ebenfalls wenig schmeichelhaft; er ward hier zum ersten Male Mitwisser eines Ordens-Geheimnisses und mußte sich's gestehen, daß dieses wenig ehrenhaft sei, und daß der derbe Baron, falls es sich mit den sonstigen Ordens-Geheimnissen eben so verhielt, in seinem Urtheile über die Rosenkreuzer nicht zu strenge war.

Lohberg's Betrachtungen über diesen Gegenstand waren also keineswegs angenehm, er zwang sich daher, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben und diese fand sich auch bald.

Die blonde Dame, die er Sonnabends am Fenster auf dem Graben, und seitdem nicht wieder sah, war der Rosenbusch, welchen die geflügelten Boten seiner Fantasie umflatterten.

Er erkundigte sich ein zweites Mal in jenem Hause und erfuhr nun gar, die Dame sei ausgezogen. Niemand wußte, wer sie war, wie sie hieß, wohin sie ging. Acht Tage hatte sie dort einsam und unbekannt gewohnt, dann zog sie fort, die Miethe war für drei Monate vorausbezahlt, folglich kümmerte sich Niemand um sie. Nun stand das Quartier leer.

Der junge Mann, — dessen Herz die Unbekannte in lebhaftere Bewegung versetzt hatte — streifte vergebens umher, spähte umsonst, ein böser Zufall ließ ihn nicht finden, was er so sehnlich erstrebte.

Hat sie vielleicht gar schon die Stadt verlassen?

Bei dieser Frage durchbebte ihn Angst, er fuhr zusammen, erwachte aus dem Hinbrüten und sah sich vor Benko's Kaffeehaus auf dem Stefansplatze.

Freund Wendelin, mit dem Rohre fuchtelnd und mit Spornen, die er heute trug, klirrend, kam auf ihn zu.

Gott zum Gruß, mi Corneli, trifft man Dich endlich, wo steckst Du immerfort? Man sieht und hört nichts von Dir!

Bei Dir kann man dieß nicht sagen, versetzte Lohberg, wenn man Dich auch nicht sähe, so hört man Dich doch.

Der Verehrer der Kammerjungfer betrachtete wollüstig seine Sporen und sagte: Nicht wahr, so gefalle ich Dir? — Kusch, Sultan!

Lohberg wendete sich, rechts und links suchend, umher, und sagte dann: Wo hast Du die Bestie, ich seh' sie ja nicht?

Ah so, sagte Wendelin, Sultan ist zu Hause, aber ich bin an das Thier schon so gewöhnt, daß ich es immer an meiner Seite glaube.

Du bist also endlich zur Einsicht gekommen und läßt den Hund zu Hause?

Einer Dame zu Liebe thut man Manches. O, Kornelius, wenn Du Mamsell Wurzel, Racine wollte ich sagen, wenn Du sie kenntest, Du möchtest nicht nur Deinen Hund,

sondern auch Deinen Verstand zu Hause lassen. Kannst Du Dir eine ungeschminkte, schwarzhaarige Kammerjungfer bei einer ungeschminkten, blonden Gräfin denken?

Warum nicht?

Du hast eine lebhafte Fantasie, mir fiel es Anfangs schwer, aber jetzt habe ich mich schon daran gewöhnt. Kusch, Sultan!

Wozu trägst Du heute Sporen?

Weil ich in den Prater reite. Willst Du mich begleiten?

Soll ich etwa nebenher laufen?

Du kannst ein zweites Pferd benützen, der Reitmeister wird wohl auch noch für Dich einen Gaul übrig haben, Komm, Korneli, begleite mich.

Ich bin nicht vorbereitet.

Ein guter Reiter, wie Du, bedarf keiner Vorbereitung. Ein Roß und Ein Mann, alles Andere ist überflüssig. Komm, Sultan — Korneli wollt' ich sagen — das verdammte Thier liegt mir immer im Kopfe, thut mir leid, daß ich es nicht mitnahm, im Prater hätte der Satan sich austoben können. Ach, Justine, Engelskind, reizendste der Frauen, Dir zu Liebe thue ich Alles!

Er hing sich in Lohberg's Arm und zog den Widerstrebenden mit sich fort.

Nach einer halben Stunde finden wir die Freunde zu Pferde in der Jägerzeile.

Die Miethgäule trabten ihren angewohnten, sehr decenten Paradeschritt, wobei Köpfe und Ohren dem allgemeinen Gesetze der Schwere zu Folge sich nach dem Mittelpunkte der Erde sehnten.

Wendelin fuchtelte feurig mit dem Rohre, setzte seine Stacheln in Bewegung, allein der Braune erhält sich taktfest in seinem Tempo, und keine Macht ist im Stande, ihn demselben untreu zu machen.

Verdammte Bestie, ruft Wendelin dem Freunde zu, der Gaul ist aus dem Trotteln nicht herauszubringen, Zügel,

Rohr und Sporen helfen nichts, wenn ich nur seinen Namen wüßte, vielleicht würde ein Zuruf seinen Ehrgeiz wecken.

Lohberg lachte über die vergeblichen Anstrengungen seines Freundes und sagte: Die Schuld scheint weniger am Pferde, als an Deiner Reitunkenntniß zu liegen.

Oho, rief Justinens Anbeter, Du mußt mein Kavallerie-Talent nicht verdächtigen.

Wir wollen es gleich auf die Probe stellen.

Man war in der Allee angelangt.

Diese begann damals hinter dem Marinelli'schen Kasperltheater.

Lohberg ermunterte seinen Gaul, und zwang ihn zu einem ausgiebigen Trabe. Kaum bemerkte dieß der vierfüßige Kollege, als er, dem edlen Beispiele folgend, sich ebenfalls in Bewegung setzte.

Hoho, rief Wendelin, im Sattel hin und her juckend, jetzt geht's! — Alle Wetter — Korneli — tausend Teufel — mir däucht, Dein Gaul geht durch — Kusch, Sultan! — Nur nicht zu schnell — heh, Korneli, — was treibst Du denn? — Oho, oho — nur langsamer — verdammtes Vieh, bist Du rasend geworden? — Korneli, halt an, wir kommen ja an's Ende der Welt — Kusch, Sultan! — verflucht, kannst Du denn Dein Vieh gar nicht regieren, Korneli? — Oh, oh — wenn ich nur den Namen der Bestie wüßte — das ist ja ein Teufelsritt — oh, oh, halt, langsam!

Aber statt langsamer, ging es immer schneller. Lohberg, ein wenig schadenfroh, versetzte sein Pferd in Galopp — Wendelin's Renner blieb nicht zurück, ein edler Wetteifer schien den Vierfüßler zu beseelen. Der Anbeter der Kammerjungfer hatte die Steigbügel bereits verloren, die Zügel genügten ihm nicht zum Anhaltspunkte, er griff daher nach dem letzten festen Punkte, nach den Mähnen.

Schreiend, fluchend, lärmend, folgte er, oder vielmehr sein Roß, dem Freunde.

die Allee herein, ihnen gerade entgegen, kam eine zweispännige Kutsche.

Lohberg sah das Gefährte und wich ihm aus. Wendelin, nur mit sich beschäftigt, fand zum „Aufschauen“ keine Muße, und sprengte wie besessen gegen den Wagen.

Sein Renner, wahrscheinlich über die schlechte Behandlung empört, tobte wie rasend vorwärts, und prallte gegen das Gespann. Die Zugpferde bäumten sich — der Reitgaul stolperte — Wendelin stieß einen Schrei aus, und stürzte herab. —

Zu gleicher Zeit vernahm man in dem Wagen die Angstrufe von Frauenstimmen.

Die Zugstränge rissen, die Pferde schlugen nach rechts und links aus — die Verwirrung war eben so groß, wie die Gefahr.

Lohberg flog zur Kutsche, sprang vom Pferde und stürzte dem Gespann in die Zügel. Die kräftige Hand imponirte den Thieren, sie hielten an, und der Kutscher verließ nun ebenfalls seinen Sitz, um sich der Pferde vollkommen zu bemeistern.

Ein glücklicher Zufall ließ den Herrn Sultans so stürzen, daß er nicht unter die Pferde, sondern seitwärts zu liegen kam, trotzdem war er betäubt, und zeigte eine Weile keine Lebensspur.

Als der Wagen stille hielt, hüpften aus demselben zwei ängstliche Damen.

Die Kleinere derselben hatte den ohnmächtigen jungen Mann kaum erblickt, als sie lebhaft erschrak und die Farbe wechselte. Dasselbe war auch bei Lohberg der Fall, da er die Größere der Damen bemerkte.

Nehmen Sie schnell dieß Fläschchen, Justine, sagte diese zu ihrer Begleiterin, und stehen Sie dem Ohnmächtigen bei. Der junge Herr wird wohl keinen Schaden genommen haben.

Die Kammerjungfer, dem Befehle der Gebieterin gehorchend, näherte sich verlegen ihrem Verehrer. Zum Glücke

wendete sich die Gräfin dem Gespanne zu, wodurch sie bemüssiget war, ihr den Rücken zuzuwenden.

Ihr Begleiter, sagte die blonde Dame zu Lohberg, war sehr unvorsichtig. —

Sie wählen einen zu schonenden Ausdruck, gnädige Frau, er war höchst ungeschickt, und mag dem Himmel danken, kein größeres Unglück hervorgerufen zu haben.

Wir werden wohl bald weiter fahren können?

In wenigen Minuten bin ich zu Stande, antwortete der Kutscher, an den die vorige Frage gerichtet war.

Sie haben durch ihren Muth eine größere Gefahr verhütet, mein Herr, und ich danke Ihnen für den geleisteten Dienst.

Beschämen Sie mich nicht, gnädige Frau, ich verhütete nur die schlimmen Folgen dessen, woran ich vielleicht nicht unschuldig bin.

Wie so, mein Herr?

Ich habe die Reitkunst meines Freundes auf eine gefährliche Probe gestellt, welcher er unterlag; so sehr ich jedoch den Unfall einerseits bedauere, so kann ich es nicht verhehlen, daß er mir jetzt, da jede Gefahr vorüber, willkommen ist, weil er mir Gelegenheit bot, Sie gnädige Frau wieder zu sehen.

Die reizende Dame schüttelte lächelnd den lockigen Kopf und sagte: Ei, mein Herr, Sie sprechen von Wiedersehen? Ich erinnere mich nicht —

Kornelius unterbrach sie: Am letztverflossenen Sonnabende war mir das Vergnügen zu Theil, Sie an einem Fenster auf dem Graben zu bemerken —

Ganz recht, ich war da zu Besuch.

Zu Besuch?

Sie scheinen diese Angabe zu bezweifeln?

Ich bezweifle Ihre Angabe nicht, gnädige Frau, sondern ich entsinne mich nur staunend der falschen Auskünfte, die ich erhielt, als ich im Hause nachforschte.

Wie, mein Herr, Sie haben nachgeforscht —

Gnädige Frau, grollen Sie nicht, daß ich dem Drange meines Herzens folgte —

Die junge Dame ließ ihren Blick auf Kornelius ruhen. In den blauen Augen spiegelte sich etwas wie Theilnahme, die milden Züge schienen dem nicht zu widersprechen.

Es gibt keine Frau, erwiederte sie lächelnd, die einem jungen Manne eine ihr zugewendete Aufmerksamkeit verübelte, doch ist es eben kein günstiges Zeichen, einer Dame, die man zum ersten Male sieht, nachzuforschen.

Wenn aber der Eindruck bei diesem ersten Male schon ein tiefer ist, wenn man den Himmel, in den man einmal sah, immer wieder und wieder sehen möchte, dann, gnädige Frau, bleibt dem Leidenden nichts übrig, als nachzuforschen, wohin die Erscheinung, die ihn entzückt, verschwand, und wo der Himmel prangt, der ihn bezaubert.

Die Wangen der Lieblichen rötheten sich ein wenig, das Auge suchte verlegen den Boden.

Mein Herr, lautete die beklommene Antwort, Sie reden eine Sprache —

Die nur der Drang des Augenblicks zu entschuldigen vermag, antwortete Kornelius rasch, ich sehe Sie jetzt und dann vielleicht nicht wieder. Kaum gefunden, verliere ich Sie schon.

Ich lebe ja in Wien! versetzte die Dame.

Wien ist groß! klagte der junge Mann.

Aber Wäring, lispelte sie mit gesenktem Blicke, ist klein.

Lohberg's Herz pochte hoch auf.

Während dieser Szene zwischen der Gräfin Santa Croce und Kornelius, hatte das andere Paar Gelegenheit, auch einige Worte zu wechseln.

Wendelin, von dem Geiste des Fläschchens ermuntert, öffnete die Augen und sah Justine an seiner Seite.

Er glaubte zu träumen.

Was ist das? murmelte er, wo bin ich?

Im Prater, antwortete die Kammerjungfer schalkhaft lächelnd, und zwar auf der Straße, wie Sie sehen, Ihr Gaul hat Sie sehr unsanft gebettet.

Verdammtes Thier, rennt wie besessen, ohne sich um jene zu kümmern, die ihm entgegenkommen. Kusch, Sultan! — Ach, Mamsell Justine, wie mir däucht, habe ich Unheil gestiftet.

Es könnte ärger sein, bemerkte die Ungeschminkte munter.

Meiner Treu, Sie haben recht, ich fühle mit Wonne, daß ich kein Bein brach; doch wohin ist mein Gaul gekommen?

Er suchte mit den Augen umher.

Ah, ah, rief er plötzlich, dort ist das edle Paar, Beide beschnuppern den Boden, und scheinen zu bedauern, daß er noch grasleer ist. Ach, Mamsell Justine, wie freu' ich mich, Sie zu sehen.

Nach diesem Ausrufe begann er zierlich seine derangirte Toilette wieder herzustellen und putzte mit der Hand die Bodenspuren von seinen Kleidern.

Die Gelegenheit, bemerkte die Kammerjungfer, ist keine beneidenswerthe.

Warum nicht? versetzte Wendelin, der Prater ist kein Feind der jungen Welt, obschon alt, bietet er doch stets seine Einsamkeit und im Sommer seinen Schatten. Reizende Mamsell Racine, in diesem Momente vermisse ich den Frühling nicht, mir ist's als wäre er mir plötzlich mitten im März aufgegangen. Kusch, Sultan!

Justine eilte jetzt zu ihrer Gebieterin, welche sich der Kutsche näherte.

Kornelius half der Gräfin ehrerbietig in den Wagen, die Kammerjungfer folgte ihr, noch ein Blick — eine Verneigung und das Gefährte rasselte gegen die Stadt zu.

Kornelius und Wendelin sahen der Kutsche eine Weile nach und kehrten sich dann plötzlich gegen einander.

Jetzt hast Du *sie* gesehen! rief der entzückte Anbeter der Kammerjungfer.

Ja, ich sah sie.

Gefällt sie Dir?

Sie ist ein Engel.

Oh, göttliche Wurzel, Racine wollt' ich sagen.

Wie, Du weißt ihren Namen?

O ja, nicht nur ihren Namen, sondern auch ihre Wohnung. Kusch, Sultan!

Auch mir nannte sie den Ort.

Dir? Wann denn?

Vor kaum einer Minute.

Alle Teufel, Du sprichst von der Blonden, ich aber rede von der Brünette.

Der kleine Schwarzkopf also?

Ist meine Flamme! Mamsell Justine Racine, Kammerjungfer bei der Gräfin Croce.

Gräfin Croce, rief Lohberg, ich danke Dir, Wendelin, Du hast mir heute einen Dienst erwiesen, den ich Dir niemals vergessen werde.

Er freut mich, Freund, obwohl ich mich vielleicht nicht mehr entschließen würde, Dir diesen Dienst zum zweiten Mal zu erweisen. Jetzt komm, Sultan, Korneli wollt' ich sagen.

Beide holten ihre Pferde, bestiegen sie und trabten — dießmal aber im Schritt — durch die Jägerzeile in die Stadt.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Abend in Wäring.

Lohberg war selig.

Was in seinem Herzen zu erwachen begann, war die Liebe, und die Liebe ist wie die Sonne am schönsten, wenn sie aufgeht, am glühendsten, wenn sie den Höhepunkt erreicht und am wehmüthigsten, wenn sie untergeht.

Kornelius war selig, denn er stand im ersten Stadium. Er vermochte nicht, in Gesellschaft auszudauern, innerhalb der Mauern wurde es ihm zu enge, er strebte stets allein, stets im Freien zu sein.

Es ist ein sonderbares Gefühl, dieß Erwachen der ersten Liebe.

Man ist unruhig und doch glücklich, träumerisch und doch wachend, ängstlich und doch voll Zuversicht, scheu und doch voll Hoffnungen.

Wie schön sie ist! rief der junge Mann in seinem Entzücken.

Es hat, so lange Menschenherzen pochen, noch kein geliebtes Wesen gegeben, welches nicht schön gewesen wäre.

Wir kommen auf unser früheres Gleichniß zurück; so wie die aufgehende Sonne die Gegend, so verschönt die Liebe den Menschen, man sieht in einem neuen Lichte, darum sind jene, die wir lieben, immer schön, oder wir halten sie dafür, was am Ende einerlei ist.

Bei der Gräfin Croce gab es indessen keine Täuschung, ihre Schönheit war kein poetisches Blendwerk, zu welchem Amor das Glas schliff, wir sahen sie am Graben, bewunderten ihren Liebreiz, das Hehre ihrer Erscheinung und können den jungen Mann nicht tadeln, der sich vergaß, in dem Augenhimmel unterging und in der Gefahr, um sich zu retten, sich in dem blonden Seidennetz verfing. So gefangen werden oder untergehen ist süß, nicht jedem Menschen ist solches Glück beschieden.

Kornelius vergegenwärtigte sich das reizende Bild der Gräfin, er war ihr ja heute so nahe gestanden, er hatte sie so genau gesehen! Damals am Graben war es nur die Form, es waren, wir möchten sagen, nur die Umrisse ihrer Schönheit, die er aus der Ferne sah, heute war es ihm gegönnt, die Details, die feineren Nuancen zu bewundern. Die schwunghaft gewölbten Brauen, der feine zarte Teint, die Seidenwimpern, der Lippenschnitt, das schöne Kinn, und dieses Alles in Liebreiz getaucht, wie ein Paradies in Frühlingsluft, war es da ein Wunder, wenn die Gefühle in seiner Brust paradiesisch wurden und in Frühlingsluft auferstanden?

Lohberg begnügte sich aber nicht mit der Gestalt, er wiederholte sich auch ihre Worte, er strengte sich an, den Zauberton ihrer Stimme noch einmal zu hören, kurz, er wollte die ganze Szene mit ihr noch einmal, und dann wieder einmal, und endlich immerfort durchleben.

Je mehr er sich aber im Geiste mit ihr beschäftigte, desto mehr bohrte sich der spitze Pfeil in seine Brust, desto heftiger wurde die Sehnsucht, die Gräfin nicht nur im Geiste, sondern in der Wirklichkeit zu schauen.

Anderthalb Tage sind bereits verflossen, seitdem er sie nicht sah, welch' eine lange Frist für die Ungeduld einer erwachenden Liebe!

„Währing ist klein!“ hatte die Anmuthige gesagt und „Währing liegt nahe!“ rief sein liebendes Herz.

Kornelius Lohberg machte sich also auf den Weg.

Ein freundlicher Abend dämmerte herauf, die Luft war lau, sie schien der milde Odem des heranbrechenden Frühlings.

Das Geräusch der Residenz begann zu verstummen, die nächtliche Ruhe griff nach und nach Platz.

Der junge Mann eilte flüchtigen Schrittes durch die Vorstadt und passirte die Linie.

Vor ihm lag Wäring, gekrönt von weinbepflanzten Anhöhen, auf deren einer die Türkenschanze sich erhob. Bei fünfundachtzig Häuser bildeten damals den Ort. Die Fenster derselben, mehr oder weniger erleuchtet, blickten ihm wie einzelne Lichtpunkte entgegen.

Wo mag sie wohnen? sprach er bei sich und wendete sein Auge bald nach dieser, bald nach jener Seite.

Er eilte vorwärts und gelangte zu einem Hause, in dem es lebhaft herging. Man vernahm dieß an dem Gesumme, das von Innen heraus auf die Straße drang.

Es war das damals berühmte Gasthaus, zum Biersack genannt. Zwei große Säle empfingen das zech- und tanzlustige Publikum, welches hier zum Theile aus besserer Gesellschaft bestand.

Lohberg hielt vor dem Gasthause.

Hier, dachte er, will ich mich erkundigen. Der Wirth dürfte mir am sichersten Auskunft geben können.

Der Zufall ersparte ihm den Gang in die Gaststube. Ein Mann trat aus der Thüre. Lohberg eilte auf ihn zu.

Können Sie mir gefälligst sagen, wo hier die Gräfin Croce wohnt?

Der Name ist mir unbekannt.

Es ist eine junge Dame.

Der jungen Damen gibt es mehrere hier. Wissen Sie bestimmt, daß sie hier wohnt?

Sie sagte es selbst.

Croce — Croce — wie gesagt, der Name ist mir unbekannt.

Lohberg versuchte es, die Persönlichkeit der Dame zu schildern, allein ohne Erfolg, der Andere kannte sie nicht.

Führt die Gräfin ein großes Haus?

Das vermag ich nicht anzugeben, denn ich kenne sie nicht näher, so viel weiß ich jedoch, daß sie eine Kammerjungfer hat, die Justine heißt.

Ah, Mamsell Wurzel, jetzt kenn' ich sie. Es ist eine fremde Herrschaft, die erst seit einigen Tagen hier wohnt; also Croce heißt die Dame, ich wußte es nicht. Gehen Sie nur da hinüber, bis Sie zu einer Staketenwand kommen, innerhalb derselben ist der Garten, welcher zu dem von der Dame bewohnten Landhause gehört. Wenn Sie längs der Wand fortgehen, gelangen Sie zu der Hausthüre, das Gebäude ist nur ebenerdig, jedoch weitläufig.

Lohberg dankte für die Auskunft und eilte fort. Er glaubte nicht schnell genug an den bezeichneten Ort gelangen zu können.

Er hielt außerhalb des Gartens und sah hinein.

Welch' ein Anblick!

Er glaubte sich plötzlich in eine andere Gegend, unter einen anderen, milderen Himmelsstrich versetzt.

In diesem Garten strahlte bereits der Frühling in seiner ganzen Ueppigkeit, und welch' ein Frühling!

Alleen von Citronen, Orangen und Myrthen kreuzten sich nach verschiedenen Richtungen. Die Bäume schienen dem Boden entsprossen, ihr Dasein war eben so räthselhaft, wie jenes der bereits halbgezeitigten Früchte, welche zahlreich an ihren Zweigen prangten. Die leeren Räume außerhalb der Baumgänge entfalteten einen Blumenflor, dessen Farbenpracht in einer magischen Beleuchtung strahlte, einer Beleuchtung, die von milchweißen Glaskugeln herrührte, welche in solcher Zahl angebracht waren, daß der

ganze Garten wie von Mondensilber übergossen da lag. Mitten aus den Blumen erhoben sich Statuen von weißem Marmor, Liebesgruppen, Nymphen-Abenteuer und andere Szenen, an denen die unkeusche Götterlehre der Griechen und Römer so verschwenderisch ist.

Die Luft, welche eben zephirartig herüberstrich, wehte dem jungen Manne eine Wolke von Duft zu, eine Mischung von hundert verschiedenen Aroma's berauschend, betäubend, erregend.

Kornelius war in Staunen aufgelöst. Solch' zauberischen Eindruck hatte er noch nie empfunden.

Diese feenhaften Räume, und dazu der Gedanke: „Hier wohnt sie!“ — seine Sinne waren geblendet, seine Seele berauscht.

Er klammerte sich an die hölzernen Pfähle der Wand, lehnte die Stirne an dieselbe, und stierte mit einer Gier hinein, als ob er nach der Seligkeit seines Lebens spähete.

Seine Gedanken weilten bei der Gräfin; sie sehen, war der einzige Wunsch, den er in diesem Sinnenrausche fühlte. —

Er horchte — kein Geräusch störte die Stille des Abends — nur aus der Ferne, aus weiter Ferne vernahm er ein dumpfes Tosen, es war der letzte Rest des sterbenden Stadtlebens.

Kornelius war in diesem Momente einer reiferen Ueberlegung unfähig. Er dachte nicht an die Unschicklichkeit, eine Dame zum ersten Male in der Abendzeit zu besuchen, er vermochte nicht die Leichtfertigkeit eines Schrittes einzusehen, der ihm eine Gunst, die er erst erringen wollte, für immer rauben konnte, er dachte nicht einmal an einen vorzuschützenden Vorwand, der ihn entschuldigen sollte, er wollte sie sehen und vergaß darüber alles Andere; er glich jenen Flügelthieren, die vom Lichtschein angelockt in dessen Nähe flattern und hier angelangt, geblendet, der Flamme

nicht mehr zu widerstehen vermögen, sich in selbe hineinschwingen und — untergehen.

So auch Kornelius.

Ohne die Folgen zu bedenken, nur auf die Erfüllung seines Wunsches hoffend, folgte er dem Drange seiner Gefühle und schwang sich, den Zaun an einem der gemauerten Pfeiler erkletternd, in den Garten.

Hastigen Schrittes eilte er vorwärts.

Sein Herz jubelte — er befand sich innerhalb des zauberischen Aufenthaltes — er triumphirte, ohne bisher mehr als den Vortheil, in dem Garten zu weilen, erreicht zu haben.

Geräuschlos durcheilte er die künstlichen Alleen. Er athmete Blumendüfte und fühlte die Wonne nie geahnter Seligkeit.

Der Garten war leer — keine lebende Seele verkündete ihr Dasein. Kornelius spähte nach allen Richtungen, er sah, er hörte nichts.

Wo mag sie weilen? lispelte er bei sich, sollten die Gartenräume erleuchtet sein, ohne daß die Gebieterin in der Nähe wäre? Ich kann es nicht glauben, mein Herz sagt mir, daß sie hier ist, daß ich sie finden werde.

Jetzt — jetzt! — Er horcht.

Musik dringt in seine Ohren.

Aber welch' eine Musik!

Harfenklang?

O nein, es sind Sphärentöne.

Ein nie gehörter Wohllaut klingt herüber, er zittert durch die Luft, er bebt durch die Seele, er schmiegt sich wollüstig in das Ohr und berauscht Herz und Sinn.

Keine Saite vermöchte solche Töne auszuhauchen, kein menschlicher Odem vermöchte sie einem Instrumente zu entlocken, es sind Töne, zart und voll, sinnig und wehmüthig, wunderbar harmonisch, himmelrein und zephyrsanft.

Vielleicht säuselt ein Frühlingslüftchen in Blumen-

glocken, vielleicht tanzen Krystalle einen gespenstigen Reigen, vielleicht weht ein Geisterhauch melodienartig durch die Lüfte, wer kann es wissen, wer vermag es zu bestimmen?

Lohberg lauscht — er zittert — er ist betäubt — er muß sich an eine Säule lehnen, um nicht umzusinken.

Jetzt rafft er sich auf — er eilt in die Richtung, woher die wunderbare Musik kommt —

Immer näher — immer lieblicher —

Ist dieß möglich? —

Es dünkt ihm so!

Jetzt steht er vor einem niedlichen Gartenhäuschen —

Die Thüre ist offen —

Tausend Himmel öffnen sich vor seinen Blicken — er will hinein — doch seine Kräfte reichen nicht aus — er sinkt in die Knie und vermag nichts als flehend die Worte zu lispeln: „Frau Gräfin!“

Fünfzehntes Kapitel.

Im Gartenhäuschen.

Eine kleine, gewölbte Kuppel, von einer kreisförmigen Wand getragen, bildete das Gartenhaus, dessen Inneres einer magisch erleuchteten Laterne glich.

Oben wölbte es sich wie ein blauer Himmel, an dem ein Halbmond schwebte, der, sein Strahlennetz herabwerfend, den ganzen Raum in ein Silberlicht hüllte, welches

jener ewigen nächtlichen Himmelsleuchte abgelauscht oder gestohlen schien.

An der rückwärtigen Wand stand eine Ottomane, das Holzwerk vergoldet, der Sitz weiß, als hätte der Himmel dessen Ueberwurf eben herabgeschneit; vor derselben befindet sich eine flache Perlenmuschel, getragen von zwei sich in Windungen mehrmals kreuzenden Schlangen, dieß war der Tisch. Seitwärts standen zwei Armstühle, blühend weiß, wie die Polsterbank und vergoldet so wie sie. Der Boden ist mit kostbaren Teppichen belegt, die grünen Wände mit farbenprächtigen Blumen verziert.

Auf der Ottomane sitzt die Gräfin, sie hat die Hand an die eine Seitenlehne und das schöne Haupt träumerisch auf die Hand gestützt.

Ein rosenfarbiger Ueberwurf verhüllt den reizenden Leib bis fast an den Hals, dessen Weiße mit jener der Ottomane wetteifert. Das weiche Haar wallt lockig und fessellos nach allen Seiten hinab, ein Heer blonder Schlangen scheint auf dem Nacken und den Schultern sein Lager gewählt zu haben.

Beim Anblicke des vor der Pforte knieend hingesunkenen jungen Mannes lächelte die Dame, doch verändert sie ihre Stellung nicht.

Die berauschende Musik ist verstummt, tiefes Schweigen umhüllt den Raum.

Treten Sie ein, mein Herr, begann die reizende Träumerin, wer so kühn ist, des Nachts eine Mauer zu übersteigen, wird doch vor einer offenen Thüre nicht zurückbeben!

Kornelius richtete sich zitternd empor und stammelte: Vergebung, gnädige Frau, Vergebung einem Menschen, den sein Herz beherrscht, und der darüber alles Andere vergaß.

Treten Sie ein, und lassen Sie sich nieder, Sie sehen

angegriffen aus, hat der gestrige Unfall Sie so sehr erschreckt?

Der junge Mann nahm in einem der Armsessel Platz, und schlug das Auge zu Boden; er getraute sich nicht, die Dame anzusehen, zu welcher er, jetzt fühlte er es, auf so ungewöhnliche Weise gedrungen war.

Nicht der gestrige Unfall trägt Schuld an meiner Bewegung, antwortete Kornelius beklommen, sondern das Wagniß, welches ich am heutigen Tage unternahm. Ohne zu wissen, ob mir das Glück zu Theil würde, Sie, gnädige Frau, heute nur zu sehen, komm' ich heraus, und nun sehe ich Sie nicht nur, sondern ich sitze vor Ihnen, ich höre Sie sprechen, ich darf zu Ihnen reden. Ach, gnädige Frau, wenn Sie ahnten, wie unendlich glücklich mich dieß macht, Sie würden mir gewiß den unüberlegten Besuch vergeben.

Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, mein Herr, denn ich habe Sie erwartet.

Kornelius blickte erstaunt empor.

Sie haben mich erwartet? stammelte er.

Sie wundern sich, daß ich mich erkühne, Ihre geheimen Gedanken zu errathen? Ei, mein Herr, blicken Sie um sich und sagen Sie mir, ob Alles, was Sie sehen, gewöhnlich ist? Ob man, um allein zu sein, der Beleuchtung dieser Räume bedarf? Ob ich um diese Stunde hier im Garten säße? Ob — ach, ich könnte noch viele Fragen aufwerfen, doch, wozu, es sei Ihnen genug, ich habe Sie erwartet. —

Lohberg blickte die Gräfin sprachlos an.

Nun, mein Herr, Sie bleiben stumm? Sie danken mir nicht einmal für die Aufmerksamkeit?

Ich fühle es, entgegnete der junge Mann schüchtern, ich bin heute verurtheilt, Räthsel zu schauen und Räthsel zu hören, ohne den Geist zu ihrer Lösung zu besitzen.

Sie sprechen von „Räthsel“ und von „Lösung“ —

gehören Sie nicht einer Gesellschaft an, die in Räthseln steckt und nach Lösungen strebt?

Gnädige Frau, rief Kornelius, noch mehr betroffen, Sie wissen —

Ich weiß, was ich zu wissen für nöthig erachte. — Ich weiß, daß Sie sich Kornelius Lohberg nennen und Rosenkreuzer sind, ich weiß, daß Sie nach einem Manne forschen, dessen Namen Sie wissen, den Sie aber persönlich nicht kennen, ich weiß, daß Sie in die Hände Ihrer Mutter —

Halten Sie ein, gnädige Frau, ich flehe Sie an, ich beschwöre Sie bei der Gnade des Himmels, halten Sie ein, und sprechen Sie nicht aus, was außer mir und ihr keine sterbliche Seele weiß, sprechen Sie es nicht aus, damit ich nicht zu dem Frevel gezwungen werde, Sie für ein überirdisches, allwissendes Wesen zu halten.

Frevel, sagen Sie, warum Frevel? Nehmen Sie dieß Wort zurück, mein Herr, oder ich werde Sie zwingen, an diesen Frevel zu glauben.

Kornelius saß wie vernichtet da, was er sah, blendete sein Auge, was er hörte, betäubte sein Ohr.

Ich nehme es zurück, stammelte er widerstandslos ich glaube, was Sie zu glauben mir gebieten, Sie haben mich erwartet, ich liege zu Ihren Füßen!

Er wollte sich in der That zu den Füßen der Reizenden niederlassen, allein sie verhinderte es und sagte freundlich: Bleiben Sie, Herr Lohberg, ich bedarf keines Sklaven, denn deren besitze ich genug, was ich suche, ist ein Mann, auf dessen Muth und Ergebenheit ich bauen kann.

Kornelius betheuerte durch eine Geberde, daß sie diesen Mann in ihm gefunden habe, worauf die Gräfin fortfuhr: Ich glaube Ihnen mein Herr, und zum Beweise dessen sind Sie hier. Seit einigen Tagen erst bewohne ich dieses Landhaus, außer meinem Gatten, sind Sie der einzige

Fremde, der es betrat, ich hoffe, daß Sie diese Auszeichnung werden zu schätzen und zu ehren wissen.

Als die Gräfin ihres Gatten erwähnte, fuhr es dem jungen Manne wie ein Dolchstich durch das Herz. Er erbleichte.

Die Dame blickte ihn lächelnd an und sagte: Sie sind bestürzt? Wußten Sie nicht, daß ich vermält bin?

Kornelius versetzte traurig: Nicht alle Menschen wissen Alles; ich glaubte Sie von der Ehefessel befreit.

Und warum erschrecken Sie, daß es nicht ist? Der Graf wird den Mann, der mich aus so großer Gefahr befreite, gerne in seinem Hause empfangen. —

Also doch vermält, klagte Kornelius, und dennoch bedürfen Sie eines Anderen Muth und Ergebenheit?

Die Dame wurde verlegen.

Nach einer Pause sagte sie traurig: Sie versagen also der Frau, was Sie dem Mädchen gewährt haben würden?

Nein, nein, ich versage Ihnen nichts, ich thue Alles, was Sie wünschen; nur begreife ich den Mann nicht, der eine solche Perle besitzt und ihr nicht den kräftigsten Schutz gewährt und die tiefste Ergebenheit bezeigt.

Ich will es gerne glauben, daß Sie dieß nicht begreifen, doch wird sich Ihnen das Räthsel lösen, wenn Sie erst in unserem Kreise heimisch geworden und meinen Gatten kennen gelernt haben; dann wird auch der Zeitpunkt erscheinen, wo mir die Ueberzeugung werden wird, ob ich mich in Ihnen getäuscht habe, oder nicht. Sind Sie jetzt befriediget?

Ich bin's, wenn Sie es wünschen.

Sie scheinen ungenügsam, mein Herr?

Befehlen Sie, gnädige Frau, und ich werde Sie verlassen.

Ich werde Ihnen nie befehlen — ich reiche Ihnen blos die Hand, erlaube Ihnen, Sie zu küssen, und sage: Besuchen Sie uns bald wieder!

Die Reizende betonte das Wörtchen „Uns", was den

jungen Mann unangenehm berührte; doch faßte er die kleine weiße Hand und drückte sie inbrünstig an seine Lippen.

Er glaubte einen leisen Druck derselben zu fühlen. Glühhitze durchströmte seine Adern.

Da er zu gehen noch immer säumte, so lispelte die Gräfin: Gehen Sie, Kornelius, ich beschwöre Sie, gehen Sie — wir sehen uns wieder!

Der junge Mann stürzte aus dem Häuschen.

Seine Stirne glühte, sein Herz pochte, das Blut in den Adern rollte doppelt schnell und doppelt heiß.

Er durchflog die Baumzeilen, — da, wie zum Abschiede, ertönte noch einmal die berauschende Musik herüber, aber dieses Mal traurig, wehmüthig, es war eine melodische Liebesklage, in welcher der ganze Schmerz einer liebenden Seele ausgegossen war.

Kornelius erreichte die Einfriedung des Gartens; wie beim Eindringen klomm er auch jetzt eine Säule hinan, warf — bevor er sich auf die Straße hinabließ — noch einen Blick in den Zaubergarten zurück, da — wie von einem Hauche ausgeblasen — erloschen alle Lampen — Finsterniß umspann den Raum — Todtenstille herrschte — mit der Helle hörte auch die Musik auf.

Lohberg fühlte sich von einem unheimlichen Schauer durchrieselt, er gedachte der Zaubergärten, die sich auf ihres Gebieters Machtspruch in eine öde Wildniß verwandeln, und flog mit Blitzesschnelle von dannen.

Auch in dem Häuschen, wo die Gräfin noch immer auf der Ottomane saß, war der leuchtende Mond erblinde und die Finsterniß begann auch hier zu walten.

Jetzt dringt eine Männerstimme zu der Gräfin.

Die Dunkelheit läßt uns den Sprecher nicht erkennen; wir hören wohl, aber wir sehen nichts.

Seraphine!

Alessandro!

Die Unterhaltung hat lange gewährt.

Sie war angenehm.

Ich wünsche Ihnen Glück.

Wozu?

Zu Ihrer Eroberung.

Sie spotten, Herr Graf.

Ich bin von Spott eben so weit entfernt, wie von Neid oder Scheelsucht. Was Ihnen Freude macht, betrübt mich nicht. Je fester Sie diese Beute halten, desto angenehmer ist es mir, nur vergessen Sie nicht, Seraphine —

Worauf, Herr Graf? —

Daß Ihre Verbindungen meinen Zwecken dienen müssen.

Man hörte einen tiefen Seufzer der Gräfin.

Meine Mahnung scheint zu rechter Zeit gekommen, ich wiederhole sie dringend, damit Sie sich selbst keine Unannehmlichkeiten bereiten.

Keine Antwort.

Haben Sie mich verstanden?

Ich verstehe Sie.

Ich verlasse Sie. Gute Nacht.

Man hörte den Mann sich entfernen.

Der junge Mann, murmelte er vor sich hin, ist in ihrer Gewalt, Regina soll in die meine kommen, Mutter und Tochter glauben an meine Wunderkraft, und wer nur einmal daran glaubt, der ist mir auch verfallen.

Er verschwand in dem weitläufigen Landhause.

Sechzehntes Kapitel.

Beim goldenen Lämmel.

Der Beweis, „daß Zahlheim als ein Opfer der Unwissenheit seiner Richter und durch Gewalt des Stärkeren hingerichtet worden," war erschienen.

Die Berechnung des Verlegers traf zu, die Broschüre fand reißenden Absatz.

Seit zwei Tagen sprach man in Wien nur von der Broschüre; wo Bekannte sich begegneten, war die erste Anrede: „Haben Sie den „Beweis" gelesen?" und wenn sie — wie natürlich — bejaht wurde, erfolgte die zweite: „Nun, was sagen Sie dazu?"

Der Zeitraum von wenigen Wochen bot also den redelustigen Wienern drei sehr interessante Thema's zur Verhandlung. Die Hinrichtung Zahlheim's, sein Erscheinen auf dem Graben und jetzt seine Ehrenrettung, denn in der Verunglimpfung seiner Richter lag diese ausgesprochen.

Der unglückliche Zahlheim war jetzt in Aller Mund, er hätte ein Vaterlandsretter sein können, man würde auch nicht mehr von ihm gesprochen haben.

Ueber das Glacis, gegen die Wiedner Hauptstraße zu, gehen zwei unansehnlich gekleidete Herren.

Wir wollen ihnen folgen und ihr Gespräch belauschen.

Es ist Abends und die Sonnenfels'schen Laternen thun bereits ihre Schuldigkeit.

Wir haben keine Zeit, die Herren auf der Straße zu mustern, denn sie schreiten wacker aus, wir bemerken in der Eile nur, daß der Eine ein spanisches Rohr trägt und der Andere nicht.

Der mit dem Rohre sagte eben: Der Abend ist dem Unternehmen günstig.

Wenn Ihnen nur der Weg nicht zu weit wird! meinte der Andere.

Wünschen Sie ein näheres Lokale zu betreten?

Ich habe keinen Wunsch, als den, Sie zu begleiten.

Dann bleiben wir bei unserer Bestimmung. Jenes Bierhaus soll von einem sehr gemischten Publikum besucht werden, wir werden uns amüsiren.

Nach einer Weile: Was meinen Sie, wie oft werden wir heute den Namen Zahlheim zu hören bekommen?

Der ohne Rohr erwiederte: Wahrscheinlich so oft wie neulich, wo ich auf Ihren Wunsch jedes Mal, so oft der Name ausgesprochen wurde, ein Strichelchen machte, und dabei die Zahl 246 erreichte.

Beide lachten.

Heute kommt noch das neue Traktätchen dazu, bemerkte der Berohrte, wenn Sie sich also die Mühe geben, Sie würden leicht ein halbes Tausend erreichen.

Während dieses Gespräches waren die beiden Herren in der Wiedner Hauptstraße angelangt, hielten jedoch in ihrem Gange nicht ein, sondern schritten wacker aus.

Eine kleine Strecke oberhalb der Paulaner, dort, wo die Waggasse in die Hauptstraße mündet, machten sie Halt, sie standen vor einem Bierhause, die vor dem Schilde befestigte Laterne läßt uns die Aufschrift lesen: „Zum goldenen Lämmel."

Warum der Schriftenmaler „Lämmel," und nicht das

echt Wienerische „Lampel," geschrieben hat, wissen wir nicht, so viel ist gewiß, die Aufschrift ist historisch.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, möge uns der Leser die kurze Bemerkung erlauben, daß damals zwischen der Gattung der öffentlichen Lokale eine schärfere und strengere Grenze gezogen war als heute. Es gab Kaffeehäuser, Gasthöfe, Weinkeller, Weinhäuser, Bierhäuser und Traiteurs (ohne Befugniß Getränke außer Wasser zu schenken). Von Branntweinkneipen scheint man noch wenig oder gar nichts gewußt zu haben, was bei der damaligen Billigkeit der Weine und Biere ganz natürlich war, denn bekanntlich steht die Konsumtion der gebrannten Wasser mit der Preiszunahme der Weine und Biere in einem geraden Verhältnisse.

Doch zurück zum goldenen Lämmel.

Die beiden Herren sind eingetreten und nehmen an einem abseitigen Tische Platz.

Betrachten wir sie näher.

Der Unberohrte trägt einen lichtblauen Rock, ein dunkles, kurzes Beinkleid, beschnallte Schuhe, Strümpfe, eine Perrücke und gleicht einem Bürger der mittleren Klasse, bei dem man nichts Bemerkenswerthes findet, als daß er eine ungewöhnlich große Nase hat.

Der andere mit dem Rohre trägt einen dunkelgrauen Kapotrock — heute würde man Ueberrock sagen — hohe Stiefel, ein schwarzes Halstuch, eine ungepuderte Perrücke, die ihm nahe bis an die Brauen reicht und deren Seitenlocken einen großen Theil der Wangen decken.

Dieser Mann sieht mehr einem Vorstädter oder gar Einem „vom Lande" ähnlich, und man hätte darauf schwören mögen, daß seine Garderobe von den Herren Otto, Karl und Karlitschek nicht angefertigt worden, das waren nämlich die berühmten Schneider, oder, wie sie sich selbst nannten, „Kleidermacher", welche damals die sehr verwegene Neuerung einführten, ihre Kleider nach Tarifen zu verfertigen und diese Tarife durch den Druck zu veröffentlichen,

was einen gewaltigen Rumor verursachte, da man auf der Herberge nicht begreifen konnte, wie man Kleider im Voraus so wie Brot und Rindfleisch taxiren könne. Daß Herr Otto in der „Wiener-Zeitung“ ankündigte, er liefere in sieben Stunden ein ganz fertiges Kleid, wurde von Jenen, die es nicht selbst erlebten, für eine entsetzliche „Aufschneiderei“ gehalten.

Außer den erwähnten beiden Herren, war die Zahl der Gäste keine ganz geringe, die geräumige Stube hatte Platz genug für zahlreiche Tischlein, Stühle und Bänke.

Die Einrichtung des Lokales war reinlich, was die Bierhäuser in der Regel vor den Weinhäusern vortheilhaft unterschied.

Die bemalten Wände waren mit Kupferstichen behangen, unter welchen die Löschenkohl'schen Fabrikate eine Hauptrolle spielten.

Was gab es da Alles für Bilder!

Die selige Kaiserin auf dem Sterbebette — der Kaiser empfängt den Papst in Wien — der Papst ertheilt auf dem Hofe den Ablaß — dann wieder die Wiener Trachten — die Redoute — u. s. w. u. s. w.

Mitten zwischen diesen Bildern und zwar obenan machte sich, zwei Drittel der Wandhöhe einnehmend, ein unbändiger Uhrkasten breit, in welchem es schnarrte und knarrte und dessen seltenes Verdienst darin bestand, daß er, wenn er die vollen Stunden schlug, einen Kukuk schreien ließ.

Der Schanktisch befand sich in der Nähe des Ofens und war beaufsichtigt von einer wohlbeleibten Frau, welcher ein junger Bursche zu Gebote stand, der die Dienste eines Kellners versah.

Der Wirth mit dem unvergänglichen grünen Käppchen ging von Tisch zu Tisch und wackelte mit dem ehrbaren Zopfe, was einen Gruß bedeuten sollte.

Was die Gäste betrifft, so gehörten sie zumeist dem mittleren Bürgerstande an, doch sah man auch Studenten,

Maler, Kanzleileute und verkappte Lakaien, die ihre Livree von sich geworfen hatten, um in den öffentlichen Orten nicht mit scheelen Augen angesehen oder gar gemieden zu werden, denn damals hieß es z. B. bei den Ankündigungen der Tanzsäle allgemein: „Der Eintritt ist Jedermann gestattet — Livreen und Stubenmädchen oder sogenannte böhmische Hauben und Korsetteln ausgenommen.“ — Ein Beweis, daß die Livree nicht sehr beliebt war und die Träger derselben Ursache hatten, die Gasthäuser nur in Civilibus zu besuchen.

An einem der oberen Tische saß eine Gesellschaft sogenannter Stammgäste, ehrbare Bürger verschiedener Gewerbe. Der Gastgeber behandelte sie mit sehr vieler Aufmerksamkeit und der Kellner flog schon, sobald Einer von ihnen nur den Mund aufthat.

Wo muß denn heute unser Tischler bleiben? sagte Einer von dieser Gesellschaft, er pflegt sonst keiner der Letzten zu sein?

Er wird doch schon Feierabend gemacht haben?

Sollte ihm vielleicht gar etwas fehlen?

Warum nicht gar, dem fehlt nie etwas, höchstens Geld.

Wenn man den Wolfen nennt, kommt er g'rennt, da ist der Penietz!

Grüß' Gott, meine Herren! Guten Abend Wirth Henselmann! Eine Halbe Horner und eine Portion Schinken!

Die Uebrigen machten dem Tischler Platz.

Meister Penietz war im besten Mannesalter und zeigte immer ein munteres Gesicht; er war ein großer Politikus, der in der Jugend einige Schulen durchgegangen war und deßhalb bei seinen Mitbürgern in nicht geringem Ansehen stand.

Wo bleibt Ihr so lange?

Ich war in der Stadt und habe eingekauft.

Holz, Leim oder Spiritus?

Fällt mir nicht ein, Papier nichts als Papier, aber

bedrucktes. Sapperlot, Herr Henselmann, was ist das? Ich habe Schinken angeschafft, nnd Ihr bringt mir Schweizerkäs?

Bei mir gibt's heute keine Schinken, heute ist Freitag, wer Schinken essen will, kann zum Juden gehen!

Da hat man's! In der ganzen Welt greift die Aufklärung um sich, nur das goldene Schaf verbleibt in seiner alten Finsterniß.

Penietz, sagte ein vollbackiger Froschhändler, Du mußt uns kein Aergerniß geben, heute ist einmal Fasttag.

Oh, Du interessirter Mensch, Dir mit Deinen Fröschen wär's freilich recht, wenn das Fleischessen ganz abkäme. —

Der Penietz hat recht, sagte ein sehr magerer Beutelstricker, Jeder soll essen was ihm beliebt, was geht den Wirth meine Religion an?

Aber meine Herren, erhob ein kupferiger Weinausrufer seine tiefe Stimme, jeden Fasttag gibt es unter uns den nämlichen Streit; ich frage, warum denn? wozu denn? weßhalb denn? wie lang denn?

Ich bitt' Euch, Gevatter Daninger, rief der Tischler, hört mir mit Euerem „Warum denn? wozu denn? weßhalb denn?" auf; Ein Narr kann mehr fragen, als hundert Kluge beantworten, der Henselmann muß sich kultiviren, thut er's nicht, meiner Treu, ich komm' nie mehr zum goldenen Schaf.

Bei dieser fürchterlichen Drohung erhob sich ein großer Lärm, ein Theil nahm Partei für den Tischler, der andere für den Wirth.

Dem Weinausrufer mit seiner schrecklichen Stimme gelang es, die Ruhe herzustellen.

Mit demselben Posaunentone, mit dem er einst in der Stadt und in den Vorstädten die Weinversteigerungen ausrief, brüllte er jetzt: Ruhig, meine Herren, oder meiner Treu, ich werde wild. Gevatter Penietz, Ihr seid sonst ein

kluger Mann, und gerade heute geberdet Ihr Euch so eigensinnig! Warum denn? Wozu denn? Weßhalb denn? Wie lang denn? Wie so —

Schon gut, rief der Froschhändler, jetzt ist's genug, der Penietz soll uns zeigen, was er in der Stadt gekauft hat?

Durch die vielen freundlichen Zurufe begütiget, zog der Tischler ein Papier aus der Tasche und nahm aus demselben ein Traktätchen.

Das ist der Beweis —

Oh, den kennen wir schon! Ist das Alles?

Noch nicht. Hier ist die Silhouette Zahlheim's —

Ah! Ah!

Allgemeine Verwunderung.

Das Schattenbild geht von Hand zu Hand.

Meiner Treu, gut getroffen,

So hat er ausgeschaut. Gerade so!

Ich seh' ihn noch, wie er am Graben vom zweiten Stock herunterschaut.

Der arme Narr.

Es muß ihm halt doch unrecht geschehen sein, weil er im Grab keine Ruhe hat.

Aber, Bruder Nagel, Du bist so ein guter Rechnenmeister — Herr Nagel war nämlich ein befugter Scheidelzähler — wie kannst Du nur glauben, daß seine Erscheinung wirklich wahr ist?

Was wahr? Wer zweifelt? Ich hab' ihn mit meinen eigenen Augen gesehen.

Ich glaub's, versetzte der Weinausrufer, ich hab' auch schon Geister gesehen und ganz kuriose Geister. Ich glaub' fest an die Geister.

Ich auch, rief der Wirth Henselmann, mir ist meine Großmutter erschienen, wie ich grad' im Keller war —

Und wie Ihr gerade das volle Wässeramperl in der Hand hattet.

Oh, spottet nur, Herr Peniet, Ihr glaubt freilich an nichts, wenn's aber Euch einmal beim Kragen erwischt, dann werden Euere Hobelspäne Feuer fangen.

Kurz und gut, rief der Daninger, ich glaub' fest, daß der Zahlheim umherwandelt.

Und ich glaub' Alles, was in dem Beweis steht. Er ist unschuldig gerichtet worden.

Der arme Narr!

Na, wenn auch nicht unschuldig, so war doch das Rädern überflüßig.

Jedenfalls bemerkte der Weinausrufer, ich möchte nur wissen, warum denn? wozu denn? weßhalb —

Und so weiter, und so weiter, Gevatter Henselmann, noch eine Halbe Osterauer.

In diesem Momente trat noch ein Gast in die Zechstube.

Siebzehntes Kapitel.

Noch immer beim goldenen Lämmel.

Der Angekommene war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Sein Körper von mittlerer Größe, das Gesicht breit und braun, das Kinn gespalten, der Mund weit, die Nase herabhängend, das Auge schwarz, stark umbuscht, mit einem tückischen Blicke, das Haar kurz und schwarz — ohne Perrücke.

Der Charakter seiner Züge entsprach dem des Blickes, Härte, Hinterlist und Tücke spiegelten sich in demselben.

Seine Kleidung war alt und abgeschabt.

Er nahm unweit von der Thüre Platz.

Der Name dieses Mannes, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser jetzt schon anempfehlen, war — Urban Keil.

Die Bürger an dem Tische hatten den Mann kaum bemerkt, so steckten sie die Köpfe zusammen und wispelten untereinander.

Ihre Mienen sprachen kein freundliches Willkommen.

Der Wirth näherte sich dem neuen Gaste und sagte mit einem Tone, mit dem man beiläufig zu sagen pflegt: „Hol' Dich der Geier!“ Nu, Herr Keil, wie geht's?

Danke! Muß schon gut sein, bis es besser wird.

Der Schuft, murmelte Penietz zu seinen Tischgenossen, er hofft auch auf's Besserwerden.

Ja, wenn der Teufel nicht wär' und die Hölle, dann wär's möglich.

Wie geh'n die Geschäfte? fragte Henselmann weiter.

Danke, danke, ich mache keine Geschäfte mehr, sondern lebe ruhig und einsam.

Der niederträchtige Kerl, brummte Daninger zu den Anderen, er lebt jetzt von seinen Kapitalien!!

Der Eintritt des Herrn Keil hatte auch die Aufmerksamkeit jener beiden Herren auf sich gezogen, welche wir vom Glacis hieher begleiteten, und die hier an dem abseitigen Tische Platz nahmen.

Der Mann, sagte der mit Rohre, kommt mir bekannt vor.

Es ist der ehemalige Kurator Keil.

Nicht möglich. Wie kommt der in diese Schenke?

Wahrscheinlich wohnt er hier in der Nähe.

Sollte er so kümmerlich zu leben gezwungen sein?

Ich begreife es nicht. Er scheint ein Sonderling.

Erkundigen Sie sich doch bei dem Wirthe.

Der Unberohrte rief den Gastgeber.

Sagen Sie mir gefälligst, wer ist jener Herr?

Ein ehemaliger Kurator.

Er scheint dürftig.

Ist es aber nicht. Unter uns gesagt, der Lump hat Gott, den Kaiser und die Welt betrogen und ist sehr reich.

Wie heißt der Mann?

Er heißt Urban Keil und wohnt hier in der Nachbarschaft.

Ich danke Ihnen

Der Wirth entfernte sich.

Das Erscheinen des ehemaligen Kurators hatte einige Mißstimmung hervorgebracht, die Unterhaltung gerieth in's Stocken, belebte sich jedoch wieder bei dem Eintreten eines kleinen Männleins, welches von den Stammgästen sehr höflich begrüßt wurde.

Ah, Gevatter Kanzellarius, rief der Beutelstricker, endlich kommt Ihr auch, jetzt werden wir Neuigkeiten hören.

Das kleine Männlein, welches sehr rasch sprach, erwiederte: Heute sollt Ihr auch eine Menge hören, es gehen große, wichtige Dinge vor.

Kommt vielleicht wieder der Papst nach Wien?

Warum nicht gar.

Oder werden die Todtentruhen doch wieder abgeschafft und wir müssen uns in Säcken begraben lassen?

Weit gefehlt, bleibt Alles beim Alten, Jeder kann faulen, so langsam, als er will.

Oder wird es etwa gar einen Krieg geben?

Der Kanzellarius schmunzelte.

Heraus, Gevatter, um Gotteswillen, heraus mit der Sprache.

Pro primo muß ich sagen, daß der Beweis von wegen des Zahlheim verboten werden wird.

Hab' mir's gleich gedacht.

Seine Majestät sollen gesagt haben: Mich mögen die

Lumpen tadeln, aber Meine Justiz sollen sie Mir nicht lästern!

Also verboten?

Rein verboten. Bleibt dabei. Mein Rath hat es gesagt. Pro secundo, die Geschichte mit den Türken fängt an, sehr wacklig zu werden.

Was will denn das Heidengesindel?

Was es will? Das weiß ich nicht. Was wir wollen, weiß ich auch nicht; aber ich weiß, daß es wackelt, und dabei bleibt es, mein Rath hat es gesagt. Pro tertio —

Also noch etwas?

Oh, noch eine Menge, also pro tertio, von Berlin ist ein Kourier gekommen.

Allgemeines Geschrei: Ein Kourier!

Ja, ein Kourier! Oh, diese Preußen, dieser Friedrich, er gibt noch keine Ruh'.

Soll's da auch Krieg geben?

Krieg? Nein! Aber es wackelt.

Mit Preußen?

Ja, Gevatter Stumm, laßt Beutel stricken, so viel Ihr könnt, die Preußen werden's brauchen, um ihre zerhauenen Knochen heimzutragen, das hat mein Rath gesagt, und mein Rath weiß viel, sehr viel! Nun aber kommt erst das Wichtigste, Ihr sollt hören, was der Schlesienräuber uns angethan hat. Ich werde Euch Allen das Ding begreiflich machen. Dieser Tisch ist z. B. die Landkarte. Hier, wo das Brot liegt, das ist unser Oesterreich, — da, wo das volle Bierglas steht, ist Baiern, — die leere Flasche da ist beiläufig Preußen — und dort oben, wo Messer und Gabel liegen, da sind unsere Niederlande. Nun merket wohl, was ich Euch sage. Ihr seht, die Niederlande sind weit von uns, während das Baierland unser Nachbar ist. Ihr seht es ja, das Brot und die Bierflasche liegen nahe bei einander. Nun kam unserem Kaiser ein großer Gedanke, denn große Männer befassen sich nur mit großen Gedanken, er sagte

bei sich — so hat's mein Rath erzählt, und der weiß es — er sagte also: Diese Niederlande liegen weit von Oesterreich, das Volk ist bösen Geistes und ich — das heißt nicht ich, sondern der Kaiser — muß immer Soldaten dort haben, was viel Geld kostet. Wie wär's, wenn ich dieses Land gegen ein anderes, an mein Oesterreich grenzendes austauschen könnte, z. B. gegen diese Bierflasche, das heißt gegen Baiern. Wär' das nicht prächtig? Was brauchen wir die Niederländer — sagt mein Rath — die Baiern sind ein ruhiges Volk und passen zu uns, dann hätten wir unsere Ländereien hübsch beisammen und könnten prächtig regieren, so meint mein Rath. Der Plan war da, unser Fürst —

Aha, der Kaunitz, ist der auch dabei?

Na ob! Der ist überall dabei, wo es was Ordentliches gibt, unser Fürst hat also gleich die Sache angepackt und — jetzt kommt das Grausliche —

Nur weiter — weiter. —

Diese leere Flasche, nämlich Preußen, hat sich dazwischen gestellt, macht einen Spektakel, als wenn unser Kaiser Baiern mit Gewalt erobern und Oesterreich vergrößern wollte, hetzt in München, hetzt in Paris, hetzt bei der Kaiserin in Petersburg, hetzt alle Kurfürsten und schließt einen deutschen Fürstenbund gegen unsern Kaiser.

Ah, das ist abscheulich.

Das sagt mein Rath auch und jetzt ist die Wäsch' fertig.

Und was wird jetzt geschehen?

Ja, das ist die Frage! Ich weiß es nicht, denn mein Rath weiß es auch nicht, aber es wackelt, das wissen wir alle Beide.

Die beiden Herren an dem abseitigen Tische erhoben sich und verließen die Schenkstube.

Mir scheint gar, rief Herr Henselmann, die fahren ab, ohne die Zeche zu bezahlen.

Ich sah, wie der eine Herr Geld auf den Tisch legte.

Der Gastgeber eilte zu dem Tische, an welchem jene saßen, dort angekommen, prallt er erschrocken drei Schritte weit zurück.

Was gibt es denn?

Meine Herren, um Gotteswillen, meine Herren!

Was haben Sie denn?

Hier liegt ein — Dukaten.

Ein Dukaten? riefen Alle verwundert.

Der Kanzellarius Kurz machte jetzt einen Luftsprung; wurde todtenbleich und rief: Alle Heiligen, morgen bin ich brotlos.

Brotlos? rief Herr Daninger. Warum denn? Wozu denn? Weßhalb denn? Wie so denn? Wie lang denn?

Ich Unglücklicher habe Amtsgeheimnisse verrathen! Einer von den zwei Herren, die dort saßen, war der — Kaiser.

Der Kaiser!

Herr Henselmann zitterte mie eine Espe.

Der Kaiser, mein Gast! stammelte er und ich hab' es nicht gewußt, ich könnt' mir alle Haare ausraufen!

Aller Anwesenden bemächtigte sich eine ernste feierliche Stimmung.

Der ehemalige Kurator Urban Keil, schlich unbemerkt aus der Gaststube.

Achtzehntes Kapitel.

Im Kasino.

Wir haben, wenn wir nicht irren, im vorhergehenden Kapitel, der Verschiedenheit der sogenannteu Gastlokalitäten jener Epoche Erwähnung gethan, dabei aber die Kasino's außer Acht gelassen.

Wir thaten dieß absichtlich, weil die Kasino's der damaligen Zeit eigentlich keine öffentlichen Lokalitäten, sondern eine Art geschlossener Gesellschaften waren, wie sie noch heute im nördlichen Theile unseres Gesammtvaterlandes und von da weiter hinauf unter dem Namen „Ressourcen“ floriren. Sie befanden sich in Privathäusern, wurden um acht Uhr Morgens geöffnet und Nachts so lange offen gelassen, als die Gesellschaft anwesend war. Die Kasinogäste erhielten jede Gattung von Erfrischung, zu Mittag und Nachts wurde an „runder Tafel“ gespeist, was man heute Table d'hote nennt. Zeitungen, Billards, musikalische Instrumente waren vorhanden, und wem dieser Zeitvertreib nicht genügte, der konnte sich an den Leiden und Freuden des Kartenspieles, aber versteht sich nur der erlaubten Spiele, ergötzen. Konzerte, Piknike, in den kälteren Monaten Bälle, gehörten zu den Reizen der Kasino's, und Fremde von Bildung und Bedeutung verließen die Residenz nicht, ohne nicht in einem oder dem anderen Kasino eingeführt worden zu sein. Ein

solches Kasino befand sich auf der Mehlgrube, ein zweites im Trattner'schen Hause auf dem Graben, welches Letztere einem Theile des Adels zum Versammlungsorte diente. Das Lokale bestand aus einem Salon — damals blos Saal — und mehreren Gemächern.

Es ist Abends — die Räumlichkeiten sind mit Wachskerzen beleuchtet, ein Luxus, dessen damals sogar als Lockmittel in den Ankündigungen Erwähnung geschah, wenn es hieß: „Der Saal wird mit Wachslichtern beleuchtet," so bedeutete dieß: „Da wird es nobel hergehen!"

Die Billardkugeln sind in Bewegung, die Spieltische besetzt, die Zeitungen okkupirt.

Die frisirten Aufwärter rennen geschäftig umher.

Ein Herr, schon über die sechzig hinaus, auf ein Rohr sich stützend, mit hohen, bespornten Stiefeln, tritt geräuschvoll ein.

Lump, Hallunke, Spitzbube! schimpfirte er, so was kann man auch nur in Wien erleben!

Was gibt es, Baron?

Was ist Ihnen widerfahren?

Beutelschneiderei, nichts als Beutelschneiderei. Jeder thut, was er will, Kanaille von einem Fiaker —

Aber Trenk, Du wirst Dich doch nicht wegen ein paar lumpiger Groschen ereifern.

Es ist nicht der Groschen halber, sondern wegen der Willkür. Darf ein solcher Bengel begehren, was ihm beliebt? Ich habe mir die Nummer gemerkt und werde mir die Mühe nehmen, morgen zum Regierungsrath Riedl zu gehen, der Beutelschneider muß seine Fünfundzwanzig bekommen oder ich will nicht Trenk heißen.

Der Regierungsrath Riedl war, im Vorbeigehen bemerkt, der Josefinische Pfanner, es gab damals nur Einen Menschen in Wien, vor dem die Fiaker Respekt hatten, und das war der Rath Riedl.

Willst Du wieder einen Prozeß anfangen, hast Du an Deinen dreiundsechzig Prozessen noch nicht genug?

Dreiundsechzig Prozesse auf einmal, rief Trenk zornig aus und man braucht oft ein ganzes Leben dazu, um nur ein einziges Mal Recht zu erhalten. Aber wenn ich noch einmal auf die Welt komme, werde ich Pupillen-Kurator, um meine Schäflein so zu scheeren, wie der saubere Herr Cetto mich geschoren hat, oder ich werde Referent bei einer Stelle, da ist man unfehlbar! Wißt Ihr, was mir der Kaiser einmal sagte, als ich ihm den Schurkenstreich eines Referenten entdeckte? Er sagte: „Ein Referent kann und muß nicht Unrecht haben, sonst verliert die ganze Stelle ihre Ehrfurcht, ihre Wirkkraft, und wer ganze Gerichtsstellen beleidiget, der beleidigt mich!“ Dieser Grundsatz hat mich 13,000 Franks gekostet. Der saubere Referent — es ist derselbe Herr Cetto — ist aber später wegen noch ärgerer Betrügereien doch in's Zuchthaus gekommen, aber für mich zu spät; er hat freilich in der Stadt die Gassen gekehrt, mein Geld wurde aber doch nicht zurück gekehrt. Bursche, eine Tasse Weißen, ich muß den Aerger hinabspühlen.

Der Baron stiefelte in eines der Nebengemächer.

Der Trenk ist und bleibt ein Raisonneur.

Ein Malkontent sonder Gleichen.

Er ist auf den Kaiser nicht gut zu sprechen.

Und doch respektirt der Kaiser seine Feder —

Aber sein unruhiger Kopf ist ihm zuwider.

Apropos, wie hat die jüngste Pharaogeschichte geendet?

Welche Pharaogeschichte?

Wie, Sie wissen nicht?

Ich war einige Zeit abwesend.

Drei Herren spielten Pharao. Einer von ihnen verlor, nicht baar, sondern auf seine Kavaliers-Parole 30,000 Gulden. Der Graf ist trostlos und klagt das Unglück seinen Anverwandten. Diese, auf den Umstand bauend, daß das Pharao ein verbotenes Spiel sei, gedachten nicht,

die Spielschuld zu zahlen, und erschienen klagend bei dem Kaiser.

Nun, was entschied der Kaiser?

Der Monarch sagte: „Die drei Herren haben des Nachts ein verbotenes Spiel gespielt, das geht mich nichts an, dafür wird mein Polizeidirektor Beer sie schon zu finden wissen. Ihr Anverwandter hat bei diesem Hazardspiel 30,000 Gulden verloren, das geht mich auch nichts an, denn der Graf wird wissen, was er als Kavalier zu thun hat.“ Damit kehrte er den Klagenden den Rücken.

Und was geschah weiter.

Die beiden Gewinner wurden jeder mit hundert Dukaten gebüßt und auf Ein Jahr aus Wien verwiesen, der Verlierende zahlte seine Spielschuld.

Halt, was gibt es da drinnen für einen interessanten Diskurs, wir wollen einmal hineinschauen.

Einige Herren begaben sich in ein Nebengemach.

Die Uebrigen spielten fort, ohne sich um die Vorgänge in den nachbarlichen Räumen zu kümmern.

Dort hatte sich indessen Folgendes begeben.

Baron Trenk ließ sich an einem Tische nieder, an dem bereits mehrere Herren saßen, unter diesen der Oberstlieutenant Szekely, Fürst Sulkowsky, der junge Graf Nowaczky, Baron Waldstätten und mehrere Andere.

Diese kleine Gesellschaft unterhielt sich im Gespräche, man ließ die Tagesvorfälle die Revue passiren, medisirte und skandalisirte.

Man sprach von Zahlheim in Wien, von den Notablen in Paris, von der berühmten Halsbandgeschichte, die dort gerade um jene Zeit so viel Aufsehen machte, vom Parlamente in London und von dem preußischen Friedrich, auf den der alte Trenk von wegen der Festungsgeschichte auch nicht schmeichelhaft zu reden war.

Plötzlich neigte sich Fürst Sulkowsky zu Nowaczky und

lispelte ihm zu: Sagen Sie mir, Graf, wer ist denn der Fremde, der einsam an dem Tischchen nebenan sitzt?

Ich kenne ihn nicht! lautete die Antwort.

Wurde er eingeführt?

Wahrscheinlich, sonst säße er nicht hier.

Die Frage: „Wer ist der Fremde?“ machte an dem Tische die Runde, doch wußte sie Niemand zu beantworten.

Das Ergebniß war, daß sich die Augen der Gesellschaft auf die bezeichnete Person in auffallender Weise richteten.

Diese hatte keine Acht darauf, sondern saß, die Füße übereinander gekreuzt, da, und las aufmerksam die „Schwarze Zeitung“, ein Blatt, welches Unglücksfälle, Morde, Diebstähle berichtete, und die Wiener Todtenliste enthielt.

Der Fremde war ein Mann von beiläufig achtunddreißig Lebensjahren, er trug eine höchst elegante Kleidung von schwarzem Lyoner Sammt, eine weiße Binde, Jabots, einen Galanteriedegen mit Gold ausgelegt, Schuhe mit Silberschnallen und eine sorgfältig gelockte Perrücke.

Sein Angesicht war südlich gefärbt, das Auge schwarz, die Zähne blendend weiß. Obwohl nur von mittlerer Größe, hatte sein Körper doch etwas Imposantes, was durch eine gewisse Hoheit in der Haltung erzweckt wurde.

Der Ausdruck seines Antlitzes war eine Mischung von Wärme und Schwärmerei, der Charakter seiner Erscheinung Feinheit und Eleganz.

Die Herren an dem bezeichneten Tische bemerkten dieß Alles, und waren um so neugieriger zu erfahren, wer der fremde Kavalier sei.

Man lispelte noch eine Weile mit einander, endlich erhob sich Baron Trenk, dessen sanguinische Unruhe keinen langen Zweifel ertrug, näherte sich dem Fremden und sagte sehr höflich: Sie entschuldigen, mein Herr, Sie sind hier fremd?

Der Kavalier versetzte: Ich weile erst seit einigen Tagen in Wien.

Sie besuchen heute dieses Lokale zum ersten Male?

Ich wurde eingeführt.

Es ist nicht Mißtrauen oder Ungalanterie, was mich zu den Fragen bewog, ich wünsche blos, daß Sie als Fremder keine Ursache haben mögen, über Ungeselligkeit zu klagen.

Oh, mein Herr, ich kenne Wien und die Wiener schon länger.

Sie waren demnach bereits hier?

Vor längerer Zeit. Ich sah Wien kurz nach der Türkenbelagerung, wo es entblößt von allen Vorstädten war, da Rüdiger von Stahremberg beim Anmarsche des Mohamedanischen Barbarenheeres die Vorstädte bis auf den Grund abbrennen ließ; wenn ich nicht irre, war dieß beiläufig vor hundert und drei Jahren. Ich war auch schon früher in Wien, zur Zeit Max des Ersten, wo das berühmte Dreikönigsfest zwischen dem Kaiser, dem Ungar- und dem Polenkönige gefeiert wurde, wenn ich mich recht entsinne, geschah dieß im Jahre 1515, ich war dem ritterlichen Kaiser persönlich bekannt und zwar noch aus seiner Jugendzeit her, wo er mit seinem Vater Friedrich in der Burg von den rebellischen Wienern belagert wurde und Hunger leiden mußte. Der gute Holzer, das war der damalige Bürgermeister, er hätte sich auch die Mühe und den Kopf ersparen können. Zu allererst jedoch war ich in Wien an jenem Weihnachtsfeste, da Friedrich der Streitbare in der Schottenkirche den Ritterschlag empfing, es mögen schon an fünfhundert Jahre sein, ich kam damals gerade aus dem gelobten Lande, wo es im Kreuzzuge lustig herging. Es war eigentlich ein Umweg, ich hätte aus Egypten kürzeren Pfades hieher gelangen können, allein mein Lehrer Athotas rieth mir, meine Heimat Medina noch einmal zu besuchen, und wir durchstreiften Arabien, wo ich die Thorheit beging, mich äußerlich zur Lehre Ismaels zu bekennen. Es war ein Jugendstreich!

Der Fremde seufzte und ließ bei dieser Erinnerung den Kopf traurig sinken.

Bei dieser merkwürdigen, mit wohlklingender Stimme

gesprochenen Rede, sahen sich die Herren wechselseitig an. Der Fremde sprach mit einem so energischen Ernste, daß keiner der Anwesenden zu lächeln wagte. So sehr auch mancher von ihnen die Wahrhaftigkeit dieser Angabe bezweifeln mochte, keiner verrieth es, selbst nicht durch eine Miene.

Die Erscheinung des Fremden, sein ganzes Wesen imponirte.

Das ist ein sonderbarer Kauz, dachte Trenk, mit diesem Menschen weiter zu sprechen, lohnt sich schon der Mühe.

Hierauf sagte er laut, aber ohne Spott und sehr ernst: Sie mögen während dieser Zeit viel erlebt haben?

Ich habe viel erlebt, aber noch mehr gelernt. Die Weisheit der Pyramiden war der Grund, auf dem ich fortbauete. Ich habe die ungeheueren Labyrinthe unter diesen ewigen Baudenkmalen durchwandelt und nahm in mir jene Schätze von Erkenntnissen auf, welche von den Egyptiern dort verwahrt wurden. Ich sog die tiefverborgenen Quellen aller Weisheit in mich ein und wurde das, was ich bin.

Und was sind Sie, wenn es zu fragen erlaubt ist?

Ich bin Meister des Ortes und der Zeit, für mich gibt es keine Entfernung des Raumes und der Zeitatome. Ich habe gelebt, ich lebe und werde leben! Ich schlafe durch ein halbes Jahrhundert, und wenn ich erwache, bin ich so jung wie früher, und entsinne mich alles dessen, was ich durch frühere Jahrhunderte erlebt habe. Vor mir liegt die Vergangenheit offen, ich sehe die Zukunft hell und klar.

Auch die Zukunft? fragten Mehrere?

Warum nicht? Sollte es unter den Menschen keinen geben, den die Natur vor Anderen bevorzugt, dem sie neben dem körperlichen auch ein geistiges Auge verlieh? Es leben in heimlichen, mystischen Gesellschaften Einige, die so wie ich nach Jahrhunderten zählen, und so wie ich die Zukunft kennen. Alle Wunder, von denen die Schrift redet, können noch jetzt bewirkt werden, wenn man nur das tiefe Geheimniß

besitzt, die körperliche Last abzustreifen und alles Sinnlichen ledig, blos mit dem Geiste zu wirken.

Bei diesen Reden, die für die Anwesenden, namentlich für jene, die ebenfalls dem Mysticismus huldigten, sehr merkwürdig waren, hatte sich die Gesellschaft nach und nach erhoben und um den Fremden, der auch aufgestanden war, einen Kreis gebildet.

Sie sehen, mein Herr, begann Trenk wieder, Sie haben hier schnell ein:n Kreis von Zuhörern erobert, dessen sich wahrlich kein Professor zu schämen hätte, Sie sehen in diesem Kreise Fürsten, Grafen und Barone, Alles staunt sie an und bewundert Ihre Angaben.

Da Trenk das letzte Wort betonte, so lächelte der Fremde wehmüthig und sagte: Zweifeln Sie vielleicht, daß das, was ich angebe auch wahr sei?

Trenk erwiederte: Ich habe keine Ursache Sie zu kränken.

Wünschen Sie vielleicht, daß ich Ihnen einen Beweis meines Profeten-Talentes gebe?

Ich bitte Sie darum.

Ich bin bereit.

Bei diesen Worten ging durch die ganze Gesellschaft eine eigenthümliche Bewegung.

Die Einen bebten vor dem entsetzlichen Ernste dieses Menschen, die Anderen fühlten eine Spannung der Seele, welche fast schmerzhaft war.

Der Fremde fuhr mit Würde und Sanftmuth fort: Ich bitte drei der anwesenden Herren hervorzutreten, und sie sollen ihre Zukunft profezeiht erhalten.

Mehrere der Anwesenden traten scheu zurück.

Einige erbleichten, Andere schauerten.

Man sah sich wechselseitig an.

Niemand wagte es vorzutreten.

Trenk lächelte und sagte: Wohlan, ich will Einer von den Dreien sein!

Er trat vor.

Auch ich! sagte der greise Szekely, und stellte ich dem Baron zur Seite.

Damit der Dritte nicht fehle, so nehme ich den Platz ein.

Dieß sprach der junge Graf Nowaczky, und stellte sich zwischen Szekely und Trenk.

In dem Gemache herrschte jetzt eine Todtenstille, man hätte eine Spinne laufen hören können.

Mein Herr, begann Trenk, Sie sehen hier drei würdige Männer vor sich. Herr von Szekely, ein ehrwürdiger Greis, Oberstlieutenant bei der ungarischen Garde, dient dem Kaiserhause eine lange Reihe von Jahren. Die selige Kaiserin hat ihn auf mannigfache Weise ausgezeichnet und unbedingtes Vertrauen in ihn gesetzt. Der Zweite, Graf Nowaczky, ein talentvoller junger Mann, die Freude seines greisen Vaters, der Liebling seiner würdigen Mutter. Der Dritte bin ich, Friedrich Baron Trenk, Führer des Schwertes und der Feder, weit und breit genannt und bekannt, mit allen meinen Mängeln und wenigen Vorzügen. Wir Drei stehen also vor Ihnen und erwarten, nicht aus bloßer Neugierde oder Spottsucht, sondern um Ihnen Gelegenheit zu bieten, Ihre Angaben zu bewahrheiten, die Profezeihung unserer Zukunft.

Nach dieser Anrede verneigte sich der Fremde.

Noch immer die frühere verhängnißvolle Stille.

Alles hatte sich dem Kreise angeschlossen und horchte dem Ausspruche des Fremden.

Dieser bedeckt mit den inneren Händeflächen seine Augen und bleibt eine Weile wie leblos stehen.

Man hört ihn unbekannte Worte murmeln.

Die Hände sinken.

Er sieht die drei Herren der Reihe nach an, zuerst Szekely, dann Nowaczky und dann Trenk.

Jetzt beginnt sein Auge sich zu verdunkeln, es wälzt sich wie eine schwere Wolke über seine Stirne, er hebt

beide Hände und streckt sie fast horizontal vor sich aus und spricht mit volltönender Stimme: Ich habe den Faden, der mich durch Euer Leben führt, er ist kurz und schwarz. Ich folge ihm und sehe das Ende. Der Erste (auf Szekely deutend) führt über den Pranger, der Zweite (auf Nowaczky) leitet zum Schiffszuge und der Dritte (auf Trenk) endet auf dem Schaffot!

Bei dieser gräßlichen Verkündigung wurden Alle todtenbleich.

Entsetzen rauschte durch die Gesellschaft.

Keiner von Allen beurkundete ein Lebenszeichen.

Es war eine zermalmende Situation.

Trenk erholte sich zuerst.

Mein Herr, begann er mit einer Stimme, der man das Herzklopfen abhörte, Sie haben hier Worte gesprochen, die kein Ehrenmann gelassen hinnehmen kann. Wer gibt Ihnen das Recht, solch' ein gräßliches Spiel zu treiben? Wer sind Sie, daß Sie es wagen, den Profeten in's Handwerk zu pfuschen?

Jetzt richtete sich der Fremde empor, er schien in diesem Momente um eine Kopfhöhe gewachsen zu sein.

Sie haben mich herausgefordert, sagte er mit fast majestätischem Ernste, die Zukunft wird zeigen, ob meine Verkündigung ein Pfuschwerk war? Sie wollen wissen, wer ich bin? Ich bin — der Graf Allessandro Cagliostro!

Bei diesem Namen fuhr die ganze Gesellschaft betroffen zurück.

Der Fremde durchschritt langsamen Ganges den Kreis.

Niemand wagte ihm zu folgen.

Noch eine Sekunde — und er war verschwunden.

Neunzehntes Kapitel.

Der Magier.

Die Schwester des unglücklichen Zahlheim harrte bereits mehrere Tage, der räthselhafte Fremde — der ihr versprach, den Geist des Bruders zu beschwören, kam aber nicht. —

Dieses Harren und Sehnen versetzte ihre Seele in eine ungewöhnliche Spannung, und regte ihre Gefühle auf. Ihr Geist, immer mit dem Bruder und dem Fremden beschäftiget, wandte sich mehr und mehr von dem Irdischen ab und beschäftigte sich mit der Vorspiegelung von Wundern und Ausmalung unbekannter Welten, die er auf eine eigene Weise einrichtete und bevölkerte.

Die zarte Jungfrau, durch das Unglück ihres Bruders, von dem Entdeckungsmomente seiner That bis jetzt auf's Heftigste ergriffen, suchte Erlösung von der Seelenpein, glaubte sie in mystischen Beschaulichkeiten zu finden, und überließ sich denselben ohne Widerstand.

Regina, die reine Seele, zweifelte keinen Augenblick, daß ihre Mutter den unglücklichen Franz in der Stefanskirche gesehen habe, und daß auch sie ihn sehen werde, das heißt, wenn es der Wille des Räthselhaften ist.

Wer war nun dieser Mann?

Die Fantasie der Jungfrau hatte hier ein weites Feld

zu Vermuthungen. In jenen Tagen, wo ein mystischer Lufthauch durch den Welttheil wehte, wo die Kunde von den Wundermännern und deren durch Gerüchte tausendfach vergrößerten Wunderthaten nach allen Seiten drangen, in jenen Tagen war es natürlich, daß ein einfaches Mädchen, in einer Stimmung, wie Regina, an Zauberer und an Magier dachte, und daß die Erscheinung des Fremden ihre lebhafte Fantasie eben so beschäftigte, wie die zu hoffende Erscheinung des Bruders.

Fassen wir also die Situation und die Gemüthsstimmung der Jungfrau in's Auge, so finden wir Düsterkeit, Sehnsucht nach unbekannten Dingen, kindlichen Glauben an Wunder, Spannung des Gemüthes und Erregtheit der Gefühle.

In dieser Lage traf sie jener räthselhafte Mann.

Eines Nachmittags, die Mutter war eben in der Kirche, trat er plötzlich in die Stube.

Die Jungfrau ward überrascht, und vermochte nicht einmal den Eingetretenen zu grüßen.

Der Höckerige mit der schwarzen Binde um das rechte Auge sah sie freundlich an und sagte: Sie erschrecken, Fräulein? Ist Ihnen mein Wiederkommen unangenehm?

Regina verneinte die Frage durch eine Bewegung des Kopfes, und sagte dann stotternd: Ich habe auf Ihr Erscheinen gehofft, Sie säumten jedoch zu kommen —

Ich kam nicht, weil ich durch einen dringenden Befehl meiner Oberen nach Egypten berufen war —

Und Sie sind schon zurück?

Ich verweilte dort nur zweimal vierundzwanzig Stunden, die übrigen achtundvierzig Stunden bedurfte ich zur Hin- und Herreise. Der Weg ist weit.

Die Jungfrau athmete schwer. Die Mittheilung, der bescheidene Ton, in dem sie geschah, frappirte sie, es wurde ihr unheimlich, denn sie glaubte, was sie hörte.

Mein Herr, stammelte sie, Sie sprechen Wunder, Sie thun Wunder, ich wage es nicht, Sie anzublicken.

Fürchten Sie mich nicht, Fräulein Regina, nur wer der höchsten Reinheit sich befleißiget, kann Unmögliches vollbringen, ich vollbringe es, Sie, die Reine, dürfen also ungescheut sich dem Reinen anvertrauen, darum bannen Sie jede Furcht, und vertrauen Sie!

Bei diesen Worten warf er seine obere Hülle von sich, Höcker, Binde und Perrücke fielen ab, und ein elegant gekleideter Mann, stark und kräftig gebaut, mit zwei schwarzen, blitzenden Augen, stand vor dem Mädchen.

Regina stieß einen Ruf des Schreckens und des Staunens aus.

Sie zitterte und stierte den Unbekannten an.

Fassen Sie sich, Fräulein, bat der Räthselhafte, ich warf die häßliche Verpuppung von mir, weil ich hoffe, in meiner wahren Gestalt eher Ihr Zutrauen zu erringen.

Ist dieß Ihre wirkliche Gestalt?

Ja, Fräulein Regina, sie ist es, ich bin auch bereit, Ihnen meinen Namen zu nennen, doch fürchte ich, Sie könnten abermals erbleichen. —

Nennen Sie ihn, mein Herr, ich bin gefaßt, ich werde standhaft sein.

Der schwarzgekleidete Kavalier sagte mit einem fast wehmüthigen Tone: Ich bin der Graf Allessandro Cagliostro!

Bei diesem Namen fuhr die Jungfrau zusammen, und taumelte mit geschlossenen Augen auf einen Stuhl zurück.

Der Graf näherte sich ihr, blickte sie scharf an, und strich ihr mit der flachen Hand mehrmals über die Stirne.

Schon bei der dritten Berührung fühlte er ein leises Vibriren, und sah ein Zucken der Muskeln in der Gegend der Schläfe.

Diese Wahrnehmung genügte ihm; er zog eine Phiole aus der Tasche, spritzte dem Mädchen einige Tropfen des

Inhaltes in's Antlitz, worauf sie die Augen öffnete und den Kavalier träumerisch ansah.

Regina, begann dieser, fassen Sie sich, hören Sie mich an, wenn Sie die Wünsche Ihrer Seele erfüllt zu sehen hoffen.

Die Jungfrau zwang sich, dem Magier zu gehorchen.

Er fuhr fort: Ich kenne Ihr Innerstes, Fräulein, es liegt offen vor mir, wie eine junge Wiese mit allen ihren Kräutern und Blümchen. Vor meinem Forscherblicke gibt es kein Geheimniß des Körpers und der Seele. Ich bin Arzt, ich habe durch Jahrhunderte den leiblichen und geistigen Theil der Menschen studirt und kenne ihn. Es ist mir bekannt, daß Sie sich heiß nach der Verbindung mit verklärten Geistern sehnen, daß Sie seit dem grauenvollen Tode Ihres unglücklichen Bruders kein Interesse mehr für die irdische Welt fühlen, und daß es der höchste Wunsch Ihrer Seele ist, der Erscheinung Ihres Bruders gewürdigt zu werden. Dieser Wunsch kann erfüllt werden, er wird erfüllt werden, wenn Sie ihn ernstlich anstreben und es mir ermöglichen, indem Sie mir vertrauen.

Regina wollte sprechen, doch der Magier gebot ihr durch eine Handbewegung Stillschweigen und fuhr fort: Unterbrechen Sie mich nicht, Fräulein, Sie könnten mir sonst im ernsten Eifer ein Versprechen leisten, welches zu erfüllen Sie später nicht geneigt wären, und würden dadurch schon das Beginnen verhindern. Vergessen Sie nicht, daß ich kein unabhängiger Mensch bin, daß ich einem geheimen Bunde angehöre, dessen Obere meine Herren und Gebieter sind. Ich bin ihnen nicht nur Gehorsam, sondern auch Rechenschaft schuldig; sie würden es schwer ahnden, wenn ich es duldete, daß man ein nutzloses, eitles Spiel mit den Geheimnissen treibe, die sobald mißbraucht, sich auch für immer verschließen. Es gab eine Zeit, wo geheime mystische Weisheit bei Männern, und bei Frauen zu finden war, aber sie verscherzten die Gnade, indem sie sich dem Welttreiben und dem Tande

ergaben; die irdische Hülle konnte ferner keine Gemeinschaft mit höheren Geistern erlangen. Wer mit Eifer an dem unerschütterlichen Glauben an die Magie hängt, der kann sich nicht nur des belehrenden Umganges mit Verstorbenen erfreuen, o nein, er kann auch in geistigen Reisen Planeten durchwandern, kann sich aufschwingen in die höchsten Regionen und zum Beglücker unseres Erdballs werden. Lesen Sie die heilige Schrift und Sie werden sie voller Bilder tiefer Magie finden. Neugierde allein wird schädlich, dieß beweist Loth's Gattin. Das hohe Alter, welches die Menschen vor der Sündfluth erreicht, ist nur den Magiern begreiflich, meine Barbara jovis ist auch ein Arkanum, welches die Kräfte der Natur durch Jahrhunderte im Gleichgewichte erhält, und das Ziel der Menschen so weit hinausschiebt, als es ihm selbst beliebt. Mein rothes Pulver ist die Materia prima, durch welche man alle Metalle zur Reife des Goldes bringen kann, wer aber Gold blos um des Goldes Willen sucht, der wird diesen Zweck nie erreichen, Sie begreifen Manches nicht, was ich jetzt sage, wenn Sie jedoch längere Zeit meiner Unterweisung gefolgt, werden Sie Alles begreifen; das aber ist die besonderste Eigenschaft der Magie, daß sie den Laien ein Räthsel, den Eingeweihten ein Paradies ist.

Regina lauschte dieser merkwürdigen Rede mit banger Aufmerksamkeit, sie verstand freilich Vieles nicht, aber gerade was sie nicht fassen konnte, däuchte ihr am Erhabensten! So ist der Mensch immer, was er nicht begreift, dünkt ihm höher, geistreicher, vollkommener; das Verschleierte brachte von jeher eine besondere Wirkung hervor, das wußten schon die Priester der Isis.

Der Eindruck von Cagliostro's Worten war ein starker. Sein Ton klang rein und voll, er sprach nicht, um zu belehren, sondern, um zu überzeugen, man hätte glauben mögen, ein Vater spreche zu seinem Kinde.

Noch mehr als Wort und Ton wirkte die hinreißende Beredsamkeit seiner Augen, die seiner Rede einen unerklär-

lichen Nimbus verliehen, wer ihn hörte und dabei in sein Auge blickte, mußte ihm Glauben schenken und wäre er der größte Freigeist gewesen.

Fräulein von Zahlheim war auf's Heftigste ergriffen, sie glaubte eine überirdische Stimme zu vernehmen. Man denke an ihre geistige Disposition, an ihre Geneigtheit zu dem Mysticismus, und man wird begreifen, welche Aufregung in ihrem Inneren Platz zu greifen begann.

Cagliostro! Der Name allein hätte schon hingereicht, sie an alle Wunder, die man erzählte, glauben zu lassen, und nun stand sie diesem Manne gegenüber, hörte ihn sprechen, fühlte die Gluth seines durchbohrenden Blickes!

Herr Graf, stammelte sie, als er inne hielt, ich weiß nicht, wie ich Sie nennen soll —

Nennen Sie mich bei meinem Namen und vergessen Sie meinen Titel. Ich heiße Allessandro; der große König der Macedonier, dessen Name ich führte, lebt noch heute verborgen in Egypten, und ist das Haupt einer Magiersekte, die nur über Helden und Krieger wachen, und jene schützen und leiten, denen die scheinbare Gewalt dieser Erde in die Hände gegeben ist. Ihr Kaiser, der preußische Friedrich, die Kaiserin der Russen steht unter ihrem Schutze. Nennen Sie mich also Allessandro —

Herr Allessandro, lispelte Regina, Sie versprechen mir also die Erfüllung meiner Wünsche?

Versprechen ist an Ihnen und nicht an mir.

An mir?

Die Erfüllung dessen, was Sie wünschen, liegt mehr in Ihrer, als in meiner Macht; ich bin wohl die Kraft, aber Sie sind die Maschine, wenn diese versagt, ist die Kraft nutzlos. Diese Maschine versagt aber, wenn sie ungehorsam ist —

Oh, ich will Ihre Befehle befolgen, ich will Ihnen gehorchen.

Gehorsam allein genügt nicht, er muß auch unbegrenzt sein.

Unbegrenzt? Wie soll ich dieß verstehen?

Sie müssen Ihren Willen ganz bei Seite setzen und sich dem Meinigen unbedingt fügen.

Und meine Ueberzeugung?

Wer unbedingt gehorcht, darf keine Ueberzeugung haben.

Das Fräulein schlug ihr Auge furchtsam zu Boden, denn der glühende Blick des Magiers drohte sie zu verschlingen.

Cagliostro fuhr rasch fort: Haben Sie auf den greisen Patriarchen vergessen, der sein einzig Kind auf den Opferherd legte, um es einem höheren Willen zu opfern? Nehmen Sie Anstand, wie dieser zu handeln, dann sprechen Sie es aus und ich verlasse Sie.

Regina wußte nicht, was sie erwiedern sollte.

Herr Graf, stammelte sie, Sie werden mich nicht in der Ungewißheit zurücklassen, und mich der Pein des Zweifels übergeben. Ich will Ihnen gehorchen, nur fordern Sie nie, daß ich meiner Mutter ungehorsam werde, oder Pflichten verletzte, die mir die Religion und meine Ehre auferlegt.

Bei diesen mit Innigkeit gesprochenen Worten zuckte Cagliostro zusammen, darauf hob er die früher abgeworfene Verpuppung auf, und begann seine Vermummung.

Regina sah mit Herzklopfen dem Beginnen zu.

Was wollen Sie thun, Herr Alessandro? lispelte sie mit kaum hörbarer Stimme.

Ich verlasse Sie, antwortete er mit finsterem Tone, ich sehe, daß es Ihnen nicht Ernst ist mit der heiligen Kunst, Sie sind der Zeit nicht würdig, die ich hier verschwende, und die ich der leidenden Menschheit als Arzt und Helfer entziehe. Wohl hätte ich Ihnen noch viel zu sagen, aber ich merke, Sie könnten es nicht ertragen, bei Ihnen ist nichts als Neugierde im Spiele, und Neugierde und Ungehorsam verleiteten schon das erste Weib zu jener verhängnißvollen Gebots-Uebertretung, welche bis in's tausendste

und tausendste Glied Unglück unter das Menschengeschlecht gebracht hat. Ich warne Sie feierlichst, eine Bahn zu betreten, der Sie nicht mit ganzer Seele anzuhängen vermögen.

Sie wollen also wirklich fort?

Ich darf hier nicht länger weilen. Ich überlasse Sie sich selbst, haben Sie sich eines Besseren besonnen, so fragen Sie nach der Gräfin Croce in Währing, und Sie werden mich finden.

Er verließ das Gemach.

Außen angelangt, murmelte er, heftig bewegt: „Sie sträubt sich, und wird dennoch unterliegen!“

Regina sank weinend auf einen Stuhl.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch am Tage.

Die Wunderdoktoren unserer Zeit sind nur verpfuschte Kopien ihrer Vorgänger aus früheren Jahrhunderten.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne! Selbst der Penzinger Wunderdoktor ist keine neue Erfindung, Cagliostro in Währing hat noch mehr Aufsehen erregt.

Seitdem der Magier seine Maske abgeworfen, spricht man allerorts von ihm.

Er wohnt in einem Landhause in Währing, und tritt als Arzt auf.

Er nimmt von Armen kein Geld, ja, er gibt ihnen noch welches.

Die tausendzüngige Fama verbreitet seine Anwesenheit und schon zirkuliren Gerüchte über Wunderkuren, die er vollbrachte.

Ein Graf litt jahrelang an einem unheilbaren Geschwüre, Cagliostro gibt ihm einen Balsam, und das Geschwür ist fort. Der Graf, voll Dankbarkeit, verehrt ihm fünfhundert Dukaten, der Doktor verneigt sich, und sagte: Herr Graf, es freut mich, Sie geheilt zu haben, widmen Sie das Geld den Armen.

So erzählte die „Schwarze Zeitung“.

Sieche lassen sich nach Währing transportiren, alle Inkurabeln — und die Zahl derselben war nicht klein — machen beim Wunderdoktor ihre Aufwartung. Unter denen, die von dem Wunderdoktor gehört hatten, und sich auf den Weg nach Währing machten, befand sich auch Kornelius Lohberg. Der junge Mann war zwar nicht krank — wenigstens nicht körperlich krank — er fühlte auch keine besondere Begierde, den Herrn Wunderdoktor zu sehen, aber der Umstand, daß Jener in Währing wohnte, machte Lohberg stutzig, auch die Gräfin Croce wohnte ja dort, diese Fee, die so räthselhaft war, wie jener Mann, welcher der Sage nach Wunderkuren verrichtete. Sollte sie vielleicht in der Nähe des Doktors wohnen, oder vielleicht gar mit ihm durch ihren Gatten in irgend welcher Verbindung stehen? War doch Alles, was er in jener Nacht im Garten sah und hörte, so wunderbar, so räthselhaft, daß es ihm klar war, er habe es hier mit keiner gewöhnlichen Frau zu thun.

Kornelius eilte also nach Währing.

Im Geiste sah er noch immer die Szene im Garten. Seine lebhafte Fantasie zauberte ihm die magische Beleuchtung vor, den kleinen phantastischen Pavillon, die wunderliebliche Grazie auf der Polsterbank, kurz, Alles, was sein Auge entzückt hatte; er brannte vor Begierde, dieß Alles

noch einmal zu sehen, jedoch ohne künstliche Beleuchtung, in der Tageshelle.

Er schlug den nämlichen Weg ein, welchen er vor drei Tagen gegangen war, und gelangte zu dem Staketenzaune, welcher eine Durchsicht in den Garten gestattete.

Das Herz des jungen Mannes pochte hörbar, er stand verdutzt da, er wußte nicht, träumte er jetzt, oder hatte er vor drei Tagen geträumt?

Der Garten war, wie alle anderen Gärten, noch kahl und leer, die Bäume begannen wohl schon Sprossen zu treiben, allein vom Grün war noch keine Spur; weit unten sah er ein düsteres Bretterwerk, sollte diese fällige schwarze Hütte in ihrem Inneren jenen Tempel bergen, jene Blätternacht in magischer Mondbeleuchtung?

Kornelius suchte vergebens nach einer Spur vergangener Pracht, kein Anzeichen des nächtlichen Schmuckes ist zu finden.

Er verläßt hastig die Stelle, und schreitet gegen das Landhaus. Er will die Gräfin besuchen, sein Wunsch, die Holde zu sehen, ist jetzt doppelt stark, die Räthsel ihrer Situation sollen gelöst werden, er vermag die betäubende Luft des Wunderbaren nicht länger zu athmen.

Das Gebäude war, wie wir bereits erwähnten, ebenerdig, doch weitläufig.

Lohberg trat durch das Thor, und gelangte in eine Halle, von welcher aus zwei Flügelthüren, die eine nach der rechten, die andere nach der linken Hälfte des Gebäudes führten. Eine dritte Thür öffnete den Weg in den Garten.

Ein einfach gekleideter Diener, die Stelle eines Portiers vertretend, hielt hier die Aufsicht.

Der junge Mann war kaum eingetreten, so verneigte sich der Diener, und wies ehrerbietig auf die Thüre rechts.

Ich wünsche bei der Gräfin Croce aufzuwarten! sagte Kornelius.

Ich weiß es bereits, versetzte der Domestik, ich bitte nur hineinzuspazieren.

Der junge Mann hatte abermals Ursache zu staunen, er lächelte und begab sich weiter.

Seine Spannung war groß.

Wahrscheinlich, dachte er, werde ich wieder erwartet. Welche Herrlichkeit und Pracht werde ich abermals zu sehen bekommen!

Eine Dienerin empfing ihn, führte ihn durch ein kurzes Vorzimmer, und öffnete dann die gegenüberstehende Thüre.

Er trat in ein Gemach.

Eine junge Frau, an einem Stickrahmen sitzend, nickte ihm einen freundlichen Gruß zu.

Kornelius blieb betroffen stehen. Was er da sah, war für ihn abermals so überraschend, so bezaubernd, daß er sich über die Stirne fuhr, sich gleichsam aufrüttelnd aus einer Situation, die ihm trotz ihrer Natürlichkeit mehr als fabelhaft erschien.

Nach dem märchenhaften Abende im Garten war seine Fantasie von zauberischen Bildern erfüllt, von Palästen und Gemächern, die mit allem nur erdenklichen Luxus geschmückt, der Inbegriff alles Herrlichen und Schönen sein mußten, und nun — nun trat er in ein Gemach, einfach und bürgerlich, in ein Gemach, das trotz seiner Reinlichkeit, an die Alltäglichkeit des Lebens erinnerte.

Was er hier sah, war so gewöhnlich, in seiner Anordnung so prosaisch, daß Lohberg aus allen seinen Feentempeln herabstürzend, wie von einer kalten Flut übergossen, auf der kahlen Erde lag.

Die Wände weiß, die Möbeln braun, ohne Politur, in einer Ecke ein Spinnrocken, auf der Kommode eine Büste von Gyps, das Sopha von geblumtem Zitz, ein Schrank voll mit Zinngeschirr, freilich spiegelblank, aber doch nur Zinn, auf dem vierbeinigen Tische ein Tiroler Teppich, alt,

als wäre er schon zu Zeiten der Margarethe Maultasche gemacht. und endlich an der Wand eine Schwarzwalder Uhr mit herabhängenden Gewichtern.

Mitten unter dieser Alltäglichkeit saß eine Frau, bürgerlich, aber höchst einfach gekleidet; ein Faltenrock von grünem Kattun, dazu ein Jäckchen von schwarzem Croise, um den Hals ein breites, braunes Band, auf dem Kopfe ein sehr einfaches Netzhäubchen, kaum stark genug, um den reichen Schatz von Seidenhaar in Schranken zu halten; man sah nichts, was an Staat oder Eleganz erinnern konnte, keine Spur von Wohlhabenheit, viel weniger von Reichthum.

Diese Frau — wie schon erwähnt, am Stickrahmen sitzend — war die Gräfin Croce.

Der junge Mann stand noch immer verblüfft da, das freundliche Kopfnicken der Dame war zu schwach, ihn aus seinem Erstarren wach zu rufen.

Jetzt drangen Worte an sein Ohr.

Nur näher, mein Herr, sprach die bekannte liebliche Stimme, nur näher, warum so scheu? Wir sehen uns ja nicht zum ersten und auch nicht zum zweiten Male; kommen Sie also näher, Herr Kornelius!

Der fast flehende Ton der letzten Worte drang in das Herz des jungen Mannes, und goß neues Leben in seine Adern.

Er kam zu sich, blickte auf und sah die Dame vor sich, diese liebliche, reizende Gestalt, diese Grazie, mitten unter der bürgerlichen Schmucklosigkeit, diesen Engel inmitten einer irdischen Umgebung.

Und — welch' ein neuer Zauber — als Kornelius seinen Blick auf die Gräfin heftete, dünkte es ihm, als sei sie jetzt in dieser schlichten Hülle noch schöner, noch reizender; ihm däuchte es, als hätten sich an ihr, seit er sie nicht sah, tausend neue Reize entfaltet, so wie man an dem Baume im Frühlinge, so oft man wiederkommt, immer neue Blüthen entdeckt.

Er trat einige Schritte vor und blieb wieder stehen.

Frau Gräfin, sagte er, Sie haben Unrecht, wenn Sie sagen, daß wir uns heute nicht zum ersten und nicht zum zweiten Male sehen; wie heute, sah ich Sie noch nicht!

Ich will es glauben, mein Herr, lautete die abbiegende Antwort, denn ich bin — seitdem wir uns zum letzten Male sprachen — um drei Tage älter und klüger geworden.

Oh, sprechen Sie nicht vom Alter, lästern Sie den zunehmenden Frühling nicht, wenn ein neuer Sonnenaufgang neue Blumen gebiert. Was sind drei armselige Tage gegen tausend Reize, die neu aufblühen; wer wird an Alter denken, wo die Jugend immer anmuthiger, immer holdseliger wird?

Die Gräfin nahm die Schmeichelworte — die aber dem Sprecher aus der Seele kamen — mit einem freundlichen Lächeln hin, und sagte in einer ungezwungenen, natürlichen Weise: Sie finden mich also noch schöner? Wie mag dieß kommen? Ich weiß, seitdem ich Sie im Garten und früher noch im Prater sah, von keiner Veränderung an meinem Aeußeren.

Lohberg antwortete: Gnädige Frau, Sie fragen mich um Räthsel, die ich nicht zu enthüllen vermag; ist mir doch nicht nur dieß, sondern Alles, was ich bisher in Ihrer Gesellschaft sah und erfuhr, ein Räthsel. —

Welches Sie gern gelöst zu haben wünschten, lächelte Seraphine, hab' ich es errathen?

Kornelius blickte sie flehend an.

Die Dame besann sich eine Weile, dann sagte sie, wie zu einem Entschlusse gekommen: Nehmen Sie Platz, mein Herr.

Der junge Mann ließ sich nieder.

Jetzt sagen Sie mir, fuhr die Dame fort, was finden Sie so sonderbar, so räthselhaft?

Alles, gnädige Frau, Alles! Jene Nacht im Garten, dieser Tag hier, ich vermag die Kluft zwischen den Extremen nicht auszufüllen. Ich weiß nicht, soll ich an Zauberei, an Wunder denken?

Glauben Sie an Zauberei?

Ich glaube an geheime Kräfte der Natur, die dem Laien unbekannt sind, und durch die der Freund der Wissenschaft, der Eingeweihte, Wunderbares zu leisten vermag.

Dieß Ihr Bekenntniß, als Mann der Wissenschaft!

Ich glaube an die Geheimnisse der Magie, deren Tiefen noch lange nicht erforscht, deren Schätze noch lange nicht an das Tageslicht gefördert sind.

Ah — dieß ist Ihr Bekenntniß als Rosenkreuzer!

Ich glaube an die Allmacht der Schönheit, an den göttlichen Ursprung der Liebe, an die Gewalt dieser hehren, heiligen Leidenschaft. Ich glaube, daß die Liebe der höchste Zauber der Seele ist, daß sie den Himmel in die irdische Brust verpflanzt und den ewigen Frühling in ein verzweifelndes Herz. Ich glaube an die Macht der Liebe, die uns heute biegsam wie Wachs und morgen hart wie Stahl sein läßt. Ich glaube an dieses seligmachende Gefühl — und flehe zu Gott, daß er es in das Herz derjenigen pflanze, für die auch meine Brust pocht, für die ich mit Wonne mein Leben hingeben möchte, wenn ich das Bewußtsein der Gegenliebe mit mir nehmen könnte. Dieß Frau Gräfin ist mein Glaubensbekenntniß als Mann!

Das Antlitz der Dame hatte sich bei diesem leidenschaftlichen Ergusse sanft geröthet. Lohberg betrachtete sie mit feurigen Blicken, er sah, wie sie das Himmelsauge zu Boden senkte, wie die Rosenlippe leise bebte.

Kornelius, stammelte die junge Frau, Sie biegen gewaltsam in eine andere Bahn ein, Sie dringen stürmisch auf einem Pfade vor, ohne zu bedenken, wohin er führt?

Es gibt für mich nur zwei Möglichkeiten. Mit Liebe zum Glück, ohne Liebe zum Verderben.

So sprechen Sie heute. —

Heute, morgen und immerfort. Für die Liebe gibt es keine Zeittheile, sondern nur eine Ewigkeit.

Diese Ewigkeiten pflegen oft sehr kurz zu sein.

Bei der wahren Liebe nicht.

Und ist Ihre Liebe wahr?

Sie ist es, Frau Gräfin! Noch hatte ich bis jetzt dieses beseligende Gefühl nicht empfunden, immer war mein Herz frei und fessellos — aber jetzt ist es anders, ich fühle süße Bande sich um meine Seele legen, ich empfinde eine Rosenluft, die mich umduftet und erhebt, mein Geist weilt auswärts, es dünkt mich, als hätte er in einem andern Körper eine zweite Heimat gefunden, dagegen glaube ich meine Seele mit einem anderen, verwandten Geiste verschwistert und Seele, Geist und Leib zu einem neuen Ganzen vermält, das aus mir einen neuen Menschen gemacht hat. Wenn dieß Frau Gräfin Liebe ist, dann liebe ich.

Die reizende Dame blickte jetzt den schwärmerischen Redner mit einem trunkenen Blicke an. Ein seliges Lächeln schwebte auf dem wonnigen Antlitze. Sie wollte sprechen — doch horch — von außen herein vernimmt man Männertritte.

Die Gräfin zuckte zusammen — sie suchte sich zu fassen und sagte blos: Mein Gatte kommt, ich werde die Gelegenheit benützen und Sie mit ihm bekannt machen.

Die Thüre ging auf.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Wunderdoktor.

Seraphine hatte sich erhoben.

Zwei Herren traten ein.

Lohberg erkannte in dem Einen den jungen Grafen Nowaczky, der Andere war ihm fremd.

Die Gräfin ging auf diesen zu, und sagte: Herr Gemal, ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen den jungen Herrn vorzustellen, der im Prater mein Retter war, Herrn Kornelius Lohberg. Hier — zu dem jungen Manne gewendet — mein Herr und Gebieter, Graf Allessandro Cagliostro.

Die Herren verneigten sich gegenseitig.

Als Kornelius den Namen des Grafen hörte, wurde er neuerdings betroffen.

Der Magier ergriff rasch das Wort.

Die Frau Gräfin, sagte er lächelnd, belieben zu scherzen. Es ist längst bekannt, daß wir Gatten nur dem Namen nach Herrscher sind, und daß die eigentlichen Regierenden noch immer die Frauen sind, manchmal mit, und manchmal ohne unser Wissen. Es freut mich, Herr Lohberg, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Madame hat mir von Ihnen erzählt, was aber überflüssig war, ich erfuhr das Ereigniß gleichzeitig, als es geschah, ich hatte

gerade ein Glas Wasser vor mir, es trübte sich plötzlich ohne Grund, ich forschte nach, und sah in meinem Gemache, was im Prater vorging. Die beiden Herren, — zu Lohberg und Nowaczky — kennen sich ohnedem, es braucht also nicht, Sie gegenseitig bekannt zu machen. Sie haben sich in den sieben Planeten kennen gelernt.

Da der Magier bemerkte, daß Lohberg noch immer betroffen dastand, so fuhr er, zu ihm gewendet, rasch fort: Ihnen, mein Herr, bin ich einige Aufklärung schuldig. Sie haben meine Gemalin bisher nur unter dem Namen Gräfin Croce gekannt, es ist dieß ihr Familienname. Ich liebe es, meiner Gattin einige Unabhängigkeit zu gewähren, lebte bisher inkognito in der Residenz, und war einverstanden, daß sie ihren Familiennamen führe. Jetzt habe ich das Inkognito abgelegt, und Madame Seraphine kann sich, wenn es ihr beliebt, wieder als Gräfin Cagliostro präsentiren.

Im Innern Lohberg's hatten die wenigen Worte freilich Manches aufgeklärt.

Cagliostro, der Wundermann, war der Gatte der reizenden Dame. Jetzt däuchte ihm der Zauber erklärt, der Magier kann den Aufenthalt seiner Gattin nach Belieben umgestalten. Was ihm bei jeder anderen Frau unbegreiflich gewesen wäre, war bei der Gattin Cagliostro's natürlich. Er sah sich plötzlich mitten in den Kreis des Wundermannes versetzt, in sein Haus, in seine Gesellschaft. Er war beklommen, der Gedanke, Cagliostro vor sich zu sehen, machte ihn beben, eine feierliche Scheu, bemeisterte sich seiner.

Dem Magier entgingen diese Eindrücke nicht, er beschäftigte sich jedoch mit dem jungen Grafen, um dem andern Gaste Zeit und Fassung zu gönnen.

Seraphine hatte wieder ihren früheren Platz eingenommen.

Wenn sie sich unbemerkt glaubte, schlug sie ihren Blick

nach Kornelius auf; die Gelegenheit dazu kam jedoch selten, denn Graf Nowaczky ließ sein Auge häufig auf ihr ruhen, und nahm endlich, von Cagliostro aufgemuntert, ihr gegenüber Platz. Auch Lohberg ließ sich nieder.

Man unterhielt sich von gleichgültigen Dingen, Kornelius war mehr mit sich beschäftiget, Graf Nowaczky mit Seraphinen. Der Magier unterstützte die Bemühungen des jungen Grafen, und leitete das Gespräch so, daß die Dame meistens bemüssiget war, ihrem Vis-à-vis Antwort zu geben.

Lohberg sehnte sich nach Einsamkeit; er hatte so viel zu denken, in seinem Geiste zu ordnen und zu erwägen, daß er dem Besuche bald ein Ende machte. Außerdem waren ihm die Anwesenheit des jungen Grafen, seine Bemühungen um die Dame unangenehm, er erhob sich daher, und unterbrach dadurch die Unterhaltung.

Sie gehen schon, Herr Lohberg? fragte der Magier.

Mein Besuch währt bereits zu lange.

Auch ich, sagte jetzt Nowaczky, werde mich entfernen. Wenn es Ihnen angenehm ist, Kornelius, so fahren Sie mit mir zur Stadt, vorne an der Ecke hält mein Piroutsch.

Lohberg willigte ein.

Der Magier versuchte zwar, den jungen Grafen zurückzuhalten, dieser jedoch erwiederte lächelnd, indem er sich galant gegen die Dame verneigte: Die Sonne gibt uns Licht und Wärme, sie ist das wohlthätigste Gestirn, und dennoch darf man nicht zu lange in ihrem Glanze weilen, will man nicht das Auge geblendet und den Verstand verrückt erhalten.

Seraphine nahm die Schmeichelei kalt auf, und ließ ihren Blick beim Abschiede desto inniger auf Lohberg ruhen.

Die jungen Leute saßen bald darauf im Wagen, und fuhren gegen die Stadt.

Nowaczky sprach sich über die Reize der jungen Gräfin sehr warm aus.

Sehen Sie die Dame zum ersten Male? fragte Kornelius.

Zum ersten Male, versetzte der Andere, mein Besuch galt nur dem Grafen.

Sie kennen also diesen?

Seit vorgestern. Ich machte seine Bekanntschaft auf eine unangenehme Weise. Sie haben vielleicht von dem Vorfalle im adeligen Kasino erzählen gehört?

Ah richtig, Sie waren ja auch Einer der drei Schicksals-Neugierigen?

Der Teufel soll meinen Fürwitz holen; ich wollte, mir wäre der tolle Gedanke nie gekommen. Die fatale Profezeihung verursachte mir zwei schlaflose Nächte, heute suchte ich den Grafen auf, er mußte mir sagen, was es mit dieser Profezeihung für ein Bewandtniß habe?

Nun, was sagte er?

Er sagte — rathen Sie doch —

Es wird schwer sein, so etwas zu errathen.

Er sagte mir, ich bitte, hören Sie und staunen Sie, er sagte, das profezeihte Los sei über mich verhängt und nur eine Dame sei im Stande, es von mir abzuwenden.

Auf welche Weise?

So fragte ich auch, der Schwarzkünstler zuckte jedoch die Achseln und meinte, mehr zu sagen sei ihm nicht gestattet.

Das ist sehr mysteriös.

Ich wollte etwas Näheres über die Dame wissen, er verweigerte jede Auskunft. Eine Dame ist im Stande, das Unglück von mir abzuwenden! Es soll mir Einer aus diesen Worten klug werden.

Der junge Graf räsonnirte noch eine Weile über die unbefriedigende Auskunft und kam dann wieder auf die schöne Gattin des Magiers zu sprechen.

Lohberg hörte ihm schweigend zu. Der Eifer Nowaczky's verrieth ihm dessen Theilnahme für Seraphine.

Sie kamen auf dem Glacis an; Kornelius nahm Abschied von dem gefälligen Kavalier und schlug seinen Weg gegen die Josefstadt ein.

Seraphine war die Achse, um welche sich seine Gedanken drehten.

Er ließ die mit ihr erlebten Szenen noch einmal im Geiste an sich vorüber ziehen, und unterwarf die zu den früheren Räthseln gefundenen Lösungen einer reiflichen Prüfung.

Das Ergebniß war kein unbefriedigendes, doch blieb ihm noch Eine Frage zu lösen übrig.

Seraphine hatte bei seinem ersten Besuche, im Garten von ihm Ergebenheit und Schutz gefordert. Erst wenn Sie bei uns heimisch geworden, sagte sie, werden Sie begreifen, warum mein Gatte mir dieß nicht bietet! Die Gattin Cagliostro's, des Wundermannes, des Magiers, suchte also bei einem anderen Manne Schutz. Gegen wen wollte sie geschützt sein? Warum schützte ihr Gemal, der Graf, sie nicht? Welch' ein eigenthümliches Verhältniß waltete zwischen diesen Gatten ob, wo der Mann der Frau eine größere Unabhängigkeit gestattete, und wo sie unter einem anderen Namen lebt, als dem ihres Mannes? Alle diese Fragen drängten sich dem jungen Manne auf und er war nicht im Stande, sie zu beantworten.

Ein Rufen hinter ihm stört ihn aus seinem Brüten.

Eine Stimme ruft: Heh, Korneli, Korneli!

Der Gerufene blickt zurück und erkennt den Schreier.

Zum Teufel, keuchte dieser, ich rufe schon fünf Minuten lang und Du hörst nicht. Gehst Du auf den Sohlen oder auf den Ohren? Woher? Wohin? Du läßt ja den Kopf hängen — kusch, Sultan! — wie ein gehetzter Bär.

Ich gehe nach Hause.

Und kommst?

Wendelin schmunzelte.

Nur immer geheimnißvoll, Korneli, nützt Dir nichts,

ich weiß doch Alles. Ich wußte es schon am Freitage, daß Du am Abende vorher ein Stelldichein im Garten hattest. Mamsell Justine — kusch, Sultan — ist ein schlaues Kätzchen.

Du scheinst es also mit der Kammerjungfer sehr ernstlich zu meinen.

Oh, Korneli, diese Wurzel, Racine wollte ich sagen, ist ein kleiner Satan, ein Engel ohne Flügel.

Ich wundere mich sehr.

Worüber? He? Worüber?

Ich finde es unbegreiflich, wie Du, ein junger Mann von Vermögen, Dich an eine Kammerperson hängen kannst.

Der Blondin fuchtelte mit seinem Rohre und rief: Kammerperson? Lächerlich! Als ob eine Kammerjungfer, die ein Privat-Logis hat und eine Equipage hält, schlechter wäre, als eine andere Partie.

Aber die Vergangenheit?

Zum Teufel, mit der Vergangenheit, wer haftet Dir für die Vergangenheit des ersten besten Fräuleins? Ich gebe für alle Vergangenheiten keinen Heller. Was hinter mir liegt, schert mich nicht, ich kümmere mich nur um das, was vor mir liegt. Kennst Du die Vergangenheit Deiner blonden Gräfin? Mein lieber Freund! Der prächtigste Spiegel ist so wie die ordinärste Fensterscheibe, eben nur zerbrechliches Glas — kusch, Sultan! — wenn er auch in einem vergoldeten Rahmen prunkt und rückwärts mit Quecksilber belegt ist.

Du nimmst Dich Deiner Kammerjungfer sehr heiß an.

Weil sie eine kleine Hexe ist, die mir's angethan hat. Ich geh' heute noch zu ihr.

Heute noch? Das wird spät werden.

Ziemlich spät. Sie gibt eine kleine Unterhaltung und empfängt Gäste.

Die Kammerjungfer?

Warum nicht? Sie kann in ihrem Privat-Logis thun,

was ihr beliebt. Komm', Sultan, das heißt, komm' mit, es wird lustig hergehen!

Ich danke. Unterhalte Dich angenehm.

Daran wird es nicht fehlen. Leb' wohl.

Sie trennten sich.

Der Blondin trillerte ein Liedchen, durchfocht mit seinem Rohre die Luft und lachte in seinem Herzen den Kopfhänger aus.

Mamsell Justine, murmelte er, ist ein Wundermädl, mag Kornelius an seiner fadenscheinigen Blondine hängen, ich bleibe bei der Wurzel, Racine wollte ich sagen. Sie ist sehr spröde, das ist wahr, und das kränkt mich, aber sie wird es hoffentlich nicht immer sein. Seit Jahren ist heute der erste Sonntag, daß ich die Hetze versäumt habe, und warum? Weil Justine es wünscht! Herrgott, ist das eine Liebe! Kusch, Sultan! Ich hätte mich einer solchen Leidenschaft gar nicht für fähig gehalten, aber so einer ungeschminkten, zigeunerfarbigen Kammerjungfer gegenüber, da soll Belzebub hartherzig sein. Ich freue mich auf den heutigen Abend, das sollen fröhliche Stunden werden.

Unter solchen Betrachtungen war der Blondin in der Währingergasse angelangt.

Je näher er dem Hause kam, desto lauter pochte sein Herz, er verlängerte seine Schritte, um eher, wenn es auch nur einige Minuten waren, in seinem Paradiese anzulangen, plötzlich fuhr er zusammen und blieb erstarrt stehen.

Um ihn herum, in mächtigen Sätzen und laut bellend, sprang Sultan.

Der braune Bullenbeißer legte eine so gewaltige Freude des Wiedersehens an den Tag, daß Wendelin sich seiner nur mit Mühe erwehren konnte.

Verdammt — kusch, Sultan — Bestie, brach der Blondin endlich los, dummes Vieh — kusch — wie Teufel kommt die Mähre her? — Ich habe sie ja zu Hause in der Küche gelassen und jetzt ist sie da! Kusch, Sultan! — Ver-

dammt, verteufeltes Vieh, was fang' ich nur mit ihm an? Zur Unterhaltung kann ich es nicht mitnehmen, das Best' würde den Gästen an die Waden fahren, außerdem mag ihn Justine nicht leiden. Ach, schrecklich — kusch, Sultan! verteufeltes Vieh, Du bist ja nicht in der Hetze. — Ah, ah — jetzt fällt mir's ein — heute ist Sonntag — der Hund ist an diesem Tage die Hetze gewöhnt — und will, daß ich ihn hinführe! — Kusch, Bestie — da hast Eins — ich werde Dich lehren, mir nachrennen, heute wird nicht gehetzt, verstanden? Da hast Du noch Eins — heul' zu, Ungethüm. — Was soll ich thun? Ich muß den Kerl nach Hause führen, von hier bis auf die Wieden! Es ist schrecklich! Und wegen eines Hundes! Ich versäume, selbst wenn ich fahre, eine Stunde Zeit. Ich möchte nur wissen, wie das Vieh losgekommen ist? Ob da nicht eine Bosheit dahinter steckt? Aber wart', Du sollst künftig die Lust verlieren, mir nachzurennen, ich nehme einen Fiaker, der muß im schärfsten Trabe fahren, und Du kannst hinterher schnaufen, daß Dir die Zunge ellenlang aus dem Rachen hängt. Da hast noch Eins — kusch Sultan — Bestie — heh da, — Fiaker — auf die Wieden — Hauptstraße, neben dem goldenen Lampel — kusch, Sultan!

Der Blondin stieg ein — der Wagen rasselte fort.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Abendunterhaltung im Privat-Logis.

Stubenmädchen und Kammerjungfern haben einst in der Wiener Sittengeschichte eine wichtige Rolle gespielt. Man lächelt jetzt, wenn man liest, welch' große Zahl von Broschüren unter Josef dem Zweiten zur Zeit der erweiterten Zensur für und gegen die Stubenmädchen erschienen sind; damals hatte die Sache eine soziale Bedeutung.

Als Rautenstrauch sein erstes Traktätchen gegen die niedlichen Dämchen losließ, hörte man einen Ruf der Entrüstung und das ganze galante Wien — mit Ausnahme der eifersüchtigen Frauen — nahm Theil an dem Streite, und zwar zu Gunsten der Stubenmädchen. Dieser Umstand beweist hinlänglich, daß der Broschürenschreiber von damals so Unrecht nicht hatte, als man vielseitig glauben machen wollte.

„Es ist," sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „eben so merkwürdig als charakteristisch, daß gerade zur nämlichen Zeit, wo man in Wien für die Stubenmädchen die Federn stumpf schrieb, eben dieß in Berlin für ein altes Gesangbuch geschah. Was mag wohl" — meint er — „beim Lichte besehen, weniger närrisch sein, sich für ein paar Tausend junge artige Mädchen oder für eine Sammlung alter, verschollener Lieder zu interessiren?"

Was die Kammerjungfern anbelangt, so muß man den

großen Unterschied zwischen ihnen und den Stubenmädchen im Auge behalten. Die Kammerjungfer diente meist einer Dame, das Stubenmädchen einer Frau, jene war oft die Vertraute ihrer Gebieterin, diese immer die Dienerin.

Die Wienerischen Kammerjungfern, läßt der gewissenhafte Pezzl sich vernehmen, leben bequem. Die Intimitäten ihrer Damen besorgen und den Putz etwas in Ordnung bringen, dieß ist ihre ganze Beschäftigung. Alle übrige Zeit bleibt ihnen, mit ihren Liebhabern zu tändeln und auf den Schmuck ihres Geistes und Körpers zu wenden; auch gibt es einige unter ihnen, die Geschmack, Witz, Grazie, Lektüre, Sentiments, sogar Philosophie besitzen, die ihren Wieland und Blumauer aus dem Kopfe hersagen, und Voltaire, Petrarca und Pope in der Grundsprache lesen u. s. w.

Friedrich Nikolai, der zu jener Zeit eine Reise durch Wien machte, wobei er freilich seine protestantische Brille nicht zu Hause ließ, äußert sich über denselben Gegenstand auf folgende Weise: „Sogar Personen, die man an andern Orten nur zu den höheren Domestiken rechnet, pflegen hier einen zu ihrem Stande ganz unverhältnißmäßigen Aufwand zu machen. Man nannte und zeigte mir in Wien mehrere Kammerjungfern aus gräflichen und fürstlichen Häusern, welche ihre eigene Equipage und Bedienten, und im Theater ihre eigene Loge haben, ein Kleid nur ein paar Mal anziehen u. s. w. Eine davon, an der man viel Grazie und Witz rühmte, gab Abendmahlzeiten auf silbernem Service. Man glaube ja nicht, daß ich scherze; was ich sage, ist in Wien stadtkundig!"

Der Leser möge uns verzeihen, wir pflegen sonst nie Quellen, aus denen wir schöpfen, anzuführen; allein es gibt charakteristische Züge einer Zeit, die der Sittenmaler nicht übergehen kann, die aber so auffallend sind, daß es Noth thut, sich durch Quellenangabe vor dem Verdachte einer müßigen Erfindung oder Uebertreibung sicher zu stellen.

Nach diesen Vorausschicknngen hoffen wir, der geneigte

Leser werde uns mit um so größerem Vertrauen folgen, da wir ihm durch obige Citationen einige Einsicht in unsere Werkstätte gewährt und er sich überzeugen konnte, daß wir bei unserer Arbeit gewissenhaft zu Werke gehen.

Wir betreten also das Privat-Logis der Kammerjungfer Justine Racine, geborne Wurzel.

Das Haus befindet sich, wie bereits erwähnt, in der Währingergasse unweit vom Strudelhof.

Die Wohnung besteht aus drei geräumigen, in einander gehenden Gemächern und einem Alkoven im ersten Stocke.

Küche, Speisekammern, Stuben für die Dienerschaft u. s. w. befinden sich ebenerdig.

Die Böden in den Gemächern sind getäfelt, die Wände mit Tapeten überkleidet. Von der Decke herab hängen Kronleuchter. Die Möbeln sind nach der neuesten Facon, Vorhänge und Decken von Mousselin; der Charakter der ganzen Wohnung ist Eleganz, gepaart mit Geschmack.

Da die Nacht schon herangebrochen ist, so erleuchten Wachskerzen die Gemächer, und die geladenen Gäste beginnen bereits sich zu versammeln.

Die Zahl derselben erstreckte sich kaum über anderthalb Dutzend, besaß jedoch vor anderen Gesellschaften den Vorzug, daß das grämliche, moralisirende Alter nicht vertreten war, die Damen und Herren waren jung, mithin lachlustig, munter und lebensfroh.

Dem Stande nach bestanden die Gäste der Kammerjungfer zum Theile aus Bekannten der Nachbarschaft, zum Theile aus Kolleginnen, die mit ihren Verehrern erschienen. Wer die Gesellschaft nach der Außenseite beurtheilt hätte, würde sich in einen höheren bürgerlichen Cirkel versetzt geglaubt haben.

Mamsell Justine, welche es trefflich verstand, die Herrin zu spielen, machte die Honneurs auf eine graziöse Weise, und wunderte sich bei jedem Empfang neuer Gäste, daß Herr Wendelin Taub noch nicht ankam.

Die Geladenen waren schon sämmtlich erschienen — Wendelin fehlte noch.

Mamsell Racine wurde etwas ungeduldig, und dachte bei sich: Wo mag der Tollhanns nur weilen? Er versprach doch zu kommen, weiß die Stunde, und ist noch nicht hier? Das ist sehr unartig.

Die Gäste merkten, daß noch Jemand erwartet werde, und machten — aber nur im Stillen — ihre Glossen über die Unart des Gastes.

Die Verlegenheit der Kammerjungfer stieg von Minute zu Minute, endlich nahte die Erlösung.

Wendelin spazierte herein.

Er hatte seinen Sultan nach Hause transportirt, ließ ihm da zum Merks noch eine Tracht Schläge angedeihen, und kam nun ganz echauffirt um eine halbe Stunde zu spät in die Gesellschaft.

Man muß die Akkuratesse, jetzt nennt man es Pedanterie — der damaligen Zeit im Auge behalten, um die Größe dieses Formfehlers gehörig zu beurtheilen.

Die Dame des Hauses empfing den Blondin mit einem Antlitze, auf welchem schwere Wetter ruhten.

Wendelin verfluchte im Stillen seinen Hund, der ihm diese Unannehmlichkeit zugezogen, öffentlich suchte er sich durch einen Vorwand zu entschuldigen, dem man den Griff aus der Luft auf hundert Schritte abmerkte.

Die Unterhaltung bei Mamsell Justine bestand aus Spiel und Musik, eine Tafel mit Erfrischungen stand in Bereitschaft, wo Jeder nach Belieben sich bedienen lassen konnte.

Man vertheilte sich nach Sympathie, Spielpartien, Plaudergruppen, Musikliebhaber.

Wendelin, dem Alles daran lag, seine zigeunerfarbige Flamme zu versöhnen, umschwärmte sie, und lispelte ihr, so oft er es unbemerkt thun konnte, eine Schmeichelei in's Ohr.

Vergebliche Mühe, erwiederte sie ihm bei einer solchen Gelegenheit, Sie begütigen mich heute nicht mehr, Sie haben

den Beweis geliefert, wie viel oder wie wenig Ihnen an meiner Einladung gelegen ist.

Oh, Mamsell Justine, verurtheilen Sie einen armen Sterblichen nicht ungehört, es gibt Fälle, wo eine Schuld klar am Tage zu liegen scheint, wo man aber doch — kusch, Sultan! — so unschuldig, wie eine weiße Taube ist. Wenn Sie wüßten, was mir auf dem Wege hieher begegnet ist —

Ah so, ein galantes Abenteuer —

Oh schon wieder ein zweischneidig Schwert in meine Brust! Nur zu, Tyrannin, fahren Sie fort, mich zu martern, weil ich der Stimme meines Herzens gefolgt bin.

Was haben Sie denn? Was ist Ihnen begegnet?

Fragen Sie mich nicht, göttliche Racine, ich beschwöre Sie bei dem geflügelten Gotte und seinen Pfeilen, fragen Sie mich nicht, es gibt Dinge, die man selbst seiner Mutter nicht anvertrauen darf. Mir ist schreckliches begegnet, schrecklich — kusch, Sultan — weil ich es keinem lebenden Wesen anvertrauen kann.

Sind Sie Freimaurer?

Ich baue an dem Salomon'schen Tempel nicht mit; bei den Maurern kommt Alles von Osten, bei mir aber ist es umgekehrt, mein Strich ist die Abendseite, ich erwarte den Spruch von Ihren Lippen, jenen merkwürdigen Spruch, der vom Dableiben und Abendwerden handelt.

Auf diesen Spruch können Sie lange warten.

Wie lange?

Sie werden unverschämt.

Im Gegentheil, ich werde schüchtern. Der Unverschämte fragt nicht lange, denn er gedenkt des Sprüchleins: Wer viel fragt, geht weit irre! nur der Schüchterne — kusch, Sultan — getraut sich nicht, und lispelt mit leiser Stimme, was in seinem Herzen wie Posaunen tönt.

Sie sind ein Narr!

Ein glücklicher Narr ist beneidenswerther, als ein unglücklicher Weiser, und ich — ich bin glücklich.

Ich werde also nicht erfahren, was Ihnen heute begegnet ist?

Ja, Sie werden es erfahren, aber heute nicht, später, viel später, erst wenn — oh, ich kann nicht sprechen — lassen Sie mich —

Er verneigte sich, wendete ihr traurig den Rücken, spazierte melancholisch durch das Gemach, und ließ sich etwas später ein Glas Eis reichen.

Verdammter Hund, murmelte er bei sich, mich in eine solche Verlegenheit zu versetzen, es ist abscheulich.

Justine kam in die Nähe einer Gruppe, die aus zwei Paaren bestand.

Liebe Racine, sagte die eine Dame, eine schlanke, sehr hübsche Kammerjungfer, Sie werden uns die beste Auskunft geben. Ist es wahr, daß die Gräfin Santa Croce die Gattin des berühmten Cagliostro ist?

Justine lächelte geheimnißvoll und erwiederte: Freilich ist sie es; den Trauungsschein habe ich aber nicht gelesen.

Man könnte die Wahrheit wohl aus der Behandlung herausfinden?

Das dürfte etwas schwer fallen, meine Verehrte; es gibt Herren, die ihre Liebhaberinnen so behandeln, als ob sie ihre Gattinnen wären, dann gibt es aber wieder Herren, die ihre Frauen so traktiren, wie ein Maskengewand, das man für die Dauer einer Redoute ausleiht.

Sie meinen also?

Ich habe gar keine Meinung, denn die Gräfin ist eine Dame, wie ich mir keine bessere wünsche.

Sie sind glücklich, liebe Justine, ich kann von meiner Fürstin leider nicht dasselbe sagen.

Die Flammthal war immer eine kapriziöse Dame. —

Geht sie heuer wieder nach Spaa? —

Das hängt vom Fürsten Esterhazy ab.

Von Esterhazy?

Wie so?

Der Fürst ist Kommandant der ungarischen Garde; wenn er unserem Herrn Gardisten einen Urlaub bewilligt, so gehen wir nach Spaa, wenn nicht, so bleiben wir in der Nähe.

Ach Gott, sagte spöttisch die dritte Dame, ebenfalls eine hübsche Gestalt, mit einem runden Gesichtchen, was doch diese jungen Herren für kuriose Sentiments haben!

Beneiden Sie vielleicht die Dame?

Fällt mir nicht ein, wie Sie mich sehen, stehe ich auf dem Punkte, einem Forstmeister auf unseren Gütern die Hand zu reichen, der junge Graf will es und ich werde wahrscheinlich nachgeben.

Ihr Künftiger ist doch nicht eifersüchtig.

Ich kenne ihn noch nicht, wie ich jedoch höre, soll er ein sanfter, gutmüthiger Mann sein.

Sie sind erst seit Kurzem im gräflichen Hause?

Ich wurde dahin empfohlen; ich sollte zu der Baronin Bergmann kommen, die Dame hat sich, wie Sie wissen, erst vor einigen Monaten vermält. Als ich bei ihr meine Aufwartung machte, betrachtete sie mich, hörte mich an und sagte darauf: Es ist Alles recht hübsch, meine Liebe, aber es thut mir leid — ich kann Sie nicht nehmen, Sie ist mir zu schön.

Alle lachten.

Das ist prächtig, rief Justine, eine Kammerjungfer, welche zu schön ist, das ist noch nicht dagewesen.

Die Zuschöne fuhr fort: Ich war über diese Ausstellung frappirt, faßte mich jedoch schnell und erwiederte: Ich bedauere, gnädige Frau Baronesse, ihnen zu mißfallen, wünsche jedoch, daß der Fehler, den Sie mir zur Last legen, sich nie verlieren möge.

Das war gut geantwortet, Florine.

Sie hätten ihr auch noch sagen können, daß nicht die Schönheit der Frauen an gewissen unliebsamen häuslichen Vorfällen die Schuld trägt, sondern die Flatterhaftigkeit der Männer.

Die gute Dame ist eifersüchtig.

Sie wird schon wissen, warum?

Sie dachte wahrscheinlich an das Sprüchlein von der Gelegenheit und von den Dieben.

Besser bewahrt, als beklagt. Du lieber Himmel, wer kann dafür, daß man liebenswürdig ist, es ist ein Geschenk der Natur, sagen die Poeten, und ich glaube Alles, was die Herren sagen.

Jetzt ertönte das Klavier.

Man begab sich in das andere Gemach.

Sie behaupten also, sagte dort ein junger Herr, daß die Oper schon im kommenden Monate zur Aufführung kommen werde?

Ich hörte die Angabe von einem Herrn, mit dem Da Ponte in Berührung kommt. Die Musik ist bereits vollendet.

Wie wird die Oper heißen?

„Figaro's Hochzeit."

Der Titel passirt, er verräth französischen Ursprung.

Ganz recht, darin liegt aber auch die Gefahr.

Welche Gefahr?

Daß die Oper vielleicht gar nicht zur Aufführung kommen wird.

Wie so?

Der Hofpoet Da Ponte hat das Textbuch nach einer Komödie von Beaumarchais verfertigt, die Aufführung dieser Komödie wurde aber der Gesellschaft des Hoftheaters vor einigen Tagen untersagt, nun fürchtet man auch für die Zulassung der Oper.

Wer hat die Musik geschrieben?

Der Musikmeister Mozart.

Ah, Mozart, der die „Entführung" komponirte? —

Derselbe.

Der Klavierspieler ließ jetzt die ersten Takte eines Liedes hören.

Bravo, rief eine Dame, nur weiter! Das ist das

Maurerlied von Mozart: „Die ihr einem neuen Grade“ u. s. w.

Man horchte der mysteriösen Komposition des freimaurerischen Musikmeisters.

Wendelin Taub hatte sich indessen erholt und erfrischt und suchte nun wieder seine Angebetete auf.

Er fand sie mit einer Freundin im Gespräche und benützte die nächste Pause, sich in's Gespräch zu mengen.

Mamsell Justine, Sie haben für Ihre Gäste auf's Fürtrefflichste gesorgt, die Tafel füllt sich immer mit neuen Vorräthen, Spiel und Musik haben ihre Tugend, nur ich und noch einige Gleichgesinnte gleichen verlornen Posten, die nach einem anderen Vergnügen spähen, bisher aber es noch nicht gefunden haben. Ich meine das Vergnügen des Tanzes.

Sie wünschten also zu tanzen?

Ja, göttliche Racine, ich musizire nicht, ich singe nicht, ich rühre keine Karte an, aber ich tanze gern, ich liebe Vergnügen, wobei man Bewegung macht.

Zum Exempel die Hetze?

Oh, schon wieder ein zweischneidig Schwert in meine Brust, nur zu, Thrannin —

Ich bitte, das habe ich heute schon einmal gehört —

Wenn Sie mich zum dritten Male verwunden, werden Sie es zum dritten Male hören.

Die Kammerjungfer sah ihn mit einem schelmischen Blicke an und sagte: Sie sind ein Heuchler, wie ich noch keinen sah, Ihr Wunsch soll indessen berücksichtigt werden.

Er wird erst dann ganz erfüllt sein, wenn Sie mir gestatten, bei der ersten Menuette Ihr Tänzer zu sein.

Das Losungswort „Tanz“ ging nun durch die Gemächer; im Nu waren fast alle Spieltische verlassen, acht Paare bildeten sich, unter diesen der Blondin und die Herrin des Hauses.

Zwei Instrumente, eine Violine und das Klavier, schlugen bereitwillig die ersten Akkorde an, die Paare nah-

men ihre Plätze ein und begannen bereits in modest graziöser Weise die ersten Schritte des Tanzes, da entstand im Vorzimmer ein fürchterlicher Lärm, gleich darauf flog die Thüre auf und herein stürzte Sultan, der unter einem entsetzlichen Gebelle auf seinen Herrn losfuhr, dabei die Paare durchschritt, einem mit Tassen beladenen Diener durch die Beine fuhr, einen Herrn umwarf und einigen Damen die Kleider zerriß.

Allgemeine Verwirrung.

Der Bullenbeißer springt wie besessen im Kreise herum und zerreißt dabei noch einige Spitzenkleider.

Herren und Damen schreien, wollen fliehen und verwirren sich im Knäuel.

Einer fällt — Andere fallen über ihn her.

Sultan setzt unbarmherzig über Stehende und Gefallene.

Justine liegt in Ohnmacht.

Lärm, Schreien, Hülferufen.

Mitten durch den Spektakel vernimmt man Wendelin's verzweifelten Ruf: „Kusch, Sultan!“

Der Blondin, entsetzt, erstarrt, weiß sich nicht zu helfen.

Das Thier scheint über das freudige Zusammentreffen mit seinem Herrn toll geworden zu sein.

Einen Stock — kusch, Sultan — einen Stock! ruft Wendelin in höchster Wuth.

Aber es kommt kein Stock.

Da stürzt er fort in das nächste Gemach — Sultan ihm nach.

Der junge Mann rennt zu einem Stuhle, schwingt ihn hoch, um seinen früheren Liebling niederzuschmettern.

Dieser wittert die Gefahr, greift aus, macht ein Salto-mortale über den Kredenztisch, und schleudert im Fluge Flaschen und Gläser auf den Boden.

Neuer Lärm.

Sultan flieht, sucht auf der Flucht einen Ausweg, und geräth in den Alkoven.

Hier ist Justinen's Schlafstätte.

Wendelin mit hochgeschwungenem Stuhle ist hinter dem Hunde her.

In diesem Momente hat er Alles vergessen, er denkt nur an Sultan, er athmet nur Gift und Galle.

Die Angst hat auch den Hund außer sich gebracht

Ein Sprung, und er ist im Bette der Kammerjungfer.

Jetzt hab' ich Dich, Bestie! Kusch, Sultan! — brüllt Wendelin, und will mit dem Stuhle einen Streich nach ihm führen; aber, o Unglück, der Stuhl bleibt oben in einer von der Decke herabhängenden Ampel hängen, wirft das Glas mit dem Oel um, und der Blondin begießt sich und die Schlafstelle Justinen's mit Oel.

Sultan, diesen günstigen Moment erfassend, setzt über seinen Herrn hinweg, wirft in den anderen Gemächern wieder Einige um, die erst aufgestanden waren, und entflieht endlich durch die Thüre.

Wendelin, in seiner Verzweiflung, weiß nichts Besseres zu thun, als der Bestie nachzustürzen, wobei man noch von unten herauf den Ruf hört: „Kusch, Sultan — verdammte Bestie — kusch!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Mahnung von Oben.

Der Blondin ist auf der Straße angelangt.

Sultan vor ihm her.

Wendelin ruft, lockt — vergebens! Sultan ist kein Dummkopf, er läuft immer fünfzig Schritte vor seinem Herrn und parirt nicht.

So langten Beide auf dem Glacis an.

Der Blondin wird etwas ruhiger, seine Wuth legt sich, er ist wieder fähig zu denken.

Die heutige Unterhaltung ist verdorben, sagte er bei sich, der Köter hat eine heillose Verwirrung hervorgerufen. Justine wird mir zürnen, aber was kann ich dafür? Das verteufelte Thier war ja wie besessen, als ob ihm Jemand türkischen Pfeffer in die Nasenlöcher geschüttet — im Grunde genommen, ist auch das Vieh unschuldig, man hat es losgelassen, es rennt mir nach, freut sich des Wiedersehens, gibt mir Beweise seiner Treue und Anhänglichkeit, freilich auf eine sehr ungeschickte Weise, und ich — ich — zum Teufel hinein, wer soll da gelassen bleiben? Die Bestie hat um zweihundert Gulden Schaden angerichtet, das ist keine Kleinigkeit, sie hat eine Unterhaltung zerstört, einen Skandal gemacht und zwischen mir und der Kammerjungfer Unfrieden gestiftet; die Zigeunerfarbige ist im Stande, mich gar

nicht mehr zu empfangen, sie wird entsetzlich böse sein — ei was, ich werde sie schon besänftigen — wenn mir nur das Uebrige nicht geschehen wäre. Und wie ist das Thier zu Hause wieder losgekommen? Beim ersten Male fand ich das Küchenfenster offen, wenn da keine Bosheit im Spiele ist, will ich des Henkers werden. Wer könnte aber so abscheulich sein, und mir die Possen spielen? Sollte Lucretia? Nein, Lucretia ist es nicht, was kümmert sich Lucretia um meine Gänge, sie ist eine alte Person, und ist solcher Bosheit unfähig. Sollte der Nachbar? Möglich! Aber warum? Ich habe ihm ja nichts zu Leide gethan, wir kommen fast gar nie in Berührung mit einander. Ich bin neugierig, zu erfahren, wie Sultan zum zweiten Male losgekommen ist.

Unter solchen Betrachtungen setzte Wendelin seinen Weg fort, und gelangte auf die Wiedner Hauptstraße.

Sultan, je mehr er den Zorn seines Herrn sich legen sah, kam immer näher, und umsprang diesen auf der letzten Wegstrecke so lustig und ungenirt, als ob gar nichts vorgefallen wäre, weder in den Gemächern, noch in dem Alkoven der Mamsell Justine.

Der Blondin langte bei seinem Hausthore an.

Vor demselben hielt ein großer, dicker Herr.

Ah, Herr Wendelin Taub, sind Sie endlich da?

Ihr Diener, Herr Bacciochi — kusch, Sultan, verdammtes Vieh, hast heute noch nicht genug gehetzt?

Der Visitator von der Hauptmauth machte ein gewisses Zeichen, und sagte: Bruder Luna, ich habe mit Dir zu sprechen im Namen des Meisters.

Wendelin machte ein saueres Gesicht und trat in die Einfahrt.

Der Meister der Loge, lispelte hier der Mauthbeamte, ist mit Deiner Arbeit höchst unzufrieden.

Mit meiner Arbeit? — Kusch, Sultan! — Ich habe ja gar keine Arbeit gemacht.

Das eben ist es, Du besuchst keine Loge, zahlst keine

Beiträge, und fungirst doch als Bruder Luna in den Listen des Ordens. Der Meister läßt Dir durch mich seine große Mißbilligung zu erkennen geben, mit der feierlichen Drohung, über Dich die ernsteste Disziplinstrafe zu verhängen, wenn Du Dich im Interesse des Ordens nicht der Mission unterziehst, die er Dir anzuvertrauen gedenkt, und die Du durch mich erfahren wirst.

Eine Mission? Vielleicht gar außer Wien?

Nein, die Arbeit ist innerhalb den Linien.

Das läßt sich hören, denn zum Reisen wäre ich im jetzigen Momente schlecht aufgelegt. Worin besteht die Mission?

Du wirst eine Frau gewinnen müssen.

Eine Frau gewinnen? Was soll das heißen.

Sie für Dich einnehmen.

Wozu dieß?

Im Interesse des Ordens.

Also nicht in meinem Interesse?

Gedenke Deines Eides.

Ja, der Eid, ganz recht. Kusch, Sultan! Also im Interesse des Ordens? Es ist gewiß eine alte Hexe, die recht viel Geld besitzt?

Im Gegentheil, es ist eine junge, hübsche Frau, die kein Geld hat.

Alle Wetter, jung und hübsch, und die soll ich in mich verliebt machen? Das wird viel Geld kosten!

Gedenke Deines Eides.

Hol Dich der Kukuk mitsammt den Eid, dachte der Blondin, was wird Justine dazu sagen?

Und dann laut: Wo wohnt diese junge, schöne Frau?

In Deiner Nähe.

Wahrscheinlich im Osten, dachte der Blondin wieder, aber das ist gut, die Wieden und die Währingergasse liegen sehr weit von einander, wenn ich es klug anstelle, habe ich

die Kammerjungfer für mich, und die Frau im Interesse des Ordens.

Und dann laut: Ich bin's zufrieden, ich gehorche. Was im Bereiche meiner Reize liegt, soll angewendet werden; wenn die junge, schöne Frau kein Herz von Stein hat, so soll sie mich lieben, und wenn sie meinem Geschmacke entspricht, dann will ich sie auch lieben, aber nur im Interesse des Ordens, nicht weiter, als ein Rosenkreuzer lieben darf.

Ich eile, dem Meister Deinen Gehorsam zu melden. Erwarte mich morgen Früh um die siebente Stunde.

Sapperlot, das ist früh, da pfleg' ich noch zu schlafen.

Später kann ich nicht, denn da ruft mich meine amtliche Pflicht, ich komme Punkt sieben, und da sollst Du Alles erfahren. Gute Nacht, Bruder Luna.

Schlaf' wohl, Bruder Merkurius.

Bacciochi ging fort.

Wendelin sah ihm nach, und murmelte: Hol' Dich Dieser und Jener mit Deiner Rosenkreuzerei! Der Bengel ist für den Hokuspokus ganz fanatisirt, war auch ein toller Streich von mir, mich in den Orden aufnehmen zu lassen, aber ich roch den Braten noch zu rechter Zeit. Die Leutchen hätten gerne meine 30,000 Gulden in ihre Klauen bekommen, um Gold zu machen und Geister zu zitiren, am Ende hätte ich aber weder Gold noch Geist gehabt, ich that also klug, und zog mich zurück. Die Mission will ich indessen übernehmen, die Brüder im Orden haben zum Theile weltlichen Einfluß, und könnten mir manchen Stein in den Weg legen, über den ich stolpern müßte, in's Himmels Namen, ich erweise ihnen den Gefallen, überdieß soll das Weibchen jung und hübsch sein. Eine mehr oder weniger, daran liegt nichts, aber nur keine Blondine darf sie sein, in diesem Falle — meiner Treu, thue ich im Interesse des Ordens nichts, die Blondinen sind mir bis in die Seele zuwider, sie muß, wenn auch nicht schwarz, wenigstens braun sein.

Ach, Justine — herrliche Ju — komm, Sultan, jetzt wollen wir sehen, wer Dich losgelassen hat?

Herr und Hund eilten die Treppe hinauf.

Der Blondin bewohnte als Junggeselle zwei Gemächer im ersten Stocke.

Seine Wohnung lag in der Längenmitte, rechts und links befanden sich zwei andere Quartiere.

Kaum langte Wendelin auf dem Gange vor seiner Thüre an, so schrie er auch schon: Ha — schon wieder das Küchenfenster offen — wer erfrecht sich, dieses Fenster aufzumachen und meinen Hund herauszulassen? Donnerwetter! Waren Einbrecher da? Wie hat man das Fenster aufgemacht? Abscheulich, niederträchtig — guten Abend, Jungfer Lucretia, es ist unerhört — kusch, Sultan! —

Von seinem Lärm herbeigelockt, trat aus der linken Nachbarthüre eine spindeldürre Frauensperson, die wenigstens doppelt so alt wie Wendelin war. Sie stack in einem weißen Nachtleibchen, trug auf dem Kopfe eine Haube und in der Hand eine brennende Kerze.

Diese Dame hieß Lucretia.

Was haben Sie, Herr Taub, fragte die Dürre, hat man bei Ihnen eingebrochen?

Lumperei, Bosheit, man macht mein Fenster auf und ich weiß nicht wie? Man läßt meinen Hund heraus und ich weiß nicht warum? Kusch, Sultan; dummes Vieh, das ist ja Jungfer Lucretia, kennst Du sie noch nicht?

Wie kann man Ihr Fenster von außen aufmachen, wenn es von innen geschlossen ist?

Das ist auch meine Frage, und wer thut es? Ich frage Sie, Jungfer Lucretia, ist das nicht eine schändliche Bosheit.

Man könnte glauben —

Haben Sie nichts wahrgenommen?

Keinen Laut —

Ich hege keinen Verdacht, Gott behüte, aber es fällt auf.

Vielleicht weiß der Nachbar etwas?

Warten Sie gefälligst, Jungfer Lucretia, ich will ihn gleich heraus klingeln, wir wollen hören, was er dazu sagt? —

Der Blondin begab sich zur rechten Nachbarthüre und zog an der Glocke.

Bald darauf trat ein Herr heraus, gehüllt in einen Schlafrock von Peruvienne und bedeckt mit einer schwarzseidenen Schlafhaube, deren Spitze aufrecht stand.

Wir kennen den Herrn bereits, wir sahen ihn im Bierhause zum „goldenen Lämmel", an jenem Abende, da der Kanzellarius Kurz seine Amtsgeheimnisse ausplauderte, und ein unbekannter Gast, um seine Zeche zu berichtigen, einen kaiserlichen Dukaten zurückließ. Damals sprachen einige Gäste von diesem Herrn nicht sehr schmeichelhaft, behaupteten, er sei ein ehemaliger Kurator und nannten ihn Urban Keil.

Dieser Nachbar des Blondins trug ebenfalls eine brennende Kerze in der Hand.

Was gibt es für einen Lärm? fragte der Finstere mit seinen buschigen Brauen.

Herr Nachbar, begann Wendelin, wissen Sie nicht, wer sich erfrechte, mein Fenster zu öffnen und meinen Hund — kusch, Sultan, dummes Vieh, das ist ja der Lump, der Nachbar wollt' ich sagen, ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich rede, es wäre kein Wunder, wenn ich ein Narr würde. Wissen Sie also nichts, Herr Keil?

Was soll ich wissen?

W e r meinen Hund herausläßt, und w i e er ihn herausläßt?

Ich weiß nichts, lassen Sie mich in Ruhe.

Verehrter Nachbar, ich hege gar keinen speziellen Ver-

dacht, aber es fällt auf, sehr auf, kusch, Sultan, verteufeltes Vieh, was ich mit Dir für Scherererei habe!

Ihr Hund hat Sie ja früher immer begleitet.

Früher, ja! was aber früher war, ist jetzt nicht, die Zeiten ändern sich, die Menschen auch —

Aber die Hunde nicht, das Vieh meint, es müsse Sie noch immer begleiten.

Oh, ich werde schon hinter die Bosheit kommen, dann aber soll mein Rohr Arbeit bekommen. Wen ich dann erwische, dem schlage ich die Rippen entzwei, daß alle zusammen keine halbe Eva mehr geben sollen. Gute Nacht, komm, Sultan.

Der ehemalige Kurator sah die dürre Lucretia an, diese wieder ihn. Dann schieden sie.

Wendelin, abgemüdet und abgehetzt, begab sich zur Ruhe, um von der Zigeunerfarbigen zu träumen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Mission.

Oberhalb jenes Hauses, wo Wendelin Taub wohnte, befand sich eine unansehnliche Hütte, deren vorderen Theil wir betreten.

Dort wohnt Götz, der Diener und Laborant des Baron Liebenstein, mit seinem Weibe Sabine.

Der Baron hat eine Reise nach Ungarn angetreten, um Absatz für sein philosophisches Goldsalz zu suchen, das

Ehepaar blieb seiner Anordnung zu Folge zurück und bezog die billige Wohnung in der Vorstadt.

Götz, in die Geheimnisse seines Herrn eingeweiht, laborirt in der zweiten Stube, Sabine wirthschaftet in der ersten herum.

Da die Dunkelheit schon hereinbricht, so ruft das muntere, schwarzäugige Weibchen hinein: Götz, wirst Du nicht bald Feierabend machen?

Ich bin eben fertig.

Du arbeitest ja, als ob der Gewinn in Deinen Säckel fiele?

Ich arbeite doch für unseren Baron.

Wir und der Baron, das ist ein großer Unterschied.

Er bezahlt uns.

Aber wie? Wir dienen ihm und er gibt uns zu wenig um zu leben und zu viel um zu verhungern.

Du siehst gerade nicht sehr hungerig aus.

Würde aber auch nicht schaden, wenn wir uns unter soliden Leuten sehen lassen könnten. Von Vergnügungen ist gar keine Rede, wir leben in Wien, ohne etwas zu genießen.

Was soll man machen? Man muß zufrieden sein, wie es eben geht. Gib mir meinen Rock, Sabinchen, ich geh ein wenig in die Schenke, hüte indessen das Haus.

Der Laborant ging fort und seine Ehefrau blieb allein zurück.

Das schwarzäugige runde Weibchen saß mißmuthig am Fenster.

Unzufrieden mit der eingeschränkten Lage, in der sie zu leben angewiesen war, dachte Sabine an bessere Tage, die sie sich gerne verschafft hätte, ohne jedoch die Mittel dazu zu finden.

Ein Klopfen am Fenster weckte sie aus ihren Betrachtungen.

Außen stand ein junger hübscher Herr.

Sabine öffnete.

Um Vergebung, schöne Frau, ich muß mit Ihnen sprechen.

Was wünschen Sie?

Vor Allem, daß Sie mich nicht auf der Straße stehen lassen.

Die junge Frau wurde ein wenig verlegen, blickte den jungen Mann forschend an und sagte: Treten Sie ein!

Wendelin — denn er war es — beeilte sich, die Erlaubniß zu benützen.

Schöne Frau, begann er mit einer höflichen Verbeugung, ich weiß nicht, ob ich bereits so glücklich war, von Ihnen bemerkt zu werden. Ich ging gestern und heute mehr als zwei Dutzend Male hier vorüber und wissen Sie weßhalb? Ihretwegen.

Ich bedauere Ihre Mühe.

Oh, schöne Frau, bedauern Sie heute nicht, was Sie vielleicht morgen oder übermorgen bejubeln werden. Kusch — ah so — er ist nicht da! Sie sehen mich fragend an? Thut mir leid, ich kann Ihre Frage leider noch nicht ausführlich beantworten, versichere Sie jedoch, daß es sich um ein Glück handeln wird, um ein großes Glück.

Die Gattin des Laboranten wurde verwirrt, der blonde hübsche Herr sprach so ernst, so überzeugend, daß sie ihm fast glaubte.

Wie käme ich zu Glück? sagte sie. Was kümmert meine Wenigkeit Sie?

Viel, sehr viel, reizende Götzin, oder meinen Sie vielleicht, weil ich ein Oesterreicher bin und Sie eine Preußin? Oh, lassen Sie die Kabinette sich wechselseitig befehden, wir Zwei bleiben im tiefsten Frieden. Ihr König hat uns zwar Schlesien weggenommen und das war nicht schön von ihm, ich aber nehme Ihnen nichts, im Gegentheil, ich werde Ihnen etwas bringen, was Sie zeitlebens glücklich machen wird.

Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

Der Verstand, das Verstehen wollt' ich sagen, wird

hintendrein kommen, früher bitte ich um Ihr Vertrauen, um Ihre Liebe.

Sabine erröthete und schlug die Augen nieder.

Meiner Treu, dachte der Blondin, diese Brünette ist hübsch, zwar nicht so schön wie die Wurzel, aber doch — wenn man mir nur nicht wieder den Sultan herausläßt — ich habe Angst, daß das Vieh auf einmal beim Fenster herein spaziert kommt.

Mein Herr, antwortete die runde Braune, Sie sprechen von Liebe und wissen doch, daß ich eine verheiratete Frau bin.

Ich weiß es, seit zwei Tagen schon jammere ich darüber, was liegt aber daran? Sie sind verheiratet, ich bin ledig, Sie haben um eine Hälfte zu viel und ich um eine zu wenig; die Menschen sind da, um sich wechselseitig zu unterstützen.

Mein Herr, Sie sind ein lockerer Vogel —

Was liegt an dem Vogel, ob er locker oder fest, wenn er nur goldene Federn hat.

Sie führen häßliche Reden —

Verdammen Sie mich nicht, herrliche Götzin, denn Sie kennen mich noch nicht, obwohl ich ganz in der Nachbarschaft wohne. Ich heiße Wendelin Taub, logire im ersten Stock, einige Häuser gegen die Stadt, herwärts vom goldenen Schaf. Erkundigen Sie sich um mich und man wird Ihnen das Beste über meine Sitten sagen, in Preußen heißt man's Konduite; darum schenken Sie mir getrost Ihr Vertrauen, von der Liebe steh' ich einstweilen ab, denn die kommt dann von selbst.

Man pflegt Leuten nicht zu trauen, die mit der Thüre in's Haus fallen.

Das ist Geschmackssache; bei uns traut man Leuten nicht, die ohne Thüre in's Haus schleichen. Gerade und offen ist mein Wahlspruch.

In diesem Momente ertönt Hundegebell von der Straße herein.

Wendelin springt entsetzt auf.

Verdammte Bestie, ist sie schon wieder da! ruft er und eilt an's Fenster.

Was haben Sie, Herr Taub? fragte Sabine verwundert.

Kusch — ah so — er ist es nicht — es ist ein Anderer.

Der Blondin setzte sich wieder ruhig nieder und sagte: Sprechen wir weiter, wo sind wir geblieben; ganz recht, bei meinem Wahlspruch; also wie gesagt: „Wer nichts wagt, gewinnt nichts", das ist mein Wahlspruch!

Vorhin sagten Sie: „Gerade und offen", sei Ihr Wahlspruch.

Ah so, richtig, kusch, gerade und offen, der Hund hat mich fast verwirrt gemacht. Also, reizende Sabine —

Er faßte ihre Hand.

Was wollen Sie, Herr Taub?

Ich will Sie und Ihren Gatten glücklich machen.

Das läßt sich hören.

Sie müssen mir jedoch hülfreiche Hand leisten.

Darf man erfahren, worin?

Sie werden es erfahren — Sie zuerst und dann von Ihnen Ihr Gatte. Für heute genug, ich komme morgen wieder; machen Sie sich indessen mit dem Gedanken an Wohlleben und Reichthum vertraut.

Der Blondin verließ die Stube, unter Bücklingen und Händeküssen.

Die junge Laborantin dachte anbefohlener Maßen an Reichthum und nebenbei an den hübschen Herrn, sagte aber ihrem Gatten kein Wort, und sah dem zweiten Besuche mit Ungeduld entgegen.

Am andern Tage wartete Wendelin die Entfernung des Laboranten ab und kam wieder.

Der Empfang war schon ein etwas vertraulicherer,

denn die vierundzwanzigstündigen Betrachtungen hatten bei Sabine das ihrige gethan; der Wunsch nach Reichthum war noch mächtiger als früher.

Wendelin begann nun unter dem Schirme der Vertraulichkeit, den er über sich und seine neue Donna aufspannte, behutsam dem Ziele zuzuschreiten, welches ihm seine Ordens-Mission gesetzt hatte.

Sabine war eine kluge Frau und wußte bald in der Angelegenheit Bescheid.

Der Blondin machte ihr kein Hehl daraus, daß er nicht für seine Person spreche, sondern gewissermaßen als erster Vorposten einer ganzen Gesellschaft aufgestellt sei, um das Gefecht, das heißt die Unterhandlung zu engagiren.

Zum Ruhme des Blondins sei es gesagt, daß er nebst den Interessen des Ordens auch die seinigen auf's Gewissenhafteste vertrat, was in diesem Falle von großer Wichtigkeit war, denn seine Liebkosungen tändelten manche Bedenklichkeiten hinweg, was einem kalten Zureden nicht leicht gewesen wäre.

Noch eine Zusammenkunft, und der Rosenkreuzer hatte seinen Zweck erreicht.

Die Gattin des Laboranten versprach ihrem Anbeter, nun an's Werk zu schreiten und die mit ihr gepflogene Unterhandlung an gehöriger Stelle zu Ende zu führen.

Diese Stelle war — ihr Mann.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wer die Frauen gewinnt, hat die Männer auch.

Wenn wir nicht irren, war es Meister Goethe, der dieses oder etwas Aehnliches gesagt hat.

Wir wissen nicht, ob der Dichter des „Werther“ damals die Geschichte vom Laboranten Götz, seiner Ehefrau und Herrn Wendelin gehört und in Folge dessen obige Sentenz niedergeschrieben hat; wie gesagt, wir wissen dieß nicht, aber jedenfalls paßt sie für den Casus.

Sabine erwartete an jenem Abende die Rückkehr ihres Mannes mit Ungeduld.

Als er kam empfing sie ihn sehr zärtlich, und sagte: Schon zurück aus der Schenke?

Wie Du siehst.

Du hast nicht lange verweilt.

Kurze Haare sind bald geschoren.

Die Laborantin faßte die Gelegenheit am Schopfe und sagte: Wer trägt die Schuld daran, daß die Haare so kurz sind?

Ich doch nicht?

Wer sonst? Gerade Du.

Thörichtes Weib, mir wäre es gewiß angenehmer, mehr auszugeben, aber ich müßte auch mehr besitzen.

Oh, mein Freund, Du besitzest genug, Du weißt es nur nicht anzuwenden.

Götz lachte.

Wahrhaftig, wenn man Dich hört, sollte man meinen, ich hätte Schätze vergraben.

Wenn auch nicht Schätze, so doch Einen Schatz.

Meinst Du vielleicht Dich?

Gott sei Dank, ich bin noch nicht vergraben.

Welchen Schatz meinst Du also?

Dein Wissen!

Potz Velten, da ist wahrhaftig nicht so viel dahinter.

Genug, um uns auf lebenslang ordentlich zu versorgen.

Sabine, Du sprichst im Traume.

Wollte Gott, alle Leute sähen so hell wie ich.

Du sprichst in Räthseln.

Sieh' mal, Götz, Du laborirst Tag für Tag.

Ich erzeuge philosophisches Goldsalz.

Der Baron hat Dir das Geheimniß der Erzeugung anvertraut —

So ist es.

Ist dieses Geheimniß nicht ein Schatz? —

Der Baron verdient viel Geld damit, das Salz ist ein fürtreffliches Heilmittel.

Warum verdienst Du kein Geld damit?

Soll ich den Baron um einige Fläschchen bestehlen?

Das lohnte sich der Mühe! Es gibt andere Wege.

Götz sah seine Ehefrau erstaunt an.

Sabine fuhr fort: Kurz und gut, die Gelegenheit ist da, Tausende zu verdienen —

Tausende?

Man will Dir das Geheimniß abkaufen.

Der Laborant fuhr auf — er glaubte nicht recht gehört zu haben.

Was sagst Du, Sabine?

Die Dame wiederholte ihren Antrag.

An den Mienen des Gatten erkennend, daß ihre Worte mehr Verwunderung als sonst ein widerwärtiges Gefühl erregt hatten, begann Sabine nun ernstlich in ihn zu dringen, und stellte ihm den Handel in das vortheilhafteste Licht; wie Wendelin bei ihr, so suchte sie bei dem Gatten die wenigen Einwürfe durch Schmeicheleien hinweg zu wischen, und fand ein geneigtes Ohr.

Der Baron war abwesend, man hatte also freie Hand.

Götz erklärte sich bereit, das Geheimniß zu verkaufen, nur müsse der Preis dem Werthe des Arkanums entsprechen.

Wie viel gedenkst Du zu fordern?

Was meinst Du, Sabine, wie viel soll ich begehren?

Je mehr, desto besser.

Du mußt dem Herrn das Salz recht anpreisen, damit wir auch etwas davon haben. Ich meine, wir fordern zehntausend Gulden.

Gut, zehntausend Gulden, ein hübsches Sümmchen, es bleibt dabei.

Am anderen Tage kam der Rosenkreuzerische Vorposten, wie er sich nannte, und setzte seine Verhandlungen fort. Sabine theilte dem Blondin die frohe Kunde mit, daß ihr Gespons geneigt sei, das Geheimniß zu verkaufen.

Dem Himmel sei es gedankt, dachte Wendelin, jetzt wird meine Arbeit bald gethan sein; habe ich als Rosenkreuzer meine Mission erfüllt, dann will ich um meine Interessen besorgt sein.

Man kam auf den Preis zu sprechen.

Sabine befliß sich, das philosophische Goldsalz auf eine fast marktschreierische Weise anzurühmen, das war aber überflüssige Mühe, dem Blondin war es gleichgültig, ob

das Salz gut oder schlecht war, wenn er nur seine Mission erfüllte.

Die Ehefrau nannte endlich den Preis.

Zehntausend Gulden, sagte Wendelin, sind nicht zu viel.

Kaum hörte die reizende Götzin diese Aeußerung, so rief sie: Bitte, bitte, Sie haben mich nicht gut verstanden, ich habe fünfzehntausend gesagt.

So? Fünfzehntausend? Ist mir auch recht. Wenn die Gesellschaft es hergibt, ich habe nichts dagegen.

Im Stillen dachte er: Die Narren sollen zahlen, umsonst ist selbst der Teufel kein Spitzbube, ich wasche meine Hände in Unschuld.

Die Laborantin blieb bei den Fünfzehntausend, der Blondin schlang seinen Arm um sie und sagte: Sie sind eine Schelmin, reizende Frau; die dritten Fünftausend kommen wahrscheinlich in Ihren Privatsäckel.

Ich muß doch für meine Mühe auch einen Lohn haben.

Und was erhalte ich als den meinen? fragte der Vorposten.

Die junge Frau sah ihn schelmisch an und erwiederte: Lassen wir das, mein Lieber; es gibt Leute, die nichts zu erhalten brauchen, weil sie sich ohnedieß genug nehmen.

Der Rosenkreuzer eilte nun zu Herrn Bacciochi, dieser flog zum Reichshofraths-Agenten und meldete ihm den Erfolg der bisherigen Verhandlungen.

Die Summe kam dem Meister der Loge bedeutend überspannt vor. Der Visitator der Hauptmauth mußte mit dem Blondin noch einmal hinaus auf die Wieden, um die Forderungen des Laboranten herabzustimmen, Götz und seine Gesponsin verblieben jedoch hartnäckig bei ihrem Ausspruche; der dicke Zöllner war vor lauter Beredsamkeit in Schweiß gebadet, das Ehepaar ließ keinen Heller herabknausern.

Nun keuchte der Visitator wieder zum Meister.

Herr Matolay erwartete ihn schon.

Nun, lieber Bacciochi, was haben Sie ausgerichtet?

Wenig, eigentlich nichts. Die Hungerleider sind zu keinem Nachlasse zu bewegen.

Sie verbleiben also bei der Summe?

Fünfzehntausend Gulden.

Schrecklich!

Ach Gott, wenn ich das Geld besäße, ich gäbe es gleich her, zum Ruhme und zur Ehre des hohen Ordens, indessen, hochwürdiger Meister, habe ich über den Casus nachgedacht.

Lassen Sie hören.

Ich räsonnirte folgendermaßen: Fünfzehntausend Gulden sind eine hübsche Summe, es ist wahr, allein angenommen, der Götz hätte nur achttausend begehrt, wo nehmen wir das Geld her?

Wir müßten es ausborgen.

In diesem Falle bin ich der unfürgreiflichen Meinung, daß Derjenige, der uns achttausend Gulden borgt, auch fünfzehntausend hergeben würde. Beides dürfte sehr schwer sein, die Loge hat ohnedem ein Defizit; von Ausborgen kann also meines Dafürhaltens keine Rede sein.

Sie haben beinahe Recht, und doch müssen wir Alles aufbieten, um das Geheimniß des Arkanums für unseren Orden zu vindiciren. Das philosophische Goldsalz ist hier bereits sehr berühmt, und wir haben das Unserige gethan, es als eine Rosenkreuzerische Erfindung auszuposaunen, nun müssen wir Alles aufbieten, das Geheimniß zu erfahren, sonst sind wir blamirt, denken Sie, die Schande für den ganzen Orden. —

Ich weiß dieß Alles, hochwürdiger Meister, und bin darüber tief bekümmert, der Stein des Anstoßes bleibt immer das Geld.

Wir müssen es auftreiben.

Wo? Bei wem?

Es wird sich vielleicht jemand unter den Brüdern finden, der das Geheimniß auf seine Rechnung kauft. —

Wüßten Sie vielleicht Jemanden? Es ist ein profitables Geschäft, denn das Goldsalz wird stark gesucht und man kann mit demselben Wunderkuren verrichten.

Im Augenblicke weiß ich Niemanden anzugeben, vielleicht Bruder Luna. —

Sie meinen den jungen Taub?

Er besitzt 30,000 Gulden.

Schlagen Sie doch einmal auf den Busch, vielleicht läßt er sich herbei.

Der Visitator rannte nun zu dem Blondin.

Als Wendelin den dicken Mauthbeamten bei sich eintreten sah, brummte er: Teufel, hat die Mission noch kein Ende? Kusch, Sultan! —

Bacciochi begann langsam vorzurücken. —

Bruder Luna wußte nicht, wo hinaus Bruder Merkurius eigentlich zu steuern gedenke, er hörte ihm daher sehr geduldig zu und rief nur manchmal sein: „Kusch, Sultan" dazwischen; als aber der Visitator mit der Farbe deutlicher herausrückte, wechselte der Blondin die seinige, und sagte: Sie meinen also, ich solle die Fünfzehntausend zum Kaufe des Geheimnisses hergeben.

Gott bewahre, ich meine, Sie sollen das Geheimniß für sich kaufen.

Für mich? Was fange ich damit an?

Geschäfte.

Danke recht schön, ich mache keine Geschäfte; mit Salz am allerwenigsten.

Aber die Ehre des Ordens.

Gott erhalte sie, sie ist mir sehr theuer, und ich übernehme, wenn es sein muß, noch eine Mission zum Ruhme der Brüder, aber ohne Geld, das heißt, meine Arbeit für den Orden, mein Geld für mich. Kusch, Sultan.

Sie wollen also nicht?

Ich will, aber ohne Geld.

Oh, welch' ein Egoismus!

Ich könnte rufen: Oh, welch' ein Fanatismus!

Halten Sie so Ihren Eid?

Ich halte meinen Eid und mein Geld. Kusch, Sultan, verteufeltes Vieh, hier gibt es keine Abendunterhaltung.

Die Sendung war mißglückt, er rannte zu seinem Meister zurück.

Dieser hörte den Bericht an und sagte hierauf: Ich danke Ihnen im Namen des Ordens für den Eifer, es hat nichts auf sich, wenn Ihre Sendung auch mißglückt ist, ich habe bereits einen würdigeren Bruder, an den ich mich wenden werde, ich müßte mich sehr irren, wenn dieser nicht mit Freuden das Geheimniß an sich bringen sollte. Gehen Sie mit Gott.

Bacciochi verließ den Meister und flehte im Stillen zum Himmel, daß sich Jemand finden möge, der die Ehre und den Ruhm der Societas Rosae crucianorum retten würde.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Eine.

Die Gräfin Santa Croce — wir bleiben diesem Namen, welchen Madame Cagliostro anfänglich führte, treu — machte in einem elegant ausgeschmückten Boudoir ihre Toilette.

Wer jene bürgerliche Stube betrat, wo Lohberg jüngst von der Dame empfangen worden war, hätte nimmer vermuthet, daß aus derselben eine Thüre in ein paar innere Gemächer führte, die eben so prachtvoll waren, wie die Stube einfach.

Das Stubenmädchen war mit der reizenden Dame beschäftigt, während die Kammerjungfer mehr als Gesellschafterin fungirte, um gleichsam die Geschicklichkeit der Anderen zu überwachen.

Wie finden Sie den Kopfputz, Justine? fragte die Gräfin, während sie sich in einem echt venetianischen Spiegel besah und das allerliebste Köpfchen in sanften Windungen bald nach rechts, bald nach links wendete.

Er hat meinen vollsten Beifall, fände ich die leiseste Ursache zum Tadel, ich hätte ihn bereits ausgesprochen.

Ich vertraue Ihrem ausgezeichneten Geschmacke. Der Kopfputz bleibt also, wie er ist, jetzt schnell noch den Ueberwurf.

Das Stubenmädchen brachte eine nach griechischer Art

von blauem Atlas gefärbte Tunika mit ganz kurzen, aber weiten Aermeln, die eigentlich nur angebracht schienen, um die schönen Arme nicht zu verhüllen, sondern um verrätherisch zu zeigen, wie gering der Unterschied sei zwischen dem innerhalb des Aermels unterlegten weißen Seidenstoff und dem blendenden Inkarnat des Armes selbst.

Die Gräfin huschte in das reizende Gewand, befestigte es um die Taille mit einer silbernen Schärpe, wodurch sie ein orientalisches Aussehen gewann.

Das Stubenmädchen wurde entlassen. Justine war allein mit der Herrin.

Wissen Sie, Justine, warum ich mich heute so schmücke?

Gnädige Frau Gräfin erwarten Besuch?

Errathen, Herr Lohberg wird kommen.

Ich dachte an Jemand Anderen.

Ah, Sie Lose, Sie meinten den jungen Grafen Nowaczky?

Ich war so kühn, an ihn zu denken.

Madame Seraphine verzog ein wenig den Mund und erwiederte: Er scheint Ihrem Geschmacke mehr zuzusagen.

Es ziemt mir nicht, in dieser Angelegenheit meinen Geschmack zu berücksichtigen, mein Urtheil stützt sich blos auf Wahrnehmungen —

Von denen Sie dieses Mal irregeführt wurden. Ich will Ihnen den Schleier des Geheimnisses im Vertrauen lüften: Ich empfange den jungen Nowaczky, weil der Graf es wünscht, Kornelius empfange ich, weil mein Herz es begehrt.

Justine neigte sich demüthig zu der Gebieterin, und lispelte: Gnädige Frau, Ihr Geheimniß ist auch das meine, wünschen Sie in Bezug auf Herrn Lohberg irgend welchen Dienst, dann beehren Sie mich damit, ich kenne seinen Freund, und bin in der Lage, Alles zu erfahren und zu ordnen.

Ich danke Ihnen, ich glaube an Ihre Treue, und werde sie, sobald es Noth thut, in Anspruch nehmen.

Graf Nowaczky wurde gemeldet.

Seraphine verzog unwillig den Mund, wendete sich an die Kammerjungfer und sagte traurig: Sie haben es errathen, ich habe mich — obwohl gegen meinen Willen — für ihn, und nicht für Kornelius geschmückt, ich darf den Grafen nicht zurückweisen, so gerne ich auch möchte, lassen Sie ihn eintreten, und wenn Kornelius kommt, so führen Sie ihn indessen in den blauen Saal.

Die Gesellschafterin entfernte sich, gleich darauf trat der junge Graf Nowaczky ein.

Seraphine empfing ihn, trotz ihres geäußerten Widerwillens, auf's Freundlichste.

Der Kavalier verneigte sich ehrerbietig vor der Dame, doch stand die Gluth seiner Augen in schlechtem Einklange mit der Ehrfurcht.

Gnädige Frau, begann der Kavalier, ich komme heute ein halbes Stündchen früher als sonst, Sie zürnen mir wohl nicht darüber?

Sie werden gewiß Gründe dafür haben?

Sie verstehen es, in den Herzen zu lesen, so wie Ihr Herr Gemal in den Sternen, oder sonst wo, denn wer weiß es, aus welcher Sphäre er seine Profezeihungen holt?

Der Graf ist ein Magier, ihm genügt ein Glas reinen Wassers, um die wunderbarsten Dinge herauszulesen. Haben Sie sich mit ihm schon völlig ausgesöhnt?

Wie könnte ich dem Manne zürnen, dessen Gattin ich bewundere, verehre und anbete! —

Seraphine erwiederte, schelmisch drohend: Herr Graf, Sie bedienen sich gefährlicher Worte.

Gefährlich? darf ich fragen, warum?

Man muß Gefühle immer beim rechten Namen nennen, zwischen Anbeten und Gernesehen, ist ein Unterschied, wer mit gewissen Erklärungen verschwenderisch ist, dem glaubt man nicht leicht.

Was habe ich verbrochen, gnädige Komtesse, daß Sie

mich mit solchem Mißtrauen belasten? Ich freute mich auf diesen Besuch so herzlich, ich glaubte Ihnen eine Freude zu bringen. —

Mir? Eine Freude? Lassen Sie hören, Herr Graf.

Ich spazierte heute Vormittags auf dem Graben und blieb zufällig vor dem Laden des kaiserlichen Hofjuweliers Franz Mack stehen. Ein prachtvoller Schmuck zog meine Aufmerksamkeit auf sich, ich trat in das Gewölbe und erkundigte mich nach dem Preise. Der Schmuck ist bereits am kaiserlichen Hofe vorgelegt gewesen, jedoch als zu kostspielig zurückgesendet worden.

Es muß ein herrlicher Schmuck sein.

Oh, gewiß, Frau Gräfin, es ist ein Prachtstück, wie Sie sich gleich überzeugen können.

Er zog ein Etui aus der Tasche, öffnete es, und die Gräfin blickte in ein Strahlenmeer der seltensten und kostbarsten Edelsteine.

Ach, rief die reizende Dame entzückt, welche Schönheit, welche Pracht —

So, gnädige Frau, rief auch ich, und der Gedanke überkam mich, diesen Schmuck dahin zu bringen, wo er am würdigsten auf seinem Platze ist —

Wie, rief Seraphine verwundert, Sie kauften den Schatz?

Ich brachte ihn an mich und lege ihn zu Ihren Füßen nieder.

Oh, Herr Graf, welch' ein exzentrischer Einfall?

Werden Sie die Spende zurückweisen, welche ein Herz bietet?

Herr Graf, Sie beschämen mich.

Oh, gnädige Frau, Sie würden mich beschämen, wenn Sie mir die Wonne versagten, die mir das Bewußtsein verheißt, Ihnen eine angenehme Ueberraschung geschaffen zu haben.

Seraphine reichte dem jungen Kavalier die Hand zum

Kusse, und lispelte: Herr Graf, auch Sie verstehen es, in den Herzen zu lesen; ich fühle, daß es Noth thut, einen Talisman zu Hülfe zu rufen, um Ihnen die Ausübung Ihrer Künste zu erschweren, Sie würden sonst zu schnell einen Inhalt kennen lernen, der Sie aufmuntern möchte, Ihre Siege im Fluge zu benützen.

Der Graf faßte die kleine schneeige Hand der reizenden Dame, drückte seine glühenden Lippen auf dieselbe, und antwortete: Ach, Frau Gräfin, diese Siege wären die schönsten meines Lebens.

Die junge Frau lächelte und sagte: Ich weiß es, daß ich es mit einem Kavalier zu thun habe, dem das Terrain kein unbekanntes ist, und doch wage ich es, dem Eroberer Widerstand zu leisten, wenn ich auch im Voraus fürchten muß, daß er vielleicht ein vergeblicher sein wird.

Der Magier trat ein.

Als er den Grafen erblickte, wurde seine Miene eine freundlichere.

Seraphine ließ auf das Etui ein Spitzentuch fallen, wodurch es bedeckt wurde.

Die Herren wechselten einige gleichgültige Worte.

Ihre Equipage vor dem Hause ließ mich erkennen, daß Sie hier sind.

Ich kam, Herr Graf, um die Frau Gräfin zu einer Spazierfahrt einzuladen.

Wenn es Ihnen beliebt, Madame, ich habe nicht das Geringste dagegen, doch bitte ich, die Stadt zu meiden, ich liebe es nicht, daß meine Gemalin in der Residenz ein Aufsehen errege, das mit unseren bescheidenen Verhältnissen im Widerspruch stünde.

Der Ton, mit dem Cagliostro diese Worte sprach, ließ Seraphine erkennen, daß es sein Wunsch sei, dem jungen Kavalier seine Bitte zu gewähren. Sie sagte also zu — klingelte der Kammerjungfer, ließ ihre Toilette zur Ausfahrt vollenden, und verließ, von Nowaczky begleitet, das Gemach.

Kaum war hinter ihnen die Thüre geschlossen, so eilte der Magier zu dem Tischchen, wo das mit dem Tuche bedeckte Etui lag, zog es hervor, und besah staunend den Schmuck.

Ah, murmelte er freudig aufgeregt, das nenne ich ein gräflich Geschenk, solch' einen Anbeter lasse ich mir gefallen! Ich habe mich in dem jungen Menschen nicht getäuscht, er wird der Leidenschaft jedes Opfer bringen, jetzt ist es an Seraphine, den Sieg zu unserem Vortheile zu benützen.

Er schob das Etui in die Tasche und begab sich zurück in den linken Flügel des Landhauses, wo sich seine Gemächer befanden.

Die Gräfin Santa Croce hatte indessen die Chaise bestiegen, Nowaczky nahm selbst die Zügel zur Hand, und die feurigen Renner flogen unter seiner kundigen Leitung dahin.

Der Wagen bog um die Ecke der Gartenmauer, da fuhr die Gräfin betroffen zusammen.

Kornelius Lohberg kam daher, erblickte die Equipage und erblaßte.

Ein herber Schmerz zuckte durch seine Brust, er traute seinen Augen nicht, Seraphine war es wirklich. Seraphine in dem Wagen des Grafen Nowaczky!

Das leichte Gefährte war schon weit entfernt und Kornelius stand noch immer leblos wie eine Statue, er sah nichts mehr, aber er fühlte um so tiefer.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Andere.

Die Eifersucht senkte ihren brennenden Schmerz in Lohberg's Seele.

Er eilte fort, irrte in der Umgebung Währings herum, ohne nach der Stadt zurück zu kehren.

Seraphine hatte von ihm Schutz und Ergebenheit verlangt und nun — was sollte er von ihr denken? Wußte der Magier, daß seine Gattin mit dem jungen Grafen ausfuhr? Hatte Seraphine ihre Gunst plötzlich einem Anderen zugewendet?

Jetzt suchte er nach Gründen, um die Gräfin zu vertheidigen, im nächsten Momente verurtheilte er sie.

Ich will sie heute noch sprechen, dachte er, ich muß sie sprechen, und sie selbst hören. Ich will klar in das Verhältniß dieser Gatten schauen, ich muß wissen, was ich zu hoffen, zu erwarten habe.

Diesem Entschlusse gemäß, verweilte Kornelius im Freien, bis die Dunkelheit heranbrach, und er vermuthen konnte, die Gräfin sei bereits von der Spazierfahrt heimgekehrt.

Seraphine befand sich wieder in ihrem Gemache.

Eine Röthe des Unwillens lagerte auf ihrem Antlitze, als sie bei ihrer Heimkehr den Schmuck nicht mehr vorfand.

Das Stubenmädchen meldete ihr im Namen des Grafen, daß er das Etui in Verwahrung genommen habe.

Sinnenden Hauptes durchschritt sie ihre Gemächer. Ihr finsterer Blick zeigte, daß sie mit der Handlung des Gatten unzufrieden sei.

Die Dienerin meldete Herrn Lohberg.

Das Antlitz der Dame erheiterte sich.

Er ist mir willkommen! rief sie und befahl, ihn im blauen Zimmer einzuführen. Sie selbst eilte ebenfalls dahin, ihn dort zu empfangen.

So erfreut die Gräfin über Lohberg's Kommen war, so sehr erschreckte sie sein Eintritt.

Seraphine sah die finstere Stirn, und ihr baugte.

Kornelius, begann sie, seien Sie mir willkommen, ich freue mich herzlich, Sie zu empfangen.

Ihre Freude, gnädige Frau, rührt mich, antwortete Lohberg kalt und gemessen.

Seraphine unterbrach ihn: Sie sprechen dieses mit einer Jammermiene, die für mich wenig schmeichelhaft ist.

Mein Antlitz ist stets der Spiegel meines Innern, ich vermag nicht zu lächeln, wenn Schmerz im Busen haust.

Und warum Schmerz, mein Freund?

Sie fragen noch?

Sie sahen mich im Wagen des Grafen Nowaczky eine Spazierfahrt machen.

Soll ich etwa darüber froh und heiter sein? Haben Sie nicht selbst mich als den Mann erkoren, von dem Sie Ergebenheit verlangten und Schutz? Vor wem? Wäre es vielleicht nicht an der Zeit, Sie vor dem jungen Grafen zu schützen?

Kornelius, Sie spotten einer unglücklichen Frau, ist dieß eines Mannes würdig?

Die reizende Dame sprach diese Worte mit einem so ergreifenden wehmüthigen Tone, daß der junge Mann erzitterte.

Oh, gnädige Frau, rief er leidenschaftlich, ich flehe Sie an, lindern Sie die Pein meiner Seele, gießen Sie heilenden Balsam in meine Brust, sprechen Sie ein Wort der Beruhigung, ich könnte auf die Dauer hin, diese Qual nicht ertragen.

Die Dame ließ ihr Himmelsauge auf ihm ruhen und lispelte: Kornelius, ich habe Sie nicht vergeblich um Ihren Schutz gebeten, ich bedarf dessen. Ich möchte sprechen, aber hier kann ich nicht, — sie sah sich ängstlich um — diese Wände haben Ohren, jeder meiner Schritte, jedes meiner Worte wird belauscht. Ich muß seinem Willen gehorchen — ich werde zu Manchem gezwungen, wogegen mein Herz sich sträubt, auch meine Fahrt mit dem jungen Grafen war eine Frucht seines Willens. Oh, könnte ich ungescheut meinem Herzen folgen, Sie würden keine Ursache haben, mich mit Ihrem Mißtrauen zu verletzen.

Welch' ein neues Räthsel? klagte Kornelius, so ist denn Alles, was ich in diesem Hause sehe und erfahre, Räthsel. Der Graf behauptet, er liebe es, seiner Gattin einen freieren Spielraum zu gönnen, und Sie klagen, seinem Willen gehorchen zu müssen, seinem Willen, der Ihnen befiehlt, mit einem jungen Grafen auszufahren. —

Der mir aber auch gestattet, Sie zu empfangen. —

Lohberg wurde verlegen.

Ich fühle Ihre Zurechtweisung, gnädige Frau, sagte er, Sie mahnten mich zur rechten Zeit, daß ich nur kommen darf, weil der Graf es gestattet, und nicht, weil Sie es wünschen.

Soll dieß ein neuer Vorwurf sein, Kornelius? Habe ich noch nicht genug des Kummers, soll ich ihn auch noch von Jenem erfahren, von dessen Muth ich die Wendung meines Geschickes erwarte? Ich will es glauben, daß Ihnen Vieles räthselhaft ist, was Sie in diesem Hause sahen und erfuhren, daß Ihnen das Verhältniß zwischen dem Grafen und mir fremdartig ist, das ist aber noch kein Grund, mich

zu quälen, mir vorzuwerfen, was eine Folge meiner Lage ist. Oh, dürfte ich jetzt sprechen, Sie würden mir nicht zürnen, sondern mir Ihre Theilnahme, Ihr Mitleid schenken. Ich kann es aber nicht, jetzt nicht, hier nicht, ich werde sicher mit Ihnen anderswo zusammen treffen, dann sollen Sie Alles erfahren, dann will ich den Schleier lüften, die Räthsel lösen, die Ihnen jetzt so viele Unruhe verursachen.

Lohberg horchte diesen sehr leise und rasch gesprochenen Worten, dann faßte er die Hand der Gräfin.

Ich glaube Ihnen, gnädige Frau, sagte er mit inniger Empfindung, ich fühle, daß ich Unrecht that, die von ihrem Gatten abhängige Frau mit einem schmählichen Verdachte zu belasten, verzeihen Sie mir die Härte, ich bereue, was ich that. Ach, wenn Sie wüßten, was ich an diesem Nachmittag litt —

Glauben Sie, daß ich mich im Wagen des Grafen Nowaczky wohl befand? Ich dachte an Sie, an den Eindruck, den der Anblick auf Sie machen mußte, ich fürchtete schlimme Folgen.

Sie fürchteten? rief Lohberg, indem er seinen Arm der Taille der Gräfin näherte.

Seraphine schmiegte sich sanft an ihn und lispelte: Habe ich nicht auch Ursache, zu fürchten? — Halten Sie mich für unempfindlich, daß ich den Schatz in Ihrer Brust nicht erkennen und nicht schätzen sollte? Kornelius, greifen Sie an mein Herz und fühlen Sie, ob es in diesem Momente minder heftig pocht als das Ihre.

Der junge Mann preßte die reizende Frau an sich und sagte: Ja, ja, ich habe mich nicht getäuscht, Sie sind mir gut, Sie vergelten meine Liebe mit Ihrem Wohlwollen —

Kornelius, Sie wählen kalte Worte für ein glühendes Gefühl —

Sie lieben mich?

Ja, ich liebe Sie heiß und innig.

Seraphine lag in seinen Armen und er preßte glühende Küsse auf Lippen, Stirne und Wangen — sie duldete es nicht nur, sondern ihr flammender Blick schien ihn noch aufzumuntern.

Der Ton einer Glocke dringt herüber.

Die Gräfin fährt aus ihrem Liebestaumel erschrocken empor.

Was ist das? fragte Lohberg, der ebenfalls betroffen umherblickte.

Der Graf kommt — Kornelius — ich flehe Sie an, entfernen Sie sich.

So rasch? — Jetzt? —

Oh, ich bitte Sie, eilen Sie — wir sehen uns wieder — außer Hause — hier kann ich nicht mit Ihnen ungestört sprechen — ich sagte es Ihnen ja schon früher — entferne Dich, Geliebter — ich bitte Dich darum.

Der junge Mann, betäubt von der vertraulichen Anrede und dem glühenden Ausdrucke der Stimme, umarmte die Dame noch einmal und befand sich, ohne daß er es recht wußte, wie? außer Hause.

Gleich darauf trat der Magier bei der Gräfin ein.

Sein Blick ruhte forschend auf der Dame.

Wie es scheint, begann er, ist die Glocke zu rechter Zeit erklungen. Ich habe Ihnen bereits gesagt, Madame, daß es mir lieb ist, wenn Sie diesen jungen Menschen an sich ketten, je fester, desto lieber, doch bat ich Sie auch, nicht zu vergessen, daß jede Ihrer Verbindungen meinen Zwecken dienen muß. Lohberg macht in Ihrer Gunst zu reißende Fortschritte, ich wünsche, daß Sie Ihre Gluth mehr dem Grafen Nowaczky zuwenden. Warum ich es wünsche, das wird Ihnen sein heutiger Besuch beantwortet haben.

Allessandro, versetzte die Dame, ohne den Gatten anzublicken, Sie fangen an, sehr hart zu werden.

Hart, warum?

Sie quälen mich, vielleicht mehr aus Laune, als aus Nothwendigkeit.

Madame, Sie sprechen von Qualen? Ich will nicht hoffen, daß Sie verliebt sind.

Und wenn ich es wäre?

Seraphine!

Ich sage nicht, daß ich es bin, ich setze nur den Fall, daß ich es wäre!

Sie sind eine Närrin, Seraphine, eine Thörin. Wem die Freundschaft so reiche Zinsen trägt, der muß nicht so wahnsinnig sein, der Liebe Kapital und Zinsen zu opfern. Sie waren bisher so klug und werden, um einer hübschen Larve willen, keine tollen Streiche machen. Sollte es Ihnen aber dennoch gelüsten, dann werde ich dazwischen treten. Sie sind in meine Mysterien zu eingeweiht, ich muß Alles wagen, um Sie mir zu erhalten.

Alessandro, ich verspreche Ihnen Gehorsam wie bisher, ich will mich in Allem Ihrem Willen fügen; gestatten Sie mir nur in diesem Einen Falle, dem Zuge meines Herzens zu folgen.

Ich kann es nicht; die Liebe verleitet zu unüberlegten Schritten, je länger sie währt, desto mächtiger wird sie; ich kann einer verliebten Frau kein Vertrauen schenken, ich kann nicht. —

Sie sind grausam.

Ich bin vorsichtig.

Sie wollen verhindern, was aufzuhalten weder in Ihrer noch in meiner Macht liegt.

Das soll meine Sorge sein.

Alessandro, ist dieß Ihr unabänderlicher Entschluß?

Sie kennen mich.

Mögen Sie nie bereuen, was Sie thun.

Der Magier blickte die Gräfin finster an.

Ich hoffe, sagte er, daß Sie es noch nicht verlernt haben, meinen Zorn zu fürchten.

Er sprach diese Worte mit drohendem Tone, und verließ langsam das Gemach.

Seraphine sah ihm spöttisch lächelnd nach, und murmelte: „Geh' hin, elender Gaukler, magst Du den ganzen Welttheil in Staunen setzen und betrügen, ich kenne Dich! Bin ich Seiner Liebe nur versichert, so wage ich den Kampf mit Dir. Ich will Dir zeigen, was eine Frau vermag, wenn sie liebt!“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Musikmeister und seine Schülerin.

Ueber den Stefansplatz eilte eine junge Bürgersfrau.

Sie trägt ein einfaches Häubchen, unter welchem das lockige Haar sich hervordrängt, ein nettes Kleid von Zitz, darüber ein Tuch, das rund um den Hals und am Busen eine hübsch gefältelte Krause blicken läßt, in der Art, wie beiläufig einst die Herren ihre Jabots zu tragen pflegten.

Das Gesicht der Bürgerin ist apfelfrisch und oval, das Auge mit seinem treuen Blick wunderhübsch, der kleine Mund zeigt im Lippenschnitt den Schelm, dem sich das prächtige Näschen und ein Kinn anschließt, das anzusehen man nie müde wird.

Wir haben das Bild dieser reizenden Frau vor uns, es ist ein Ideal von Anmuth und Lieblichkeit; wenn Mißmuth oder böse Laune uns überkömmt, dürfen wir nur

dieses Antlitz betrachten, und Vergnügen kehrt in unser Herz zurück, Wonne erfüllt unsere Seele, wir fühlen die Macht der Schönheit, die unüberwindliche Gewalt, die jede Grazie auf empfängliche Naturen ausübt.

Die liebliche Frau geht die Rothenthurmstraße hinab, und tritt dort in ein Haus.

Wir sehen sie in der Wohnung der Witwe Zahlheim eintreten.

Frau Beate hat die Liebliche kaum erblickt, so ruft sie auch schon: Ach Gott, was seh' ich, Sie sind es, Madame Mozart, Sie kommen zu mir, Sie scheuen sich nicht, ein Haus der Schande zu betreten, eine Familie zu besuchen, deren Name —

Die junge Frau ließ die Matrone nicht weiter sprechen.

Frau von Zahlheim, erwiederte sie mit wohlklingender, treuherziger Stimme, seien Sie nicht ungehalten, daß ich Ihnen meinen Besuch aufdränge; — Sie sprechen von Scheu, warum sollte ich mich scheuen, zu Ihnen zu kommen? Etwa weil ein schweres Unglück Sie getroffen, woran Sie unschuldig sind? Sie wissen, ich und mein Mann sind schlichte Leute, ohne Vorurtheile, ohne Dünkel und Einbildung, von Scheu kann also bei uns keine Rede sein, sondern von Theilnahme, herzlicher Theilnahme.

Ah, meine liebe Madame, Sie sind eine herzensgute Frau, ich danke Ihnen.

Geh' Konstanze, sagte mein Mann zu mir, schau doch hinab zur Frau von Zahlheim, und erkundige Dich, was meine Schülerin, das Fräulein macht. — Aber Mandl, sagte ich zu ihm, Du wirst doch nicht begehren, daß Fräulein Regina in einer Seelenstimmung, wie ihre jetzige ist, Musik machen soll? — Schau, Stänzchen, sagte Wolfgang zu mir, das verstehst Du nicht. Die Musik ist nicht da, um blos Ohren zu kitzeln und die profane Welt zu belustigen, die Musik kann auch trösten, erheben, fromm machen, beseligen und beglücken. Darum meine ich, daß Fräulein

Regina gerade jetzt recht viel musiziren sollte, ich werde ihr Stücke vorlegen, daß ihr Herz von stiller Wehmuth überfließen, und der kalte, stechende Schmerz aus demselben verdrängt werden soll. — Geh', geh', sagte ich zu ihm, Du nimmst das Alles von der kapellmeisterischen Seite, wir gewöhnlichen Leute denken anders. Wenn man traurig ist, und Unglück hat, soll man keine Musik machen. — Mein Mann lachte und sagte: Ich merke schon, Du willst wieder Recht haben, gut, mein Schatz, Du hast Recht. Was Du sagst und der Kapuziner, das muß immer wahr sein, deßwegen kannst Du aber doch hinab gehen und nachschauen, was das Fräulein macht, es wär' jammerschade, wenn Regina das Klavierspielen aufgeben würde, sie hat schon sehr hübsche Fortschritte gemacht. — So hat mein Mandl gesagt, und ich bin da.

Es freut mich, Madame Mozart, ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und für die Mühe, die Sie sich gaben, auch dem Herrn Musikmeister, Ihrem Manne, bitte ich, meinen verbindlichsten Respekt zu melden, ich fürchte indessen, daß Regina nicht mehr Musik machen wird.

Nicht mehr? rief die reizende Konstanze erschreckt, warum denn nicht mehr? Wo ist das Fräulein?

Die Matrone deutete auf die geschlossene Thüre eines Nebenzimmers und sagte traurig: Da drinnen.

Sie ist doch nicht krank?

Sie weigert sich hartnäckig, diese Stube zu verlassen, es sei denn, daß sie in die Kirche geht, was nur Abends in der Dämmerung geschieht, sie will nicht mehr von den Menschen gesehen werden, und hat allen Verkehr mit der Welt abgebrochen.

Was Sie da sagen! Und Sie, Frau von Zahlheim, Sie, die Mutter, dulden, daß sich Ihr Kind zu Grunde richte?

Wir sind unglücklich; wenn Regina in dieser strengen Zurückgezogenheit Trost findet, mag sie sich ihr überlassen.

Frau Mozart schüttelte mißbilligend das liebliche

Köpfchen, dann sagte sie mit Empfindung: Erlauben Sie, daß ich bei dem Fräulein eintrete.

Beate machte eine Pantomime, als ob sie sagen wollte: Ich habe nichts dagegen, und die Gattin des Kapellmeisters öffnete die Thüre.

Maria und Josef, rief sie betroffen, Fräulein Regina, wie sehen Sie aus? Ach, mein Gott, Sie richten sich ja muthwillig zu Grunde!

Bei diesem Ausrufe eilte sie auf die todtbleiche Jungfrau zu und schloß sie in ihre Arme.

Regina, schwarz gekleidet, war in der That leichenblaß; wer den Kummer in Person zu sehen wünschte, durfte nur sie betrachten, dieses abgehärmte Antlitz, dieses tiefgeweinte Auge, man mußte Mitleid mit ihr empfinden.

Die Jungfrau duldete stumm die Liebkosungen der Musikmeisterin.

Fräulein, liebes gutes Fräulein, was fällt Ihnen ein, sich so zu martern?

Ich befinde mich wohl! versetzte die Leidende mit matter Stimme.

Oh, wer Ihnen das glaubt, müßte keine Augen und keine Ohren haben. Leute, die sich wohl befinden, sehen so nicht aus und sprechen auch nicht mit einem Tone, der so kummervoll klingt. Jetzt freut es mich doppelt, daß ich herabgekommen bin, denn nun will ich nicht nachgeben, bis Sie sich zu Anderem entschließen, die Einsamkeit ist nicht gut für Sie, die Abgeschlossenheit führt Sie in die Grube.

Ach, wär' ich schon todt!

Thörichter Wunsch! Ein reizendes junges Mädchen und will sterben — will die Mutter allein zurücklassen. —

Meine arme Mutter!

Jetzt ist sie noch nicht arm, denn sie hat noch ein braves gutes Kind, sie würde aber bejammernswerth werden, wenn auch Sie von hinnen gingen, und das müßte kommen, wenn Sie es so fort machten. Mich schickt mein

Mann, er ist besorgt, weil Sie sich in der letzten Woche nicht sehen ließen.

Ich war unhöflich, ich hätte mich entschuldigen sollen, aber meine jammervolle Lage ließ mich darauf vergessen. Ich bitte Sie, Madame Mozart, thun Sie es jetzt für mich.

Das werde ich weislich unterlassen, versetzte Konstanze; ich habe eine andere Idee, Sie werden die Gewogenheit haben, sich selbst zu entschuldigen.

Sie haben recht, ich will dem Meister schreiben. —

Warum nicht gar? Wozu so viele Mühe? Kommen Sie gleich selbst mit. —

Thut mir leid —

Keine Entschuldigung, ich lasse keine Entschuldigung gelten, Sie gehen mit mir, Sie müssen, oder meiner Treu, ich bin im Stande und entführe Sie, mir sind die Entführungen nicht mehr fremd, ich hab's von meinem Mann gelernt, als er mich aus dem „Auge Gottes" heimlich fortnahm zur Baronin Waldstätten, in der Leopoldstadt, wo wir in aller Eile und Stille kopulirt wurden. Es war ein lustiger Streich von meinem Mandl, aber wahrhaftig. keiner der dümmsten. Kommen Sie nur, ich werde Ihnen diese Geschichte ausführlich erzählen, oh, Sie sträuben sich vergebens, ich lasse nicht nach, wenn ich mir einmal etwas in den Kopf setze. So, liebes Fräulein, Tuch und Hütchen genommen, das Gesichtchen ein wenig erheitert, nun Frau von Zahlheim, was sagen Sie zu mir? Hab' ich es recht gemacht oder nicht? Reginchen begleitet mich, Sie muß sich bei meinem Manne entschuldigen, wir werden sie nicht lange aufhalten, seien Sie ganz unbesorgt, das Fräulein befindet sich in ehrlichen Händen.

So plaudernd führte die Musikmeisterin das Fräulein mit sich fort, nachdem sie sich der Matrone sehr respektvoll empfohlen.

Auf dem Wege setzte Konstanze ihre Plaudereien fort,

ohne das Fräulein zum Sprechen aufzufordern und brachte sie richtig in ihre Wohnung.

Einige neben einander liegende Zimmer bildeten dieselbe.

Die Einrichtung ist einfach, bürgerlich, der einzige Luxus, den man bemerkt, ist ein Billard.

In der mittleren Stube sehen wir ein Klavier, Stöße von Musikalien und eine kleine Büchersammlung. Ein Schreibtisch, unweit vom Fenster, ist mit Schreibmaterialien, Notenpapier u. s. w. überbürdet. In diesem Zimmer herrscht eine geniale Unordnung, hier ein Notenheft, dort ein Buch, die Stühle regellos umherstehend, der Teppich auf dem Fußboden voll Tintenspritzer, da eine Violine, dort ein Cello, hier eine Perrücke, und so noch Vieles kunterbunter durcheinander.

Doch halt, wer ist dieß?

In einem Armsessel mit hochmächtiger Lehne sitzt ein kleiner junger Mann, bei dreißig Jahre alt. Sein Antlitz zeigt angenehme Züge, das Auge ist groß, mehr matt als feurig, die Wimpern und Braunen sind wunderhübsch geformt; die Nase ein wenig groß, läßt uns fast den hübschen Mund übersehen, und das Kinn so fein gebaut, wie man es bei Männern selten findet.

Der junge Mann trägt eine Perrücke, doch ohne Zopf, eine weiße Halsbinde, Jabots, einen stahlgrünen Rock mit umgelegtem Kragen, Schuhe, Strümpfe und ein kurzes, schwarzes Beinkleid.

Bei unserem Eintritte lehnt er nachdenkend in dem Armstuhle, hat die Füße übereinander geschlagen, so daß man Gelegenheit hat, sein schön geformtes, kleines Bein zu bewundern. Die zierlichen Hände ruhen auf der Stuhllehne, wobei die Finger sich so bewegen, als ob sie sich eben auf den Tasten eines Klaviers herumtummelten.

In dem Gemache herrscht tiefe Ruhe, nur von Außen herein vernimmt man die laute Unterhaltung einer Wärterin mit einem Kinde, und das schrillende Gezwitscher eines

Kanarienvogels, der die üble Gewohnheit hat, jederzeit noch lauter zu singen, als gesprochen wird.

Der junge Mann hatte kaum eine Weile mit seinen Fingern auf der Lehne getrommelt, so beginnt er auch schon eine Melodie zu summen, was, ohne daß er es weiß, nach und nach in einen lauten Gesang übergeht.

Jetzt springt er auf, eilt zum Tisch, wirft sich in den Stuhl und beginnt zu schreiben. Die Feder fliegt über die fünfgliederigen Linien mit einer Hast, die anzeigt, daß die Hand noch lange nicht flüchtig genug ist, dem Gedankenstrome zu folgen, das etwas bleiche Antlitz beginnt sich zu röthen, das Muskelspiel an der hohen Stirne und an den Schläfen zeugt von der mächtigen Erregtheit des Geistes.

Jetzt hört man Außen mächtige Schritte, ein Mann tritt rasch ein, ein halbes Dutzend Jahre älter, als der frühere. Er eilt auf diesen zu und ruft: Caro Amico — gelungen — gewonnen — Alles gewonnen — schnell die Partitur zum Kopisten, der „Figaro“ ist erlaubt und wird gegeben.

Der junge Mann — es war der Musikmeister Mozart — macht bei dieser Nachricht einen Luftsprung, und ruft: Abbate — Hofpoet — Goldfisch — was sagt Ihr?

Alles in Ordnung, ruft Da Ponte weiter, ich war selbst beim Kaiser!

Beim Kaiser?

Ja, Amadeo, ich komme so eben aus der Burg. Majestät, sagte ich, das Theater leidet Mangel an Partituren, mein Freund Mozart hat den „Figaro“ fix und fertig.

Der Mozart, antwortete der Monarch, Sie wissen doch, daß er in der Instrumentalmusik ganz ausgezeichnet ist, aber in der Oper sahen Wir bisher nur Eine von ihm und die hat keinen besonderen Werth —

Mozart schob seine Perrücke nach rechts und links und links und rechts, und rief: Kaiserliche Kritik, strenge Kritik, aber er wird schon schreiben, der Mozart, doch weiter.

Majestät, sage ich, Nachsicht ist die Amme des Talents, hätte ich ohne die Nachsicht Euerer Majestät nur Ein Drama in Wien geschrieben?

Brav, wahr, sehr wahr.

So sagte auch der Monarch, und meinte weiter, ich habe aber diese „Hochzeit des Figaro“ der Gesellschaft des deutschen Theaters zu geben verboten. Das weiß ich, sagte ich, aber da ich, als Verfasser des Textes, ein Drama für Musik und nicht eine Komödie geschrieben habe, so habe ich gekürzt, geändert, weggelassen, so daß jetzt nichts mehr darin ist, was Sittlichkeit und Anstand verletzen könnte, die Musik ist von außerordentlicher Schönheit —

Oh, oh, Abbate, sagte Mozart, Ihr seid ein Windbeutel, Ihr bringt mich in Verlegenheiten, Hofpoet —

Laßt das nur gut sein.

Nun, was sagte der Kaiser?

Gut, wenn sich die Sache so verhält, so verlasse ich mich rücksichtlich der Musik auf Ihren guten Geschmack und auf Ihre Klugheit in Beziehung auf die Schicklichkeit des Textes, lassen Sie die Partitur gleich dem Kopisten geben.

So hätten wir es also durchgesetzt, die Partitur zum Kopisten, wo hab' ich sie nur, potz Mauserl, ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf sitzt, heh, Mandi, der Kanari da draußen macht einen Höllenlärm, dabei pfeift er immer falsch, daß Einem die Ohren gellen, ach, Abbate, Ihr glaubt es gar nicht, was ich in dieser unharmonischen Welt auszustehen habe!

Die letzteren Worte, obwohl launig gesprochen, verriethen doch in ihrem Grundtone eine so tiefe Wehmuth, daß der Hofpoet unwillkürlich davon ergriffen wurde.

Jetzt trat Konstanze mit Regina ein.

Kaum hatte Mozart seine Gattin erblickt, so stürzt er auf sie los, umarmt sie, herzt sie und ruft: Weißt was Neues, Stänzchen? Der „Figaro“ wird gegeben!

Ach, mit Deinem „Figaro“, da, empfange lieber das Fräulein, Deine Schülerin —

Fräulein Regina, treulose Dame, sagte der Musikmeister launig, ist dieß von Ihnen schicksam? Nicht mehr zu kommen, keinen Unterricht genommen, das Gelernte vergessen, den Meister zu verlassen, die Zeit zu verprassen, oh, Sie verdienen, daß man mit Ihnen schmolle und grolle, daß Ihnen zürne die faltige Stirne —

Aber Mandl, fangst schon wieder an? Ich bitt' Dich, hör' mit Deinen Narrheiten auf, das Fräulein ist nicht in der Laune, solche Kindereien anzuhören.

Und dennoch, rief der Meister noch muthwilliger, kann ich sie von Kindereien nicht dispensiren; sie wird sie anhören müssen, ob früher oder später, dafür ist sie eine Tochter des ersten Aepfelweibes, welches im Paradies auf den Naschmarkt gegangen.

Die reizende Frau wendete sich an Da Ponte und rief mit komischem Unmuth: Herr Abbé, ich bitte Sie, machen Sie meinen Mann doch vernünftig —

Mozart umfaßte seine Gattin um die Taille, drehte sie im Kreise herum und rief lachend: Ha, Du Böse, Xantippe die Zweite, ich soll vernünftig werden, erst dreißig Jahre alt und schon vernünftig werden? Tra la la — la la — halt, potz Mauserl, das darf ich nicht vergessen —

Er stürzt an seinen Schreibtisch und beginnt wieder hastig zu schreiben, als ob außer ihm keine Seele anwesend wäre.

Konstanze machte eine Pantomime, als ob sie hätte sagen wollen: „Da habt Ihr ihn, so macht er's immer!“

Die Stille im Gemache wurde neuerdings unterbrochen.

Ein kaiserlicher Lakai trat ein.

Der Meister fuhr auf.

Die Anderen — mit Ausnahme des Hofpoeten — waren betroffen.

Der kaiserliche Diener näherte sich dem Musikmeister, überreichte ihm ein Billet und entfernte sich wieder.

Das Billet enthielt an Mozart den kaiserlichen Befehl, sich allsogleich mit der Partitur des „Figaro“ in der Burg einzufinden.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Eine Gesellschaft.

Stänzchen, mein Staatskleid! Abbate, Ihr seid ein prächtiger Mann, jetzt wird's Ernst. Ach, der arme Salieri mit seinem Anhang, das wird wieder einen Neid geben und Intriguen, Kabalen — Abbé, unterhaltet mir das Fräulein, meine Schülerin, bis ich zurückkomme; wir bleiben heute beisammen; Stänzchen wird Sorge tragen, daß wir nicht verhungern; wer noch kommt, wird nicht fortgelassen, und wenn's der Belzebub selbst wäre, hast mich verstanden, Weiberl; da hast zwei Dukaten — meiner Treu, murmelte er bei sich, ich glaube gar, es sind die letzten, aber macht nichts — Kinder, ich bin bald zurück, wo ist die Partitur — so — jetzt ein Busserl — so, mein Kind, — Fräulein Regina, bitt' auch um Eins — was, Sie wollen mir die Hand küssen, warum nicht gar — einen Kuß in Ehren und so weiter — Stänzchen, nur nicht eifersüchtig —

Ach, bei Dir nützte es auch was —

Habt Ihr's gehört, Abbate, wart' Du schöne Melusine, bis ich nur zurückkomme, ich werde Dir Deine Stichelei schon vergelten. Tra la la — la la la la —

Und fort war er. —

Noch von der Treppe herauf hörte man sein Tra la la la. —

Da Ponte lachte.

Konstanze sagte zu ihm: Nun, Abbé, haben Sie ihn wieder einmal verrückt gemacht?

Da Ponte versetzte ernst: Bitten wir den Himmel, Madame, daß er uns diesen Verrückten noch eine lange Reihe von Jahren erhalten möge.

Die junge Frau faltete fromm die Hände und sagte: Gott weiß es, ich habe alle Nachsicht und alle mögliche Geduld mit ihm; er ist ein seelenguter Mensch, ein redliches treues Gemüth, wie man es nur bei einem unschuldigen Kinde treffen kann.

Ein junges Mädchen trat ein. Es war Jungfer Sofie, Konstanzen's Schwester, die zu Besuche erschien.

Gut, daß Du kommst, Sofiechen, wir haben heute Gesellschaft, vertritt hier meine Stelle, ich will einige Anordnungen treffen.

Regina und Sofie kannten sich ohnedem. Der Abbé durchmusterte wie immer die Bücher, die Mädchen unterhielten sich; der Herzlichkeit Sofien's gelang es, dem Fräulein Rede und Antwort abzugewinnen, so daß die Düsterkeit ihrer Stimmung, wenn auch nur in etwas verscheucht wurde.

Abermals erschien Besuch.

Es war ein kleiner Herr, mit einem Rohre in der Hand. Sein freundliches Antlitz hatte den Ausdruck von Güte und kindlicher Einfalt. Sein Auge leuchtete, sein spitzes Kinn, so wie die gebogene Nase machten ihn einem damals berühmten Philosophen ähnlich. Der Herr war un-

gefähr sechsundfünfzig Jahre alt, und trug eine Perrücke mit Zopf und ein dreispitziges Hütchen.

Kaum eingetreten, wurde er auch schon auf's Freundlichste empfangen.

Frau Mozart führte ihn in die Stube, indem sie sagte: Ah, Herr Haydn, schön von Ihnen, daß Sie uns besuchen —

Ich steck' immer in Ungarn bei meinem Fürsten, weil ich aber jetzt ein paar Tage hier weile, so mußte ich doch herauf kommen, und mich bei Ihrem Manne bedanken —

Wofür denn, Herr Haydn?

Für die sechs Quartette, die er bei Artaria herausgab und die er mir widmete.

Ich entsinne mich —

Entsinnen? Ich habe noch gar nicht darauf vergessen. Wem wird aber auch eine solche Komposition nicht im Gedächtnisse bleiben? Ein Schatz von Gedanken, wie sie nur ein Mozart erfinden kann, es sind Muster-Quartetten für ewige Zeiten. O, ich habe mich nicht getäuscht, als ich im vorigen Jahre bei meinem Hiersein zu dem alten Herrn, Ihrem Schwiegervater, die Worte sprach: Ich sage Ihnen vor Gott, und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Komponisten anerkenne, von dem ich nur immer gehört habe; er hat Geschmack und besitzt die gründlichste Kenntniß in der Kunst der Komposition!

Ihre Anerkennung, Herr Haydn, sagte jetzt der Abbé, ist für unseren Freund sehr schmeichelhaft, und doch war er Ihnen, wie er selbst sagte, die Widmung dieser Quartette schuldig, er behauptete, er habe erst von Ihnen gelernt, Quartetten zu machen.

Haydn lächelte gutmüthig und versetzte: Es ist möglich, daß er es von mir gelernt hat, aber es ist gewiß, daß er sie jetzt schon besser macht als ich. Uebrigens habe auch ich etwas von Mozart gelernt, und wenn ich einmal mit meinen Jahreszeiten fertig bin, dann wird der Kenner es

schon herausfinden; wer Blasinstrumente behandeln will, muß sich bei Mozart umschauen. Doch, wo ist er?

In diesem Momente beim Kaiser. Er hat jedoch angeordnet: der, welcher während seiner Abwesenheit zu Besuche kommt, solle seine Rückkunft erwarten, selbst wenn es Belzebub wäre.

Wenn es so ist, lächelte Haydn, dann lege ich ab und bleibe.

Der alte Meister unterhielt sich mit Da Ponte über die neue Oper Mozart's, die beiden Mädchen horchten der angenehmen Unterredung.

Bald darauf erschien wiederum ein Mann zu Besuch.

Eine derbe Figur aus der Vorstadt, einfach gekleidet, von biederem Aussehen.

Frau Mozart eilte stürmisch auf ihn zu, drückte ihm die Hand, und rief: Willkommen, seien Sie mir herzlich willkommen, Herr Rindum. Kommen Sie nur weiter, geniren Sie sich nicht, es sind nur Freunde meines Mannes da. Alles einfach und schlicht, wie bei Ihnen.

Diesen Mann den Anderen vorstellend, erzählte sie: Vor einiger Zeit war ich krank, ich hatte eine Lähmung am Fuße, und hatte nach Anordnung des Arztes, Bäder von gekochtem Magengekröse zu gebrauchen. Die Kur wäre meinem Manne auf einige hundert Gulden zu stehen gekommen. Dieser biedere Mann nahm mich in seinem Vorstadthause auf, bewirthete mich monatelang und gewährte mir Gelegenheit, bei ihm die Kur zu gebrauchen, denn er ist ein Fleckſieder von Gewerbe. Dieß Alles that er unentgeldlich, weil er, ohne früher meinen Mann persönlich gekannt zu haben, dennoch ein leidenschaftlicher Verehrer und Bewunderer seiner Kunst war. Herr Rindum gehört zu den Freunden unseres Hauses.

Meister Haydn reichte dem Fleckſieder seine Hand und sagte: Wer ein solcher Verehrer der Musik ist, und das Genie so zu wählen versteht, der ist auch mein Freund, er

verdient, daß ihm jeder Biedermann seine Hand zum Freundschaftsbunde reiche.

Herr Rindum, als man ihm sagte, wer der freundliche Herr sei, gerieth vor Freude außer sich.

Oh, mein Gott! rief er, wie komme ich dazu, von solchen Männern so behandelt zu werden, ich bin ja nur ein simpler Bürgersmann, was ich gethan, war ja nur eine Kleinigkeit, um dem Herrn Mozart auch eine Freude zu machen, weil er mir mit seiner Musik schon so viele vergnügte Stunden verschafft hat.

Jungfer Sofie zog den Fleckfieder zu sich heran und sagte: Meister Rindum, jetzt lassen Sie die Herren, halten Sie sich an mich und Fräulein Regina und machen Sie uns fein brav den Hof —

Meiner Treu, dieß Geschäft versteh' ich schlecht, es ist schon hübsch lang, daß ich's nicht praktizirt hab', meine Alte leidt's nicht, deßhalb bin ich ganz aus der Uebung gekommen. Aber heut', weil's da grad' so froh hergeht, will ich's wieder einmal probiren.

Der Bürger ließ sich bei den Mädchen nieder und unterhielt sie, so gut es anging.

Nach einer Weile hörte man außen die Stimme der Hausfrau, welche abermals rief: Oh, Herr Schikaneder, schön Willkomm, spazieren's nur hinein, d'rin finden Sie Gesellschaft —

Der Komödienspieler aus der Vorstadt trat ein — die Dame des Hauses nahm sich nicht die Mühe, ihn hinein zu begleiten, er gehörte zu denjenigen Freunden ihres Gatten, welchen sie nicht besonders gewogen war, und die es sich angelegen sein ließen, die Güte Mozart's so oft als möglich zu mißbrauchen *)

---

*) Wie richtig der Widerwille Konstanzen's war, beweist der päter eingetretene Fall mit der „Zauberflöte“. Schikaneder war als Direktor des Theaters im Freihause nicht ganz ohne eigenes Ver-

Je größer die Gesellschaft wurde, desto angenehmer ward auch die Unterhaltung; Schikaneder war ein lustiger Bruder, der sich bald an den Fleckſieder machte, und mit ihm seine Scherze trieb, so vergingen einige Stunden, bis Mozart von der Audienz zurückkehrte.

Der Kompositeur war ganz echauffirt, Alles umringte ihn.

Sein Antlitz war geröthet, Freude leuchtete ihm aus den Augen.

Papa Haydn, rief er, meinen Handkuß, Herr Rindum, schön' Gruß, Jungfer Schwägerin, grüß' Sie Gott, ah, Schikaneder, Sie auch da — oh, Kinder, das waren wieder zwei Stunden — die ich nicht für eine Million hergebe. Da Ponte, Hofpoet, Alles ist gut — ich bin da — aber ohne Partitur — sie liegt bei unserem Kaiser.

Bravo, Mozart, sagte Haydn lächelnd, so ist's recht, dort ist Ihre Partitur in den rechten Händen.

Ich mußte dem Kaiser mehrere Stücke aus der Oper vorspielen.

---

schulden herabgekommen. Er bat Mozart, ihn zu retten. Ich? Womit? Schreiben Sie eine Oper für mich, im Geschmacke des Wiener Publikums, ich will den Text besorgen u. s. w. Mozart übernahm es. Als Schikaneder ihn fragte, was er Honorar verlangen würde, antwortete Mozart: „Sie haben ja nichts! Wir wollen die Sache so machen, damit Ihnen geholfen und mir doch auch nicht aller Nutzen entzogen werde. Ich gebe Ihnen einzig und allein meine Partitur; geben Sie mir dafür was Sie wollen, aber unter der Bedingung, daß Sie mir dafür stehen, daß sie nicht abgeschrieben wird. Macht die Oper Aufsehen, so verkaufe ich sie an andere Direktionen, und das soll meine Bezahlung sein!" Schikaneder schlug ein, die „Zauberflöte" wird in kaum fünf Wochen fertig, macht Furore, und schon einige Wochen später führen mehrere auswärtige Theater die Oper auf, ohne daß ein Einziger die Partitur von Mozart erhalten hätte. Als man den Meister auf die Betrügerei Schikaneder's aufmerksam machte, war Alles, was er sagte: „Der Lump!" und damit war die Sache abgethan. — Auf ähnliche Weise wurde er auch von den damaligen Musikverlegern geprellt.

Und was sagte er?

Was er gesagt hat? Weiß ich es? Kann man in solchen Momenten auf Worte merken? Ich spielte wie ein Teufel. Die schönen, blauen Augen des Monarchen strahlten ihm vor Entzücken, er wendete keinen Blick von der Partitur, denn er versteht's besser, als mancher Andere, was bei dem Musikmachen nicht blos ein Divertissement, sondern die Hauptsache ist; auf einmal ruft er aus: „Oh, oh! Mozart, was haben Sie da wieder für einen Haufen voll Noten?“ Ich antworte: „Gerade so viel, Euere Majestät, als recht sind!“ und spiel' weiter. — Als ich fertig war, sagte der Kaiser: Brav, brav, mehr als brav, außerordentlich. Sie haben mich überrascht, so etwas habe ich nicht erwartet.

Jeder der Anwesenden suchte dem Meister seine Freude über den glücklichen Erfolg der Audienz zu erkennen zu geben, dieser rief: Schon gut, Kinder, ich glaube, daß es Euch freut, und vor Allem Dich, mein liebes gutes Weib, meine brave Konstanze, komm her, gib mir ein Busserl —

Aber Mann, schäm' Dich doch!

Vor wem soll ich mich schämen? Wir sind ja unter uns, außerdem hab' ich ja das Privilegium dazu, ich, Dein Herr und Gebieter, Dein Mann und Dein Hüter, mir liegt es ob, bei Tag und bei Nacht, bei dem Stänzchen zu halten die Wacht, ich muß sie streicheln, ich muß ihr schmeicheln, wann ich will, kann ich sie küssen, und wenn sie nicht brav ist, muß sie es büßen.

Er umhalste sie, trotz Sträuben und Wehren, und drückte einen Kuß auf die schwellenden Lippen.

Hierauf eilte er eben so lebhaft zu Haydn, nahm ihn an die rechte, und Herrn Rindum an seine linke Seite und rief: Oh, wie glücklich bin ich in Euerer Mitte, rechts die Kunst, links Milde und Biederkeit, so möcht' ich durch's ganze Leben wandern.

Er umfaßte bei diesen Worten mit gleicher Wärme den unsterblichen Kunstgenossen und den bürgerlichen Flecksieder,

und mit einer Lustigkeit, hinter welcher der tiefste Ernst hervorschimmerte: Ja, ja, nur fort, fort so durch's Leben, bis in den Tod.

Oho, rief Papa Haydn, wer wird an's Ende denken, wenn man gerade begonnen hat? Sie müssen noch große Freuden erleben, die Welt mit noch vielen, vielen Meisterstücken beglücken, dann in's Himmels Namen die müden Augen zugemacht und gestorben, todt ist man deßwegen doch nicht.

Ja, ja, Herr Mozart, sagte Herr Rindum, Sie müssen auch noch die Anerkennung Ihrer Verdienste erleben, Sie haben ja noch wenig Freude erlebt.

Der junge Meister fuhr auf und rief lebhaft: Was sagt Ihr? Ich hätte noch keine Freude erlebt? Oh, Kinder, Ihr täuscht Euch; es ist möglich, daß ich noch manche Freude erleben werde, aber eine größere, als jene war, die ich meine, kommt nicht mehr. Wir reden hier nicht von häuslichen Freuden, sonst müßte ich sagen, in den Armen meines Weibes bringt mir jeder Tag neue; wir sprechen vielmehr nur von Künstlerfreuden, und von diesen habe ich die höchste schon genossen. Ihr seht mich fragend an? Ihr meint vielleicht, ich halte es für eine hohe Freude, wenn ich im Konzert am Klavier sitze, und der Saal von Beifall erdröhnt? Oh, meine Freunde, dieses Bravoklatschen schmeckt mir ungefähr so, wie ein guter Braten, es ist ein fleischlicher Genuß, ohne auf den Geist zu wirken; man ißt, bekommt es satt, legt sich nieder, steht auf, ißt wieder, und so fort alle Tage, und wenn Einem dieser Braten zuwider wird, wählt man einen anderen; da gibt es nichts Hohes, nichts Erhebendes, wo sollte da eine besondere Freude stecken? Oder meint Ihr vielleicht, ich genieße die höchste Freude, wenn die profane Welt eine meiner Kompositionen bejubelt? Bei solchen Gelegenheiten denke ich mir: Ihr Modethoren jubelt mir lang gut, Ihr versteht mich doch nicht! Wer heute Herrn Salieri vergöttert, der kann morgen Mozart's Freund nicht

sein. Ihr jubelt nur, wenn ich Euere Ohren kitzle; wenn ich zu Euerem Verstande spreche, bleibt Ihr stumm, basta, fort mit Euch, man nimmt Eueren Beifall wie ein Glas Champagner hin, er braust, man leert das Glas, und aus ist's; wo soll da eine besondere Freude sein? Wie gesagt, Alles nichts, da hab' ich schon Höheres erlebt, das Höchste, so was kommt nicht wieder, solche Eindrücke bleiben so lang man lebt. Ich war ein zwölfjähriger Knabe, als ich mich mit meinem Vater und der Nannerl — das ist meine liebe Schwester — in Wien befand. Ich übergehe alle Kabalen, die man damals gegen mich schmiedete, um mir jeden Erfolg als Klavierspieler und Kompositeur zu rauben; ich war ein Kind, und verstand dieß Alles nicht, es sollte von mir eine Opera buffa zur Aufführung kommen, es wurde hintertrieben; da setzte mein Vater endlich doch Eines durch. Die Waisenhauskirche am Rennwege sollte eingeweiht werden. Der Vater steckte sich hinter Pater Parhamer, den Direktor des Waisenhauses, und ich komponirte auf Befehl der gottseligen Kaiserin eine solenne Messe, ein Offertorium und ein Trompetenkonzert dazu. Ich war damals zwölf Jahre alt. Der Tag der Einweihung war am 7. Dezember 1768. Die Kaiserin, die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian, die Erzherzoginnen Elisabeth und Maria Amalia waren anwesend. Der Kardinal Migazzi segnete die Kirche ein, und der Weihbischof Marxer, celebrirte das Hochamt. Eine ungeheuere Menschenmenge war herbeigeströmt; da saß ich am Dirigirpult, ein zwölfjähriges Kind, unter mir die ganze kaiserliche Kapelle, graue Männer, tüchtige Musiker — und der Waisenchor: mein Herz klopfte, in meinem Kopfe tanzten die Noten und Tempis, ich sah und hörte nichts, es summte mir in den Ohren wie fünfhundert Orgelbässe. Kinder, wie war mir da? War ich da ein Mensch wie andere Menschen sind? Ich weiß es nicht! Ich weiß jetzt noch nicht, wie es kam, daß Alles wie am Schnürchen ging; aber das weiß ich, daß ich selig war, trunken, überglücklich!

So etwas kommt nicht wieder! In ein unschuldiges Kinderherz, welches noch kein Leid kennt, solch' ein Uebermaß von Freude gießen, das ist das Höchste, was einem Manne von Erfahrung gar nie zu Theil werden kann. Das, Kinder, war die freudigste Stunde meines ganzen Künstlerlebens, und wenn es noch hundert Jahre währen sollte.

Mozart schwieg.

Leichenruhe herrschte in dem Gemache.

Plötzlich fuhr der Meister auf, es war, als wenn er aus einem Traume erwacht wäre.

Champagner her, rief er, sich mitten bei einem Feste glaubend, bringt Champagner, laßt die Pfropfe knallen, muntere Lieder hallen, macht es so, so, seid recht froh, froh, tra la la, la la. —

Während des Singens eilte er zum Klavier, rebellte auf den Tasten herum, und fand sich, aus seiner Begeisterung erwachend, mitten in dem Freundeskreise, dessen Seele er den Abend hindurch blieb, in diesem Momente durch seinen Humor den Ernst verscheuchend, den er im früheren heraufbeschwor.

Dreißigstes Kapitel.

Auf der Heimkehr.

Die Unterhaltung bei dem Musikmeister hatte auf Regina von Zahlheim einen wohlthätigen Eindruck hervorgebracht Das Leben in diesem schlichten Kreise zerstreute sie, der düstere Ausdruck ihres Antlitzes schwand.

Noch einige solche Abende und sie hätte sich den Armen, welche unsichtbar sie umspannten, entwunden, in diesem Kreise vergaß sie, wenn auch nur auf Augenblicke, die Wünsche ihrer Seele, die Sehnsucht nach der Gesellschaft der Geister.

Frau Mozart war nicht müssig, sie unterhielt die trauernde Jungfrau mit harmlosem Geplauder und erreichte ihren Zweck.

Regina war die erste, welche bei herangebrochener Dunkelheit die Gesellschaft verließ. Man war mit der Wirkung des heutigen Besuches zufrieden und hielt sie nicht weiter auf. Man hatte musizirt und gesungen, und Regina entzog sich nicht, damit begnügte man sich.

Frau Mozart hatte eine Sänfte bestellt, um das Fräulein wohlbehalten nach Hause bringen zu lassen.

Der Abschied war ein warmer und Fräulein von Zahlheim mußte versprechen, bald wieder zu kommen.

So trennte man sich.

Die Anderen blieben bei Mozart noch beisammen.

Regina saß nachdenkend in der Sänfte.

Die Einsamkeit gab ihren Ideen wieder die frühere Richtung.

Sie schalt sich selbst, daß sie, ihrem Entschlusse untreu, sich zum Besuche einer Gesellschaft bereden ließ.

Ich hätte nicht gehen sollen, sagte sie bei sich, ich darf mich des magischen Umganges durch den Besuch profaner Cirkel nicht unwürdig machen, ich tauge nicht mehr für die Lebenden, ich sollte nur noch mit Geistern verkehren. Aber wer führt sie zu mir, wer lehrt mich ihre Sprache reden, sie herabbeschwören? Er, der es vermöchte, meidet mich, er zürnt mir, warum? Weil ich ihm nicht unbegrenzten Gehorsam leisten will; oh, ich war thöricht, hätte ich die Pein geahnt, die mir diese unerfüllte Sehnsucht bereiten würde, ich hätte mich nie gesträubt, seinen Willen zu thun. Ich denke immer an ihn, ich wünsche ihn herbei und er kommt nicht. Oh, Alessandro! Warum bist Du so grausam? Warum strafst Du so hart ein armes Mädchen, welches nichts verbrach, als daß es Deine Macht fürchtet? Er sagte mir wohl, ich könne ihn bei der Gräfin Santa Croce in Währing finden, aber nein, dort suche ich ihn nicht auf, wer seinem Stolze fröhnt und mich so leiden läßt, der verdient es nicht, daß ich den ersten Schritt thue. Ach, welche Unruhe ist in meinem Busen heimisch geworden? Es ist Sehnsucht, das ist gewiß; ob nach den Todten oder Lebenden? Ich vermag es nicht zu entscheiden. Ich denke fast immer an Alessandro, ohne ihn vermag ich nicht mehr an Verstorbene denken, er steht immer vor mir, ich fühle die Macht seines Blickes, die Gewalt seiner Sprache.

Die Jungfrau forschte weiter nach den Geheimnissen ihres Herzens, aber sie kam zu keinem Schlusse, unerklärlich wie immer waren die Gefühle, die in demselben wogten.

Jetzt befand sich die Sänfte auf dem Stefansplatze.

Regina wurde darauf aufmerksam durch die Thurmuhr, welche die achte Abendstunde herabtönte.

Ein Gedanke durchflog ihre Seele.

An der Stefanskirche war es, wo die Mutter den unglücklichen Franz gesehen hatte.

Wie, dachte sie, wenn er vielleicht auch mir erschiene? Ich habe ihn ja auch geliebt, ich trauere ja auch um ihn. Vielleicht bin ich dieses Glückes würdig? Verzehrt mich doch schon ein wochenlanger Kummer, warum sollte mir nicht auch ein minutenlanges Glück zu Theil werden? Ja, ich will es versuchen.

Sie klopfte an das Fenster.

Die Träger hielten.

Laßt mich austreten, sagte sie, ich will dort an dem Altare, wo die Ampel brennt, ein Gebet verrichten, harret meiner hier, ich werde Euch die versäumte Zeit vergüten.

Die Jungfrau verließ die Sänfte, und schwankte gegen di e Kirche.

Je näher sie dem düsteren Gemäuer kam, desto lauter klopfte es in ihrem Herzen auf.

Ihr aufgeregtes Blut ließ sie gespenstische Bilder erblicken, die, je näher sie kam, immer mehr verschwanden.

Jetzt — jetzt war sie nur kaum noch zehn Schritte vom Altare entfernt.

Das zitternde Licht der Ampel beleuchtete die Stelle.

Regina vermochte sich kaum auf den Füßen zu erhalten, denn von der Seite her schritten die Umrisse einer Männergestalt, Umrisse, die mit jedem Schritte deutlicher hervortraten.

Je mehr dieß geschah, desto sicherer glaubte die Jungfrau die Gestalt zu erkennen — es war der unglückliche Franz — der geräderte Bruder!

Fieberfrost durchrieselte ihre Adern, sie bebte und hielt den stieren Blick auf ihn gerichtet, in ihrem Kopfe wirbelte es wie ein Eisgang im Strome.

Jetzt raffte sie ihren ganzen Muth und ihre ganze Kraft zusammen, und stürzte mit dem Rufe: „Mein Bruder!“ auf die Gestalt los.

Diese streckte die Hand von sich und machte eine abwehrende Bewegung.

Berühre mich nicht, sprach eine dumpfe Stimme, in welcher die aufgeregte Jungfrau jene ihres Bruders zu erkennen glaubte, wofern Du es thust, erscheine ich Dir niemals wieder.

Regina blieb wie eingewurzelt stehen.

Ich gehorche Dir, Franz, stotterte sie, nur verschwinde jetzt nicht, wo ich hier bin, Deine unglückliche Schwester.

Du glaubst Dich unglücklich, Regina? Du bist es nicht, Du wirst es niemals sein, wenn Du Deinem Herzen folgst.

Franz, Bruder, rede, ich flehe Dich an, sprich.

Dir steht großes Glück bevor, Schwester, nur mußt Du dem Geschicke nicht eigensinnig und nicht gewaltsam entgegenarbeiten.

Was soll ich thun? Rathe mir — stehe mir bei.

Ich kann Dir nicht beistehen, denn ich bin kein Wesen von Fleisch und Blut, ich bin nicht von dieser Welt. Ich kann nur beten für Dich und dieses auch erst dann, wenn ich die Strafe, die mir jenseits ward, überstanden habe. O, Regina, Du hast den Mann, der allein Dein Glück in Händen hat, von Dir verscheucht, Du hast den Wunderbaren, der mich Dir öfter hätte zuführen können, schwer beleidigt. Er hätte Dich eines Glückes theilhaftig werden lassen, wie sich dessen nur wenige Sterbliche erfreuen können, Du aber hast diesem Glücke den Rücken gekehrt. Reichthum, ewige Jugend, Wonnen des Paradieses wären Dir zu Theil geworden und Du hast Alles verscherzt.

Hülf mir, Bruder, jammerte Regina, rathe mir, was soll ich thun, ihn zu versöhnen.

Gewähre dem Erhabenen, was Du ihm verweigert, unbegrenzten Gehorsam, dann wird er wiederkehren.

Oh, ich will, ich will?

Nähere Dich ihm, wenn Du mich wiedersehen, wenn Du mit Geistern verkehren willst. Mehr darf ich Dir nicht sagen. Jetzt knie nieder und bete für meine arme Seele.

Die Jungfrau sank schluchzend an die Betstelle nieder. Sie faltete die Hände, wendete gegen oben den Blick, und mitten heraus aus der sturmbewegten Brust rang sich ein Gebet, getragen von phantastischen Bildern, umwogt von glühenden Gedanken, deren Gegenstand der Graf Cagliostro war.

Nach einer Weile. Sie erhebt sich erschöpft und ermattet.

Das Gespenst ist verschwunden.

Sie ist wieder allein.

In der Ferne hält noch die Sänfte.

Die Jungfrau schwankt hin und läßt sich nun vollends nach Hause tragen.

Was der Besuch bei Mozart an finsteren Gedanken verscheucht hat, ist in dreifacher Zahl zurückgekehrt.

Regina hat das erste Gespenst gesehen, jetzt ist sie dem Wundermanne verfallen.

Wir zittern für ihr Glück — für ihren Frieden — für ihr Seelenheil.

Möge Gott sich ihrer erbarmen!

Einunddreißigstes Kapitel.

Aurelie.

Auf dem Wege zwischen der Burg und dem Palais der ungarischen Garde treffen wir ein Mädchen.

Das Gesichtchen scheint uns bekannt; wahrhaftig, wir sahen es schon einmal; wenn wir nicht irren, war es bei der Zahlheim'schen Exekution auf dem hohen Markte, da stand dieses Mädchen bei der Denksäule, führte mit einer Marktfrau ein Gespräch, und wurde von dieser „Jungfer Betti" titulirt; in jenem Gespräche war auch vom Oberstlieutenant Szekely, als einem braven, alten Herrn die Rede, und von einem Fräulein, welches, wie die Jungfer Köchin sich ausdrückte, ein Engel sein sollte.

Dieses Mädchen eilte nun gegen das Palais, in welchem die ungarische Nobelgarde, folglich auch der Oberstlieutenant Szekely wohnte.

Bei ihrer Hinkunft wird Jungfer Betti von einer blonden Dame empfangen, deren schelmische Augen, so wie das muthwillig aufgebogene Näschen dem hübschen Gesichtchen

ein neckisches, munteres Gepräge verliehen; diese Dame ist Fräulein Aurelie, eine Nichte des Herrn von Szekely.

Endlich, liebe Betti, sagte das Fräulein, kehren Sie heim, Sie haben lange auf sich warten lassen.

Du lieber Gott, ich bin ohnedem ganz außer Athem, Sie müssen bedenken, liebes Fräulein, daß ich nur zwei Füße habe.

Haben Sie den Stoff noch bekommen?

Ja, da ist er. Der Ladendiener kennt mich, ich habe im verflossenen Fasching beim „Mondschein" auf der Wieden mit ihm getanzt, seitdem bin ich bei ihm gut angeschrieben. Wenn ich sage: „Musje Bernhard, legen Sie mir diesen Stoff bei Seite!" so bleibt der Stoff richtig liegen, und wenn ich ein Jahr lang nicht käme.

Welche Protektion! rief Aurelie, indem sie den Stoff untersuchte.

Jungfer Betti schlug ein Schnippchen und versetzte: Etwas mehr, schönes Fräulein, vielleicht steckt auch ein wenig Liebe dahinter.

Aha, deßwegen blieben Sie so lange aus.

Mein Gott, man kann doch nicht kommen und gehen.

Ganz natürlich. —

Man plaudert und erfährt Manches. —

Ah, wirklich? Und was haben Sie erfahren?

Hübsche Dinge, von einem gewissen jungen Herrn, den ich nicht erst zu nennen brauche.

Das Fräulein wurde verlegen und sagte zagend: Reden Sie ohne Umschweife. —

Ja, von dem sauberen Herrn Lohberg, es ist abscheulich, so etwas hätte ich hinter dem Aschermittwochsgesichte gar nicht gesucht. Ach Gott, was doch die Männer für Bösewichter sind.

Sie nehmen warmen Antheil an dem jungen Herrn.

Soll ich's nicht? Soll es mir etwa gleichgültig sein, wenn Einer mein liebes, gutes Fräulein betrügt?

Was fällt Ihnen bei? Herr Lohberg mag thun, was ihm beliebt, mich betrügt er nicht. Der junge Herr besuchte den Onkel oft, wir sahen uns einige Male, das ist Alles. Wir sind uns fremd. —

Es sind noch keine Erklärungen vorgefallen, das ist wahr, aber fremd sind Sie sich deßhalb nicht mehr, das weiß ich. Herr Lohberg hat Ihnen den Hof gemacht, und wenn er auch stumm blieb, so hätte man doch wetten mögen, daß Sie ihm nichts weniger als gleichgültig sind, und jetzt — jetzt macht er einer schönen Frau den Hof, ich bitte Sie, einer verheirateten Frau, als ob es gar kein Zehngebot mehr auf der Welt gebe. —

Und wer ist diese Frau?

Dem Gerede nach eine Gräfin, in der Wirklichkeit eine Hexe wenigstens, denn sie ist die Gattin des Grafen Cagliostro, und daß solche Zauberer gewöhnlich nur Hexen heiraten, ist eine natürliche Sache.

Sie muß wohl hübsch sein? meinte Aurelie traurig.

Am Tage, ja, aber wer weiß, wie sie in der Nacht aussieht, wenn sie auf dem Besen durch den Schlot fährt. Oh, die Marktfrau hatte neulich recht, als sie sagte: „Die junge Welt ist jetzt in Grund und Boden verdorben, nichtsnutz, leichtsinnig, ohne Treu und Glauben.“ Der Lungerer! Thut, als ob ihm, was weiß wie viel an Ihnen gelegen wäre und bleibt dann auf einmal aus, ohne daß man weiß, warum?

Ich denke nicht an ihn.

Betti machte eine Miene, aus welcher man die Worte herauslas: Das mach' Du einer Andern weiß und nicht mir! und sagte: Ich weiß es, Fräulein, Sie denken gar nicht an den Ungetreuen. —

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Herr Lohberg mir fremd ist. —

Ja so, richtig, darauf vergaß ich, ich habe manchmal ein schwaches Gedächtniß. —

Die Unterhaltung wurde durch den Eintritt des Herrn von Szekely unterbrochen.

Aurelie flog dem Greise entgegen und küßte ihn mit vieler Herzlichkeit.

Du thust ja, sagte er lächelnd, als hättest Du mich schon wochenlang nicht gesehen?

Sie stecken aber auch den ganzen Tag im Laboratorium.

Es ist meine Lieblingsbeschäftigung. Für heute ist's aber genug. Der Nachmittag ist vorgeschritten.

Ach, mein theurer Onkel, Sie glauben nicht, wie sehr es mich freut, Sie wieder ein wenig heiterer zu sehen, Sie waren in der letzten Zeit sehr niedergeschlagen. —

Der Greis fuhr sich mit der Hand über die Stirne, und entgegnete: Du hast recht — ich war sehr trübe gestimmt, hatte aber auch Ursache dazu. Der Tod des Garde-Rechnungsführers Lakner ging mir sehr zu Gemüthe. Reden wir nicht davon, es wird schon besser werden.

Der Oberstlieutenant sprach diese Worte zerstreut, ausweichend, und begab sich auf sein Gemach.

Aurelie ließ sich verstimmt am Fenster nieder.

Betti ging kopfschüttelnd aus dem Gemache.

Bald darauf klopfte es an die Thüre. Kornelius Lohberg trat ein.

Aurelie erschrack. Der Farbenwechsel auf ihrem Antlitze zeugte von ihrer inneren Bewegung.

Auch der junge Mann war verlegen.

Ist der Herr Oberstlieutenant zu sprechen? fragte er nach dem üblichen Gruße kleinlaut.

Das Fräulein verneigte sich, und wies stumm auf die Thüre, durch welche der Onkel sich eben entfernt hatte.

Kornelius zögerte, einzutreten. Sein Blick senkte sich schuldbewußt zu Boden.

Fräulein Aurelie, stotterte er, Sie zürnen mir.

Warum sollte ich Ihnen zürnen?

Mein Benehmen — mein Versäumniß —

Wozu die Anstrengung, Herr von Lohberg? Ihre Eitelkeit scheint Ihnen einen Schabernak gespielt zu haben. Sie redete Ihnen ein, man hätte Sie vermißt.

Der spitze Ton des Fräuleins verrieth gerade das, was sie in Abrede stellen wollte.

Ich habe, entgegnete der junge Mann, mich gegen die Schicklichkeit schwer versündigt. Es zeugt von wenig guter Sitte, ein Haus, wo man oft erschien, und jederzeit auf's Freundlichste aufgenommen wurde, plötzlich zu meiden —

Ihre Einsicht, Herr Lohberg, verdient Anerkennung —

Ich bekenne meine Schuld —

Viel Selbstverleugnung —

Ich ertrage Ihren Zorn, obwohl ich mein Benehmen entschuldigen könnte —

Es bedarf keiner Entschuldigung —

Fräulein Aurelie, Sie wollen mich also nicht anhören?

Was sollte ich hören? Die Wahrheit schwerlich —

Ich verspreche Ihnen reine Wahrheit.

Was kümmern mich Ihre Liebesabenteuer?

Sie thun mir Unrecht, Fräulein, als ich die Besuche in diesem Hause einstellte, da war von Abenteuern noch lange keine Rede, meinem Nichtkommen lag eine andere Ursache zu Grunde. Ich will aufrichtig sein, Fräulein, mögen Sie dann Gutes oder Böses von mir denken, hören Sie nur die Gründe, die ich zu meiner Entschuldigung anführe.

Die jungen Leute nahmen Platz, und Kornelius fuhr fort: Wie Sie wissen, lernte ich den Herrn Oberstlieutenant in der Loge kennen. Er lud mich ein, ihn zu besuchen, ich nahm die Einladung an. Ich sah Sie, Fräulein, Ihre Liebenswürdigkeit, Ihre Anmuth nahmen mich ein, ich kam öfter, ich kam oft. Ich fühlte in meinem Herzen das Erwachen einer Neigung, und ich — zitterte. Sie sehen mich geringschätzend an, verurtheilen Sie mich nicht, bevor Sie mich gehört. Weder Sie, noch Ihr Herr Onkel hatten bisher Gelegenheit, etwas von meiner Familie zu erfahren, ich schwieg darüber, weil ich Gründe habe, Verhältnisse nicht zu berühren, die den Schatten meines Lebens bilden. Je näher ich Sie kennen lernte, je genauer ich mit den strengen Grundsätzen bekannt wurde, welche in Ihrer Familie vorherrschend sind, desto größer wurde meine Furcht. Ich sah einerseits meine Neigung zu Ihnen wachsen, anderseits aber gewahrte ich die hohe Scheidewand, welche mich von Ihnen trennte, und die Ihnen noch heute unbekannt ist. Wär' ich leichtsinnig und gewissenlos, ich hätte das Auge geschlossen, hätte mich der Seligkeit, oft in Ihrer Nähe zu weilen, hingegeben, die süße Neigung wäre zur Leidenschaft angeschwollen, und ich hätte mein, und vielleicht auch Ihr Leben vergiftet. Fräulein Aurelie, ich bin ein Kind bürgerlicher Eltern, das wissen Sie und Ihr Herr Onkel, es schreckte ihn und Sie nicht ab, mich in Ihrem Hause zu empfangen, es scheint also, daß Sie darin kein Hinderniß sehen, falls unsere Herzen sich zusammengefunden hätten. So viel glaube ich bemerkt zu haben, und mein Schmerz, daß ich Sie dennoch meiden muß, ward um so herber. Fräulein Aurelie, um mich zu entschuldigen, bin ich bemüßiget, Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen. Sie werden es bewahren, aus Freundschaft für den Mann, den seine Geburt verdammt hat, Sie zu meiden. Erfahren Sie denn das traurige Geheimniß, welches wie ein Alp auf meiner Existenz lastet: Meine Eltern, ach, ich vermag es nicht auszusprechen, meine Mut-

ter — meine arme Mutter — sie starb, ohne je die Gattin meines Vaters gewesen zu sein.

Das Fräulein war bei dieser Mittheilung erschüttert und schlug den Blick zu Boden.

Kornelius fuhr fort: Sie sehen, mein Schicksal ist ein trauriges, ich verdanke mein Leben einer Schuld, einer untilgbaren Schuld, die sich zwischen mir und jedem ehrlichen Mädchen, ein unbesiegbar Hinderniß, aufthürmt und mich zu fliehen zwingt, was ich so gern umschlingen möchte. Dieß, mein Fräulein, ist die Ursache, warum ich Sie mied, lange mied, bevor ich jene Frau kennen lernte, die Sie zu dem Urtheile veranlaßte, als hätte Flatterhaftigkeit mich bewogen, Sie zu meiden und jene zu suchen.

Aurelie wußte nicht, was sie auf dieses traurige Geständniß erwiedern sollte. Seine Ehrlichkeit freute sie und kränkte sie zugleich. Sie verzieh ihm, daß er sie mied, aber sie zürnte ihm, daß er sich einer Anderen zuwendete.

Mein Herr, begann sie theilnehmend nach einigem Zögern, ich bedauere, Sie zu einem Geständnisse veranlaßt zu haben, welches Ihnen und mir nicht angenehm sein kann. Ich werde Ihr Geheimniß in meiner Brust verschließen und Ihre Offenherzigkeit nicht mißbrauchen. Da aber der Augenblick der Erklärungen gekommen ist, so gestatten Sie auch mir eine, die Ihnen ebenfalls zum Gegenbeweise meiner Offenherzigkeit dienen mag. Ihr Entschluß, mich zu meiden, war rücksichtsvoll, ob die Gefahr für Ihr Herz so groß war, wie Sie angeben, wage ich zu bezweifeln, der Ersatz war zu schnell und zu leicht gefunden.

Fräulein Aurelie, klagte Kornelius, Sie verdammen mich?

Ich habe kein Recht, Sie loszusprechen oder zu verurtheilen. Möge Ihnen Ihr eigenes Herz sagen, ob Ihr zweiter Schritt eben die Entschuldigung verdient, wie der erste.

Das Fräulein erhob sich.

Lohberg faßte ihre Hand, blickte ihr betrübt in das reine Auge und seufzte: Sie werden mir also nie vergeben?

Aurelie lächelte schmerzhaft und erwiederte: Man vergibt Sündern nie, die mit der Rechten Verzeihung erflehen, und mit der Linken die Sünde umschlingen. Lassen Sie mich, mein Herr, zwischen Ihnen und mir thürmen sich jetzt zwei Scheidewände, die Eine ist Ihre Geburt, die Andere ist die fremde Gräfin.

Nach diesen Worten eilte sie kalt von dannen.

Lohberg seufzte und trat in das Gemach, wo Herr von Szekely sich befand.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Herr von Szekely.

Der Oberstlieutenant empfing den jungen Mann in seiner gewohnten, leutseligen Weise.

Welch' ein Wind führt Sie hieher? Sie haben sich seit einigen Wochen sehr rar gemacht.

Ich komme im Auftrage des Herrn Matolay.

Also in Ordensangelegenheiten? Ich bin bereit.

Der Meister wünscht noch heute mit Ihnen wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit eine Zusammenkunft. Er läßt also ersuchen, ihm durch mich bekannt zu geben, wo er Sie, Herr Oberstlieutenant, sprechen kann.

Herr von Szekely besann sich und erwiederte: Noch heute? Das kommt ungelegen. Ich erwarte mehrere Herren zum Besuche, mit denen ich dann das Haus verlasse. Wir haben einen Gang von Wichtigkeit vor, den ich nicht vertagen kann, und bei dem ich auch nicht zu bestimmen vermag, wann ich heimkehre. Es dürfte sehr spät werden! Was ist da zu thun?

Der Meister wünscht, wie gesagt, dringend mit Ihnen zu sprechen.

Ist Herr Matolay in diesem Augenblick zu Hause?

Er erwartet den Erfolg meiner Sendung.

Dann gibt es nur einen Weg, ihm zu willfahren. Eilen Sie gefälligst zu ihm, sagen Sie ihm, was ich Ihnen mittheilte, und laden Sie ihn zugleich in meinem Namen ein, unsere Gesellschaft auf dem erwähnten Gange zu vergrößern. Er wird ihn jedenfalls auch interessiren, kehren wir dann zurück, so kann er ungestört in meiner Wohnung mit mir sprechen.

Lohberg eilte mit dem Auftrage fort und Herr von Szekely war wieder allein.

Benützen wir die Gelegenheit, den Greis ein wenig genauer in's Auge zu fassen.

Wir sehen eine ehrwürdige Gestalt mit grauem Haupthaare und Schnurbarte. Sein Blick ist etwas unstät, seine Stirne faltig; Beides zeugt von einer Unruhe, deren Ursache wir nicht näher enträthseln können; seine Miene zwingt sich jetzt zur Freundlichkeit, sonst war sie ihr natürlich.

Herr von Szekely durchmißt mit langen Schritten das Gemach; er hat die Arme in einander geschränkt, und blickt finster zu Boden. Manchmal hält er in seinem Gange inne, schüttelt, als begreife er das, was er denkt, selbst nicht, den greisen Kopf, und beginnt dann die Wanderung wieder.

Also dahin, beginnt er ein Selbstgespräch, hat mich meine Nachsicht, mein Vertrauen geführt? Ich habe dem Rechnungsführer das unbedingteste Vertrauen geschenkt, ich vermuthete die pünktlichste Ordnung, und nun — da er todt ist, entdecke ich einen Abgang in der Kasse, der mich schaudern macht. Warum beachtete ich nicht die Garden, welche mich vor Lakner's Niederträchtigkeit warnten? Warum beachtete ich nicht den mehr als glänzenden Aufwand, welchen dieser Lakner machte, und den er nimmer von seinem Vermögen hätte bestreiten können? Ich vertraute ihm die Kasseschlüssel für immer an, und er mißbrauchte sie auf die schändlichste Weise. Das große Vertrauen, welches die selige

Monarchin in mich setzte, und das so weit ging, mir die Garde-Kasse ohne Gegensperre zu übergeben, kam auch ihm zu Gute, er bestahl die Kasse, starb, und nun bin ich da, um für sein Verbrechen Rede zu stehen. Ich möchte den Abgang ersetzen, aber woher die ungeheuere Summe nehmen? Ich besitze kein Vermögen, selbst jenes meiner Familie reicht lange nicht hin, die Lücke auszufüllen. Soll ich von Anderen borgen? Es wird auffallen, daß ich so große Summen kontrahire; was kann ich also thun, um mich vom Abgrunde an dem ich stehe, zu retten? Sollte die verhängnißvolle Prophezeihung Cagliostro's sich bewahrheiten? Fort mit dem schrecklichen Gedanken; ein halbes Jahrhundert habe ich mit Ehren gedient, und nun — nein, nein, so was kann Gott nicht wollen, es wäre schrecklich für einen Andern zu büßen; wegen einer bloßen Nachläßigkeit ehrlos zu sterben! Eines erhält mich noch aufrecht, ich habe Zeit, auf Mittel zu sinnen, wie den Abgang zu ersetzen. Keine Seele ahnt bis jetzt das Defizit, der Fürst Garde-Kapitän fordert nie Rechnung von mir, und denkt an keine Kasse-Revision; von der ungarisch-siebenbürgischen Hofkanzlei habe ich noch weniger zu besorgen, die Buchhalterei besteht dort nur dem Namen nach; ich habe also Zeit, an den Ersatz zu denken; wenn ich nur Mittel finde, eine so große Summe auf irgend einem Wege zu erhalten, und sie muß gefunden werden, denn in Geldsachen ist der Kaiser ohne Nachsicht; seine gewissenhafte Sparsamkeit straft jeden Unterschleif auf's Strengste; gelänge der Fall zu seiner Kenntniß, er wäre unerbittlich, und die ganze Schuld fiele auf mich; denn womit vermöchte ich zu beweisen, daß Lakner die Summe veruntreut hat? Ich kann nur auf mein tadelloses Vorleben hinweisen, Beweise, wie der Richter sie fordert, habe ich nicht in Händen.

Die Lage des greisen Soldaten war eben so peinlich, als gefahrvoll, er war rathlos — die Vorsicht zwang ihn, das Geheimniß zu bewahren und sich Niemanden anzuver-

trauen, er war also auf sich allein beschränkt, was sollte er beginnen?

Die Frage war noch lange nicht beantwortet, als mehrere Herren eintraten.

Es war die Gesellschaft, welche er erwartete.

Haben Sie die Masken besorgt? Herr Oberstlieutenant.

Es ist Alles in Ordnung.

Die Privatwagen müssen nach Hause und wir fahren in Fiakern hinaus.

Es muß Alles vermieden werden, was uns verrathen könnte.

Das tiefste Inkognito wird beobachtet.

Er darf nicht ahnen, wer die Herren sind, die ihn besuchen.

Ah, Herr von Matolay!

Sie kommen zu rechter Zeit, Herr von Matolay, Sie begleiten uns doch, hier ist auch eine Maske für Sie.

Wie? Eine Maske? Was gibt es denn?

Wir fahren nach Währing.

Nach Währing?

Wir wollen bei Herrn Cagliostro eine Inkognito-Aufwartung machen, und seiner Zauberkunst eine harte Nuß zu knacken geben.

Vortrefflich, ich bin dabei, nicht etwa, als ob ich in die Macht des Wundermannes den geringsten Zweifel setzte, ich gehe mit, um Zeuge seines Triumphes zu sein.

Der Herr Reichshofraths-Agent sind ein warmer Vertheidiger des Abenteurers.

Abenteurer? Es kostet wenig Mühe, Jemanden zu verdächtigen, aber seine Thaten nur zu erklären, viel weniger nachzumachen, dürfte schwer fallen.

Ihre Worte duften nach Rosenkreuzerei.

Spotten Sie nur, Herr Doktor, die Zeit ist nicht mehr ferne, wo aus der Mitte der vielgeschmähten Rosenkreuzer ein Arkanum hervorgehen wird, welches die ganze Medizin

entbehrlich macht, so daß man am Ende einen Doktor höchstens zu chirurgischen Operationen benöthigen wird.

Hahaha, das ist köstlich.

Ich bitte, meine Herren, beeilen wir uns, die Dunkelheit ist herangebrochen, die Lohnwagen warten.

Also schnell — die Masken vor's Antlitz, kein Wort mehr gesprochen, Herr Cagliostro soll jetzt zeigen, was er kann.

Sämmtliche Herren, sieben an der Zahl, in schwarzseidene Domino's gehüllt, die Köpfe mit befiederten Barets bedeckt, die Gesichter hinter Masken verborgen, eilten hinab, und bestiegen zwei geräumige Lohnwagen.

Nach Währing, zum Wunderdoktor! lautete der Befehl.

Die Kutschen rasselten davon.

Kein Diener — keine Livree — kein Wappen an den Wagen zeugte von dem Stande der Gesellschaft.

Man hatte dem Wundermanne eine gefährliche Falle gelegt.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Eine Inkognito-Aufwartung.

Die beiden Kutschen halten vor dem Landhause.

Die Dunkelheit ist bereits hereingebrochen.

Zwei elegant gekleidete Diener, mit Fackeln in den Händen, springen herbei, und öffnen ehrerbietig die Kutschenschläge.

Die sieben Masken verlassen den Wagen, an ihren Bewegungen sieht man die Verwunderung über diesen Empfang.

In der Vorhalle angelangt, erscheint ein dritter Diener, welcher die Herren — bevor sie noch ein Wort gesprochen — ersucht, ihm zu folgen.

Er leitet sie links in eine Halle, und bittet sie, indessen Platz zu nehmen.

Die Masken mustern erstaunt den Ort.

Die Halle ist ein längliches Viereck, der Boden mit kostbaren Teppichen belegt, die Wände mit dunklen Tapeten behangen, die Fenster hermetisch geschlossen und durch Vorhänge verwahrt.

In der Mitte der Halle steht ein runder Tisch, mit

einem grünen Tuche belegt. An demselben befinden sich ein Armsessel und sieben Stühle — gerade so viel, als Masken anwesend waren.

Ueber dem Tische, von der Decke herab, hängt eine Ampel, deren Licht die ganze Halle in einen magischen Schein hüllt. Sonst sah man keine Einrichtung.

Die Masken nahmen auf den Stühlen Platz. Einige von ihnen wollten sich leise mit einander unterhalten, allein sie wurden von den Anderen zum Schweigen ermahnt.

Jetzt trat der Magier ein.

Er war elegant gekleidet, so wie ein Mann von Stande, der vornehme Gesellschaft empfängt.

Beinkleid und Rock von schwarzem Sammt, die Weste von Atlas und mit Gold gestickt, Binde, Manschetten und Jabots lilienweiß, die Strümpfe von Seide, der Galanteriedegen von Stahl, die Perrücke sorgfältig gekräuselt und gepudert.

Ich grüße Sie, meine Herren, begann er, indem er sich vor der Gesellschaft höflich verneigte, ich rechne es mir zur außerordentlichen Ehre, Sie in meiner schlichten Wohnung zu empfangen. Womit kann ich Ihnen dienen? Was wünschen, was begehren Sie von mir?

Eine der Masken zog ein Papier hervor und überreichte es Cagliostro. Dieser nahm es und las laut:

„In der Residenz erzählt man sich große Dinge von den Wunderthaten des Grafen Cagliostro; er macht Wunderkuren, zitirt Geister, läßt Geräderte am hellen Tage erscheinen, offenbart die Zukunft und macht die Welt glauben, er sei allwissend oder allmächtig. Dieß veranlaßte eine Gesellschaft, sich bei Ihnen, Herr Graf, inkognito einzufinden, um hier, im vertrauten Kreise, Beweise Ihrer Kunst zu erhalten. Wir sind nicht vorwitzig und nicht neu-

gierig, wir sind blos mißtrauisch, wir können im Jahrhundert der Aufklärung und Philosophie nicht an Dinge glauben, die eine Geistesfinsterniß voraussetzen, wie sie, gottlob selten anzutreffen ist, man soll nicht sagen, ganz Wien habe sich von einem Manne mystifiziren lassen, ohne nur einen Versuch zu wagen, sich von der Wirklichkeit jener Dinge zu überzeugen, die man ihm als Wunder vormacht. Wir sind da, wir bitten Sie, uns von Ihrer Wunderkraft Beweise zu geben, denn es kann Ihnen doch nimmer gleichgültig sein, von dem intelligenteren Theile der Bevölkerung für einen Charlatan oder gar für einen Betrüger gehalten zu werden."

Nachdem der Magier diese Herausforderung mit trockener Stimme gelesen hatte, faltete er das Papier zusammen, legte es auf den Tisch und sagte: Meine Herren, Sie haben mich, wahrscheinlich um Ihr Inkognito strenge zu beobachten, schriftlich angeredet. Erlauben Sie mir nun, Ihnen auch schriftlich zu entgegnen.

Nach diesen Worten zog er aus seiner Brieftasche ein Papier hervor, und las abermals laut Folgendes:

„Was man sich in Wien von Cagliostro erzählt, ist wahr; ich zwinge Niemanden, an meine Allwissenheit oder Allmacht zu glauben, wer es dennoch thut, wird seine Gründe dazu haben. Ich kann es Niemanden verwehren, mißtrauisch gegen mich zu sein, es ist eine längst bekannte Wahrheit, daß gewisse Menschen immer leugnen und verdammen, was sie nicht begreifen. So wie man einst die Bewegung der Erde geleugnet hat, so leugnet man heute andere geheime Kräfte der Natur, in hundert Jahren wird man Jener mitleidig spotten, die heute bezweifeln, was bis dahin zur Wahrheit geworden sein wird. Ich kenne die Geheimnisse der Natur, das ist meine ganze Kunst, die

Wissenschaft setzt mich in die Lage, Dinge zu vollführen, die dem Uneingeweihten als Wunder erscheinen, es sind auch Wunder! Ist der Himmel mit seinen Sternen, die Jahrtausende lang in denselben Bahnen sich bewegen, nicht auch ein Wunder? Ist die merkwürdige Konstruktion des menschlichen Körpers nicht auch ein Wunder, und wir sollten die Existenz von Wundern leugnen? Die ganze Natur ist ein gigantisches Wunder, es ist also außer Zweifel, daß Derjenige, der die Mysterien der Natur kennt, auch Dinge vollbringt, die dem gewöhnlichen Auge ein Wunder erscheinen. Mag man mich für einen Charlatan oder Betrüger halten, ich kann Niemandem befehlen, an meine geheime Kraft zu glauben, man hat Galiläi verketzert, man kann es auch mit Cagliostro so machen, Galiläi hat aber am Ende doch Recht behalten, auch Cagliostro wird einst gerechtfertigt dastehen."

Nachdem der Magier dieß vorgelesen hatte, überreichte er die Schrift den Masken, und diese fanden wirklich die ganze Antwort auf ihre schriftliche Anrede; der Graf hatte also von der heimlich verfaßten Anrede im Voraus Kenntniß.

Da keine der Masken ein Wort sprach, so fuhr Cagliostro fort:

Ich glaube, meine Herren, die Kommunikation zwischen uns wird eine viel bequemere sein, wenn Sie das Inkognito ablegen.

Die Masken machten abwehrende Bewegungen.

Wozu die Weigerung? Glauben Sie denn, ich kenne Sie trotz der Masken nicht? Glauben Sie, daß es vor dem Grafen Cagliostro wirklich ein Inkognito gäbe? Ich müßte ein Stümper meiner Kunst sein, wenn ich Gäste empfinge, ohne zu wissen, wer sie sind. Ich habe Sie erwartet, meine Herren, das mußten Sie aus den Vorkehrungen

entnehmen, die Ihnen nicht entgangen sein konnten. Sie fanden hier sieben Sitze bereit, Sie ließen sich auf denselben nieder, Sie glaubten die Plätze zufällig gewählt zu haben, allein Sie täuschten sich. Von dem Momente an, als Sie diesen Saal betraten, standen Sie unter meinem zauberischen Einflusse, Jeder von Ihnen hat, ohne daß er es wollte, oder wußte, dort Platz genommen, wo ich es wünschte, zum Beweise dessen bitte ich Sie, die Lehnen Ihrer Stühle zu untersuchen, und Sie werden aäf jeder derselben den Namen jener Person finden, welche wirklich darauf sitzt.

Die sieben Masken sprangen, wie von Einer Schnur gezogen, von ihren Sitzen.

An den schwarz polirten Lehnen prangten von weißem Elfenbein ausgelegt, die Namen der betreffenden Personen.

Allgemeine Verblüffung.

Einer sah den Andern an.

Man konnte der Reihe nach von der Linken zur Rechten die Namen lesen:

„Nowaczky.“ — „Trenk.“ — „Szekely.“ — „Matolay.“ — „Störk.“ — „Sonnenfels.“ — „Rosenberg.“

Der Magier machte mit der Hand eine einladende Bewegung, und die Masken nahmen wieder ihre Plätze ein.

Nach einer stummen Pause begann er wieder: Ich überlasse es Ihrem Belieben, das Inkognito ferner beizubehalten, oder nicht, an mir war es nur, Ihnen zu beweisen, daß es überflüssig war.

Die Herren nahmen jetzt die Gesichtsmasken ab.

Cagliostro, ernst, ohne den leisesten Anflug von Spott oder Ironie, verneigte sich, und sagte mit ehrerbietiger Galanterie: Jetzt, meine Herren, wollen wir uns mit ein-

wieder unterhalten. Erlauben Sie mir, das Wort zu ergreifen, und Ihnen, was vielleicht nur Einem oder Zweien unter Ihnen bekannt ist, die Grundveranlassung Ihres Besuches bei mir mitzutheilen.

Alle horchten, selbst den Grafen Rosenberg nicht ausgenommen.

Der Magier begann: Vorgestern um die Mittagsstunde fuhr eine Piroutsche in den Prater. Zwei Herren, von denen der Eine kutschirte, saßen im Gefährte. Diese beiden Herren waren Kaiser Josef der Zweite, und sein Herr Oberhofmeister, der hier anwesende Graf Rosenberg. Außer jener Allerhöchsten und dieser hohen Person war keine Person im Wagen. In der Ferne ritt ein Lakai. Apropos, wandte sich der Monarch zu dem Grafen, was ist das wieder für ein Stadtgeträtsche mit dem angeblichen Grafen Cagliostro? Der Polizeirapport enthält wunderliche Dinge — auch der Fürst — damit meinte der Monarch den Fürsten Kaunitz — hat mich auf das Unwesen aufmerksam gemacht, seine Polizei — und die ist bekanntlich verläßlicher, als die Unsere — meldet ebenfalls tolles Zeug, was wissen Sie davon? — Darauf erwiederte der Oberhofmeister: Euere Majestät, ich weiß nur eben so viel, als man vom Hörensagen wissen kann, persönlich habe ich noch nichts gesehen.

Nicht wahr, Herr Graf, wandte sich der Magier zu Rosenberg, das waren Ihre eigenen Worte.

Rosenberg verbarg sein Staunen hinter einem ironischen Lächeln, und bejahte die Frage.

Cagliostro fuhr fort: Darauf sagte der Kaiser: „Es ist traurig, wenn man jahrelang dahin strebt, um den Aberglauben auszurotten, und es kommt so ein Abenteurer daher, und beweist uns, wie vergeblich Unsere Mühe war. Der Mann gibt sich für den Grafen Cagliostro aus. Lächerlich! Die ganze Welt weiß doch, daß Cagliostro sich

in diesem Momente in Paris in der Bastille befindet, der Mann ist also ein Betrüger.“ Darauf erwiederte der Herr Oberhofmeister: „Dasselbe, Euere Majestät, dachte auch ich!“ Nach einer Weile begann der Monarch wieder: „Ich mag Niemanden ungehört verurtheilen; überzeugen Sie sich doch, was es mit der Geschichte für ein Bewandtniß hat? Am Ende ist es ein armer Quacksalber, der in die Lärmtrommel schlagen läßt, um einige Groschen zu verdienen; solche arme Teufel läßt man gewähren. Gehen Sie also hinaus nach Währing, aber inkognito, nehmen Sie meinen Doktor Störk mit, der soll dem Manne ein wenig auf den Zahn fühlen, oder noch besser, arrangiren Sie eine Gesellschaft, und überrumpeln Sie ihn; solche Leute muß man verblüffen, man muß ihnen in die Flanke fallen, dann fangen sie sich in ihrer eigenen Schlinge.“ — Dieß waren die Worte des Kaisers. Der Herr Graf Rosenberg, um dem Allerhöchsten Auftrage zu genügen, arrangirte die Ueberraschung, und so, meine Herren, ward mir das Vergnügen, Sie zu empfangen.

Der Magier schwieg, und Sonnenfels ergriff das Wort.

Während des Sprechens wiegte er den etwas kleinen Körper, das gluthvolle Auge ruhte wohlwollend auf Cagliostro, doch sah man auf der hohen Stirne eine bedenkliche Falte und die geistreichen Züge ließen einen Anflug von Ironie verkennen.

Mein Herr, sagte er mit gemessener Ruhe, Ihre Rede hat uns den Beweis geliefert, daß Sie von Ihren Spähern und Vertrauten vorzüglich bedient werden, und daß Sie gewandt genug sind, kleine Vortheile mit Effekt zu benützen, ich gestehe Ihnen dieß Verdienst zu, und bekenne, daß Ihre Leistung eine überraschende war. Wie Sie dieß Alles arrangirt haben, ist Ihre und nicht meine Sache, Sie werden mir jedoch gestatten, an jedweder über-

natürlichen Kraft zu zweifeln, die Sie so gerne für sich in Anspruch nehmen.

Um Vergebung, Herr Hofrath, ich lege mir keine übernatürliche Kraft bei, im Gegentheil, ich berufe mich nur auf die Natur und auf ihre geheimen, noch nicht entdeckten Kräfte.

Wir wollen nicht über Worte streiten, diese Herren waren so gütig, mich zu ihrem Wortführer zu ernennen, ich ersuche Sie daher, zu erklären, wie es denn komme, daß in Paris und in Wien zu gleicher Zeit ein Cagliostro weilt, dort in der Bastille, hinter Schloß und Riegel, hier in einem Landhause zu Währing?

Der Magier verzog die Lippen zu einem leisen Lächeln und versetzte: Es wäre thöricht in Abrede zu stellen, daß ein Mann, Namens Cagliostro, in Paris in der Bastille sitzt, daß er in der verrufenen Halsbandgeschichte, die dort eben abgewickelt wird, eine Rolle gespielt, und mit dem Prinzen Rohan festgenommen wurde. Sie fordern von mir Rechenschaft über jenen Mann, wer bürgt Ihnen dafür, daß der Mann wirklich Graf Cagliostro ist? Ihr Schluß lautet: „Graf Cagliostro sitzt in Paris in der Bastille, folglich muß der Mann, welcher gleichzeitig in Wien unter diesem Namen auftritt, ein Betrüger sein!“ Kehren wir einmal den Satz um, und sagen wir: Graf Cagliostro ist in Wien, folglich ist der Mann, den man in Paris fälschlich Cagliostro nennt, ein Betrüger.

Sie vergessen, mein Herr, nahm Sonnenfels wieder das Wort, daß in Paris, wo Cagliostro schon früher einmal sich aufhielt, ein Verkennen der Person nicht leicht möglich ist, kurz Rohan kennt den Magier aus früherer Zeit persönlich, — er würde eine Fälschung der Person allsogleich bemerken müssen.

Dieser Meinung bin ich nicht, ich will Sie, meine

Herren, vom Gegentheile dessen überzeugen, was der Herr Hofrath zu behaupten beliebten.

Der Magier erhob sich.

Die sieben Gäste wurden aufmerksam.

Cagliostro ging zur Hinterwand — und verschwand durch eine Tapetenthüre.

Im nächsten Momente flog aber dieselbe Thüre wieder auf und drei Gestalten traten heraus — Graf Cagliostro in dreifacher Auflage.

Das Kleeblatt in der täuschendsten Aehnlichkeit, die man sich nur zu denken vermag, ging in gleichförmiger Bewegung bis in die Nähe des Tisches.

Die anwesenden Herren rissen ihre Augen auf, sie vermochten selbst mit der größten Anstrengung zwischen den drei Personen nicht den leisesten Unterschied herauszufinden.

Ich bitte, Herr Hofrath, begann der rechts stehende Graf Cagliostro, behaupten Sie jetzt noch, daß Fälschungen von sehr bekannten Personen unmöglich seien?

Sonnenfels wurde etwas pikirt und erwiederte: Die äußere Maske nachzuahmen, ist oft nicht schwer, ich bitte aber den Herrn in der Mitte dieselben Worte zu sprechen, die der Herr rechts früher sprach.

Der in der Mitte stehende Graf Cagliostro sprach nun mit demselben Organ, mit derselben Nuancirung, mit einer in der That grausenhaften Aehnlichkeit die Worte: „Ich bitte, Herr Hofrath, behaupten Sie jetzt noch, daß Fälschungen von sehr bekannten Personen unmöglich seien?“

Und gleich darauf, um den geisterhaften Eindruck wo möglich noch mehr zu steigern, begann der links stehende Graf Cagliostro dieselben Worte in derselben Weise zu sprechen, wie die früheren Zwei.

Sämmtliche Anwesenden wurden betroffen; mehrere von ihnen saßen schreckgelähmt auf ihren Sitzen.

Welcher von uns, begann nach einer fast grauenhaften Stille der mittlere Graf Cagliostro, soll mit Ihnen die Unterhaltung fortsetzen?

Der Herr zur Linken! rief Graf Rosenberg.

Der Angedeutete trat vor, und nahm wieder seinen Sitz ein.

Die beiden Anderen verschwanden durch die Tapetenthüre.

Herr Graf, begann nun der da gebliebene Graf Cagliostro, ich sagte es gleich bei Ihrem Kommen, daß sämmtliche Herren mit dem Eintritte in diesen Saal unter meinem zauberischen Einflusse stehen; Sie haben, weil ich es wollte, mich, den wirklichen Cagliostro zum Hierbleiben auserwählt, die beiden falschen wurden entlassen; Sie sehen also, meine Herren, daß jener Cagliostro in Paris auch ein falscher sein könnte.

Gegen dieses Argument ließ sich nun wenig mehr einwenden. Mehrere Herren schüttelten bedenklich die Köpfe, die anderen saßen verblüfft und bewundernd vor dem Magier da.

Dieser fuhr fort: Ich bitte indessen die Herren, meine letzten Worte zu berücksichtigen; ich sagte, daß jener Cagliostro in Paris ein falscher *sein könnte*, ich sage nicht, daß er es in der That ist, ich sage nur, daß er es sein könnte. Ich will nun einen anderen Fall aufstellen; nehmen wir an, ich und jener Mann in Paris wären *eine und dieselbe* Person, nämlich der Graf Allessandro Cagliostro; nehmen wir an, ich besäße die Eigenschaft, mich zu verdoppeln, hier und dort zu gleicher Zeit zu sein. —

Mein Herr, rief Rosenberg, Sie vergessen, daß Sie

es hier mit Männern von Geist und Wissenschaft und nicht mit abergläubigem Volk zu thun haben. —

Der Magier erwiederte gelassen: Und Sie, Herr Graf, wollen erwägen, daß Sie keinen Charlatan und Stümper, sondern den Grafen Allessandro Cagliostro vor sich haben! So vernehmen Sie denn, meine Herren, was ich hier laut vor sieben Zeugen — Männern von Geist und Wissenschaft — ausspreche. Ich will Ihnen nicht zumuthen, zu glauben, der Wiener und der Pariser Cagliostro seien eine und dieselbe Person, Diejenigen, die mir vertrauen, haben ohnedem die Ueberzeugung, daß wir es sind, aber ich will Ihnen beweisen, daß ich von dem, was dem Pariser Cagliostro begegnet, so genau unterrichtet bin, wie jemand nur über sich selbst unterrichtet sein kann. Wir haben heute den 30. März. Ich bitte, prägen Sie diesen Tag Ihrem Gedächtnisse ein, denn der österreichische Gesandtschafts-Kourier aus Paris wird erst am 6. April hier eintreffen, um das, was ich Ihnen jetzt mittheile, zu bestätigen. Heute, am 30. März, um die Mittagsstunde, fuhr ich, das heißt der Pariser Cagliostro, aus der Bastille nach dem Parlamentshause. Ich wurde dahin gebracht, um das Urtheil zu hören, welches das Parlament eben über mich gefällt hatte. Ich, oder, wenn Sie wollen, der Pariser Cagliostro, fuhr in einem einfachen Fiacre im langsamen Schritte, denn vor den Pferden her ging ein Krüppel mit Mixturen und Kräutern für die Armen und Dürftigen, wodurch die schändliche Lamotte der Lüge überwiesen werden sollte, daß ich — oder der Andere, gleichviel — uns eines Zaubertrankes bedient hätten, um den Prinzen Rohan zu täuschen. Der Spruch des Parlamentes lautete für mich und den Prinzen Rohan gegen den Antrag des General-Prokurators, wir werden freigesprochen.

Frei? riefen die Anwesenden erstaunt.

Und die Königin? setzte Graf Rosenberg besorgt hinzu.

Der Magier lächelte und sagte: Ei, ei, Herr Graf, Sie begnügen sich nicht mehr zu erfahren, was ich heute in Paris that, Sie wünschen auch zu wissen, was Andere gethan haben? Zum Glücke bin ich in die Lage gesetzt, Ihnen die Worte zu wiederholen, welche die bestürzte Königin ausrief, als ihr die Freisprechung hinterbracht wurde. Beklagen Sie, rief sie der Madame Campan zu, Ihre tief gekränkte Königin, die ein Opfer der Kabale und der Ungerechtigkeit ist. Ich, die Königin, habe in einer Sache, die meinen Charakter angriff, keinen gerechten Richter gefunden!

Nachdem der Magier diese Worte gesprochen, herrschte unter den Anwesenden eine Geisterstille. Keiner wollte das Wort ergreifen, selbst Sonnenfels hatte den orientalischen Kopf ein wenig gesenkt und trommelte mit den Fingerspitzen auf dem Tischteppich.

Als Cagliostro die Verlegenheit seiner Gäste bemerkte, sagte er mit dem Tone feiner Ironie, indem er die erste Aeußerung des Höfrathes gleichsam mutirte: Sie sehen, meine Herren, daß ich von meinen Spähern und Vertrauten vorzüglich bedient werde, und daß ich gewandt genug bin, kleine Vortheile mit Effekt zu benützen, Sie werden mir das Verdienst gewiß zugestehen und bekennen, daß meine Leistung eine überraschende war. Wie ich dieß Alles arrangirt habe, ist meine und nicht Ihre Sache.

Sonnenfels biß sich, schmunzelnd, in die Unterlippe, Rosenberg dachte noch immer an die der Schwester seines Fürsten widerfahrene Unbill — Störk runzelte die Stirne — Trenk schüttelte verwundert den Kopf — die drei anwesenden Rosenkreuzer saßen da in Demuth und Zerknirschung, wie vor einem allmächtigen Wesen.

Jetzt nahm der kaiserliche Leibarzt das Wort.

Wer solche Wunder, sagte er ebenfalls nicht ohne Spott, produzirt, bei dem darf man gar nicht staunen, wenn

man hört, daß auch seine Kuren bei Kranken an Wunder grenzen. Sie sind wohl Doktor, mein Herr?

Ich bin Arzt, ich habe in Egypten studirt, ich kenne den Menschen, seine Uebel und die Heilmittel der ganzen Welt. Die drei Reiche der Natur liegen vor mir offen, ich weiß jedes Heilmittel, möge es diesem oder jenem Reiche angehören.

Ich zweifle nicht, mein Herr, daß Sie tiefe Studien in den Naturwissenschaften gemacht haben, aber, Sie werden wissen, daß diese allein nicht genügen, sondern, daß zur Sicherheit der Gesellschaft in einer so heiklichen Kunst auch gewisse Formalitäten beobachtet werden müssen.

Ich verstehe, Herr Doktor, Sie forschen nach meinem ärztlichen Diplome, leider muß ich gestehen, daß zur Zeit, als ich in Egypten studirte, das Universitätswesen noch lange nicht so civilisirt war, wie heutzutage. Mein Lehrer Athotas war auch Leibarzt bei einem der Pharaonen, allein er besaß eben so wenig ein Doktor-Diplom wie ich es jetzt besitze, er sagte zu mir: „Allessandro, Du bist einer der wenigen bevorzugten Menschen, die Alles vermögen, was sie wollen. Du hast Alles gelernt — was ein Mensch zu lernen vermag — gehe hin, und heile.“ Und ich ging und heilte.

Sie besitzen also kein Diplom?

Nein! Wozu auch? Meine Erfolge sind mein Diplom. Es ist besser, man heilt die Kranken ohne Diplom, als daß man sie mit Diplom in das Jenseits spedire.

So sprechen Sie und Ihresgleichen — bei uns nennt man Ihr Treiben Charlatanerie und Kurpfuscherei —

Der Magier erglühte, seine dunklen Augen sprühten Feuer und Flammen.

Herr Doktor, erwiederte er mit zornbebender Stimme, Sie sind einer der Leibärzte des Kaisers, Sie gelten für

einem der geschicktesten Aerzte dieser Residenz, ja, der ganzen Monarchie, Sie haben mich beschimpft, ich kann den Schimpf nicht auf mir ruhen lassen, außer uns Beiden sind hier sechs fremde Herren Zeugen, ich fordere Sie auf Tod und Leben. —

Lächerlich, erwiederte Störk gelassen, Sie wollen mit Pistolen oder Degen beweisen, daß Sie kein Quacksalber sind?

Nicht doch, Herr Doktor, rief der Magier, zwischen Männern der Wissenschaft braucht von Pistolen und Degen keine Rede zu sein, wir besitzen gottlob andere Mordmittel, ich fordere Sie auf einen medizinischen Zweikampf auf Leben oder Tod.

Bei diesen Worten sahen die Anwesenden den Magier mit erwartungsvoller Verwunderung an.

Der kaiserliche Leibarzt riß die Augen auf.

Die Situation war eine spannende. Alles sah auf Cagliostro.

Dieser fuhr fort: Ja, Herr Doktor, ich biete Ihnen ein Duell auf Leben und Tod an, aber ein Duell, wie es unserer Kunst angemessen ist. Unsere Waffen seien Gifte!

Bei diesem sonderbaren Antrage verbreitete sich unter den Anwesenden eine Aufregung, die sich, wenn auch nicht in Worten, so doch in Geberden und Bewegungen zu erkennen gab.

Sie staunen, meine Herren, setzte der Magier rasch hinzu, und doch ist dieß das natürlichste Duell zwischen zwei Aerzten, von denen der Eine das Unglück hat, kein Diplom zu besitzen. Die gründliche Kenntniß der Gifte ist eine der wichtigsten in der Medizin. Sei das Gift fest oder flüssig, entstamme es dem Thier-, Pflanzen- oder Steinreiche, der Arzt muß es kennen, er muß wissen, in

welcher Dosis gegeben, es heilt in welcher es tödtet. Er muß aber nicht nur jedes Gift, sondern auch jedes Gegengift kennen, Wirkungen, die sich wechselseitig aufheben, und endlich alle jene Mittel, die Gifte heilen, von der Giftwurzel angefangen bis zum Giftmagnet, jenem kleinen schwarzen Steinchen, welches gewisse Schlangen in Ostindien in ihrem Inneren mit sich führen. Er muß aber nicht nur die einfachen, sondern auch die zusammengesetzten Gifte und ihre Gegengifte kennen. In dieser Behauptung wird gewiß Jeder mit mir übereinstimmen, welcher die Wichtigkeit der ärztlichen Kunst im Auge hält. Ich fordere daher den Herrn Doktor zu folgendem Zweikampfe heraus. Der Herr Doktor möge von allen ihm bekannten Giften, selbst dem allerheftigsten, eine beliebige Mischung veranstalten. Von diesem zusammengesetzten Gifte werden zwei Dosen abgewogen, Dosen, deren jede hinreichen soll, zwanzig Menschen zu tödten. Alsdann wollen wir, nämlich ich und der Herr Doktor, in Gegenwart dieser Herren Zeugen, jeder eine Dosis nehmen, worauf es uns frei steht, die nach seinem eigenen Ermessen wirksamen Gegengifte zu gebrauchen, um die Wirkung des genommenen Giftes zu paralysiren. Dadurch wird sich nicht nur die Kunst und Erfahrung jedes Einzelnen zeigen, sondern man wird auch das Vertrauen kennen lernen, welches jeder von uns in das eigene Wissen setzt.

Nach diesem merkwürdigen Vorschlage blickte Alles auf den kaiserlichen Leibarzt; man war begierig, was der erste Arzt Wiens dem Charlatan erwiedern würde.

Doktor Störk ließ auf die Antwort nicht lange warten.

Ich nehme Ihre Herausforderung nicht an! sagte er kalt.

Warum nicht, Herr Doktor?

Weil man, wie die Erfahrung lehrt, ein vortrefflicher

Giftmischer, dabei aber doch ein herzlich schlechter Arzt sein kann. —

Das ist wahr, Herr Doktor, eben so wahr ist es aber auch, daß man kein vortrefflicher Arzt sein kann, ohne nicht auch ein vorzüglicher Giftmischer zu sein. Sie machen auf das Erstere Anspruch, zeigen Sie, ob Sie das Letztere verstehen.

Lassen Sie den Streit, meine Herren, mischte sich Hofrath Sonnenfels dazwischen, Herr Doktor Störk wird und kann als Staatsdiener den giftigen Zweikampf nicht annehmen, denn in unserem Vaterlande ist jede Gattung von Duell verpönt, selbst jene mit Giften. Der Herr Doktor war in seinen Ausdrücken ein wenig zu hart, wozu sein Eifer für die Ordnung ihn verleitete; Sie werden mit dem Manne der Wissenschaft nicht hadern, wenn ein unbedächtig Wort seinen Lippen entschlüpfte. Ein Mann, der wie Sie so Wunderähnliches leistet, kann Kleinigkeiten nicht so schwer aufnehmen. Wir haben hier Dinge gehört, worauf wir in der That nicht gefaßt waren; um jedoch einen Menschen vollkommen kennen zu lernen, muß man nicht nur darauf achten, was er selbst spricht und thut, sondern auch darauf, was andere Leute von ihm glauben und fabeln.

Wer kann den Menschen verbieten, zu glauben und zu fabeln?

Sie thun es nie ohne Veranlassung. Hätten Sie z. B. nicht das Schauspiel mit dem Zahlheim'schen Gespenst produzirt, es würde Niemandem eingefallen sein, Sie für einen Geisterbeschwörer zu halten.

Mich dafür zu halten? Bin ich es denn nicht, Herr Hofrath?

Sie behaupten also wirklich?

Ich behaupte nicht nur, sondern ich kann es auch beweisen!

Neue Aufregung in der Gesellschaft.

Herr Hofrath, sagte Herr Matolay kleinlaut, fordern Sie den Wundermann nicht heraus.

Es ist ferne von mir, lautete die Antwort, Herrn Cagliostro Ungelegenheit zu bereiten, gestehen muß ich jedoch, daß es mir lieb wäre, wenn er uns für würdig hielte, uns eine magische Erscheinung vorzuführen.

Der Magier verbeugte sich höflich und antwortete: Solche Gesellschaft empfängt man nicht täglich, da muß man sich aufmerksam und gefällig zeigen. Ich bin bereit.

Einigen der Anwesenden lief es eiskalt über den Rücken.

Wünschen Sie, daß Ihnen eine verstorbene oder eine noch lebende aber fern weilende Person erscheine?

Keine Antwort.

Nun, ich bitte, entscheiden Sie sich.

Wir überlassen die Wahl dem Herrn Hofrath Sonnenfels, sagte Graf Rosenberg.

Ich übernehme den Auftrag, versetzte der Hofrath, und sage es gerade heraus, daß ich gesonnen bin, dem Herrn Cagliostro seine Aufgabe so schwer als möglich zu machen.

Der Magier machte eine Pantomime, die seine Gleichgültigkeit anzeigte, und der frühere Sprecher fuhr fort: Herr Cagliostro erbot sich, uns eine Erscheinung vorzuführen, wir haben aber auch gehört, daß Herr Cagliostro im Buche der Zukunft lesen, das heißt, daß er künftige Dinge prophezeihen kann. Wir wollen nun zwei seiner Geschicklichkeiten in Einem herausfordern, nämlich eine Erscheinung, durch welche zugleich ein Akt der Zukunft erhellt wird.

Ich bitte den Hofrath, sich deutlicher zu erklären.

Dieß wird sogleich geschehen. Wir wollen zu diesem außergewöhnlichen Experimente auch die hervorragendsten Persönlichkeiten wählen. In Europa leben jetzt drei große Fürsten, Seine Majestät unser Kaiser, der preußische Friedrich und die Czarin in Petersburg. Alle Drei erfreuen sich

der ausgezeichnetsten Geistesgaben, sie sind eine Zierde der Throne, auf welche Gottes Gnade sie berufen. Alle Drei werden von den Besseren ihrer Völker geliebt und angebetet, und mit Angst und Zittern denkt man des Augenblicks, wo es einst dem Allmächtigen gefallen würde, sie von dieser Erde abzuberufen. Wir ersuchen Sie nun, Herr Cagliostro, uns die Erscheinung derjenigen dieser drei allerhöchsten Personen vorzuführen, welche zuerst eine Beute des irdischen Todes werden wird.

Leichenstille herrschte in der Halle.

Der Magier sagte dießmal mit dumpfer Stimme: Sie sollen sie sehen!

Nach einer Weile drückte er an eine Feder seiner Stuhllehne, eine Klingel ertönte.

Auf dieses Zeichen erschien ein Diener.

Der Magier befahl ihm, ein Glas frisches Wasser zu bringen.

Der Diener kam gleich darauf mit dem Verlangten zurück.

Cagliostro stellte das Glas vor sich hin, faßte es — ohne sich ferner um die Anwesenden zu kümmern — mit beiden Händen und begann in einer Sprache, die keiner der Anwesenden verstand, einen Sermon, wobei der Affekt sich immer steigerte, er immer mehr in Aufregung gerieth und übereinstimmend mit ihm auch das Wasser in dem Glase zu sieden begann. Er glotzte eine Weile in das schäumende Gefäß, hob es dann, indem er die Worte,: „Helioa, Melion, Tetragammaton“ rief, mit beiden Händen in die Höhe und goß es kopfüber nach rückwärts aus.

Diese Vorbereitung währte nahe an eine Viertelstunde.

Der Magier lehnte wie erschöpft in seinem Stuhle, dann sagte er zu den Anwesenden: Ich habe im Buche der

Zukunft gelesen, jetzt sollen Sie die verlangte Erscheinung sehen.

Die Spannung der Gesellschaft hatte den höchsten Grad erreicht.

Der Magier zog seinen Degen, stellte sich in die Nähe der Hinterwand, jedoch in die Mitte der Halle, und begann mit der Degenspitze Kreise zu beschreiben. Dabei murmelte er unverständliche Worte, plötzlich ertönte ein furchtbarer Schlag, welcher die Anwesenden erbeben machte, und das Licht in der Ampel erlosch.

Tiefe Finsterniß herrscht in der Halle.

Die Anwesenden sehen nichts, aber sie hören den Magier kabalistische Worte rufen, welche aus weiter Ferne, wie durch ein leises Echo, beantwortet werden.

Jetzt erfolgt ein zweiter, noch heftigerer Schlag.

Manchen der Anwesenden erfassen Furcht und Entsetzen.

Der Magier stößt einen fürchterlichen Schrei aus, und gleich darauf beginnen sich an der dunklen Hinterwand magisch-helle Linien zu bilden — wie wenn ein Maler auf eine dunkle Leinwand mit Phosphorstiften zeichnete. —

Die Linien mehren sich — fügen sich — verbinden sich.

Man sieht Körpertheile entstehen — Gewänder — anfangs getrennt — von einander entfernt.

Hier ein Fuß — dort eine Hand — da der Leib — oben der Kopf — drüben wieder eine Hand, und so fort —

Jetzt ertönt abermals ein Schlag.

Sämmtliche Theile stoßen an einander.

Eine leuchtende Figur steht vor den erschreckten Zuschauern.

Ein Schrei des Erstaunens durchtönt die Halle.

Man hört den siebenstimmigen Ruf: „**Der König von Preußen!**“

In demselben Momente verschwindet die täuschend ähnliche Erscheinung.

Das Licht in der Ampel brennt wieder.

Der Magier lehnt erschöpft in seinem Stuhle.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der Magier und die Rosenkreuzer.

Die nach dem Verschwinden der Erscheinung eingetretene Stille ward zuerst von dem Grafen Rosenberg gestört.

Der Kavalier erhob sich, und sagte: Es ist spät geworden, meine Herren, es ist Zeit, daß wir an die Heimfahrt denken.

Man erhob sich.

Cagliostro verneigte sich ehrerbietig vor dem Vertrauten des Kaisers, und sagte: Herr Graf, nach dem, was Sie hier gesehen und gehört haben, bleibt mir nur die Bitte an Sie übrig, daß Sie Seiner Majestät, Ihrem kaiserlichen Herrn, einen getreuen Bericht davon abstatten.

Der Graf verneigte sich gemessen, wandte sich zu Sonnenfels und Störk, und sagte: Wollen Sie mich begleiten?

Der Hofrath und der kaiserliche Leibarzt nahmen jetzt — da das Inkognito gesunken war — die ehrenvolle Einladung mit Vergnügen an.

Zwei Diener mit Fackeln leuchteten.

Gleich darauf rasselte der eine Wagen davon.

Der Magier wendete sich jetzt an die vier zurückgebliebenen Herren, und sagte: Ich weiß, meine Herren, daß Sie absichtlich zurückblieben, da jeder von Ihnen eigene Ursache dazu hat. Vor Allem wende ich mich an Sie, Herr Graf Nowaczky, und bitte Sie, sich zur Gräfin hinüber zu bemühen, Sie werden dort erwartet.

Haben Sie Acht, lispelte er ihm leise in's Ohr, daß die Zauberkünste meiner Gattin nicht gefährlicher werden, wie die meinen.

Der junge Graf eilte flüchtigen Fußes und frohen Herzens aus der Halle.

Cagliostro wendete sich zu Trenk.

Sie, Herr Baron, sagte er, wünschen Beruhigung wegen der Zukunft, die ich Ihnen, Ihrer Aufforderung zufolge, prophezeiht habe. Ich vermag einen einmal gethanen Ausspruch nicht zurück zu nehmen, an Ihnen liegt es vielmehr, Alles zu vermeiden, was Sie in gefährliche Lagen zu bringen vermöchte. Einen Rath will ich Ihnen jedoch geben. Verlassen Sie Oesterreich nicht, lassen Sie sich durch Nichts in fremde Länder locken, denn, wenn mein Seherblick mich nicht trügt, so droht die prophezeihte Gefahr, Sie in der Fremde zu erreichen. Ich habe, Herr Baron, zu Ihrer Verfügung außen eine Piroutsche aufstellen lassen, das Gefährte wird Sie wohlbehalten in Ihre Wohnung bringen.

Trenk verließ tiefsinnig die Halle.

Der Magier wandte sich zu dem Reichshofraths-Agenten.

Herr von Matolay, sagte er, ein Zufall, oder vielmehr die Einladung des Herrn von Szekely, brachte Sie heute zu mir. Es freut mich, Sie zu empfangen, denn Sie gehören nicht zur Klasse jener Freigeister, die nichts

glauben, was nicht alltäglich ist, die über Dinge, welche sie nicht begreifen, mitleidig die Achseln zucken, und Alles verspotten, was ihre Vernunft nicht zu erreichen vermag. Ich kenne Sie, mein Herr, und weiß, daß Sie zu den Gläubigen gehören, die den Geheimnissen der Schöpfung nachstreben, und an ihrer Entdeckung arbeiten. Fahren Sie fort in Ihrem edlen Unternehmen, erlahmen Sie nicht, und Ihre Mühe wird belohnt werden. Was Ihren geheimen Wunsch, mich in Ihre Loge einzuladen betrifft, so erwiedere ich Ihnen offenherzig, daß ich keine der hier bestehenden Logen, welcher geheimen Gesellschaft sie auch angehören möge, besuchen darf. Ich bin ein Glied der egyptischen Maurer, dieser Schule der heiligen Mystik, die jedoch nur den geheimen Oberen zugänglich ist, während die unteren Maurer nichts davon ahnen, und zu anderen Zwecken verwendet werden. Moses und Elias sind die zwei Hauptvorsteher dieser Maurer, und ich bin einer der Untergeordneten des Elias *). Ich bin bereits zur dritten Klasse gelangt. Die Schüler des Elias sterben nie, wenn sie ihre irdische Laufbahn gut vollenden, werden sie gleich ihrem erhabenen Lehrer in den Himmel gehoben, werden jedoch früher einige Male durch einen anscheinenden Tod geläutert, leben so zu sagen aus der eigenen Asche wieder auf, und der Phönix ist das allegorische Bild dieser wohlthätigen Magier.

Der Meister der Rosenkreuzer-Loge hörte diesem merkwürdigen Vortrage mit tiefer Andacht zu. Seinen Ohren waren Cagliostro's Reden Manna, seinem Herzen Balsam.

Der Magier, der es früher, als Sonnenfels, Störk und der Graf Rosenberg anwesend waren, sorgfältig ver-

---

*) Wir benützen mündliche Vorträge Cagliostro's, die er in Mietau gehalten.

mied, dergleichen Dinge zu berühren, war jetzt dem Reichshofraths-Agenten und Herrn von Szekely gegenüber viel gesprächiger und fuhr in seinen egyptischen Anschauungen fort: Die Jünger des Elias belaufen sich auf zwei und siebzig, sie besitzen eine Arzenei, welche verjüngt und alle Kräfte der Natur im Gleichgewichte erhält, so, daß sie bequem das Alter Methusalems erreichen können; wir dürfen jedoch diese Arzenei ohne Vorwissen unserer Oberen Niemandem mittheilen. Aus diesen Zwei und siebzig werden Neun und vierzig gewählt, welche den zweiten Grad bilden. Sie besitzen das Geheimniß des rothen Pulvers, mit dem man Metalle zur Reife des Goldes bringen kann, und haben die Kraft, sich ihren Vorgesetzten auf jede beliebige Entfernung zu verständigen, so daß sie augenblicklich gehört werden, und eben so rasch die Antwort erhalten. Aus diesen Neun und vierzig wurden Fünf und dreißig gewählt, zu welchen auch ich gehöre, doch ist dieß noch nicht der letzte Grad, denn aus den Letzteren werden abermals Vier und zwanzig erkoren. Diese beiden Grade sind die Gefährlichsten, denn an die Mitglieder derselben machen sich böse Geister, um sie auf Irrpfade zu lenken. Der fünfte und letzte Grad ist der vollkommenste, er besteht aus zwölf Mitgliedern, welche aus den Vier und zwanzig gewählt werden. Wenn Einer dieser Zwölf gleich Elias in höhere Regionen kommt, um in anderen Welten zu wirken, da rücken dann die Würdigsten der anderen Klassen vor. — Der Cirkel und das Dreieck sind magische Figuren. Drei und neun, zwei und sieben sind heilige Zahlen, wer die Kraft dieser Zahlen und die Figuren versteht, ist der Quelle des Guten nahe. So wie es heilige Zahlen gibt, gibt es auch heilige Buchstaben, man muß sie nie ohne die tiefste Ehrfurcht anblicken. Drei Kapitel fehlen aus der Bibel und sind in den Händen der Magier. Der, welcher nur eines dieser Kapitel besitzt, dem stehen schon übernatürliche Kräfte zu Gebote. Ich besitze Eines! Wer

die heiligen Figuren, Zahlen und Buchstaben nicht in Ehren hält, und nicht zu ihrer Kenntniß gelangt ist, wird nie in den Besitz dieser aus der Bibel fehlenden Kapitel gelangen, welche die höchste Weisheit enthalten, und durch die man die Welt beherrscht.

Der Reichshofraths-Agent hatte zum Zeichen seiner Unwürdigkeit sein Antlitz mit den flachen Händen bedeckt, ließ den Kopf sinken, und horchte dem von Cagliostro's Lippen träufelnden Nektar.

Der Magier, als er geendet hatte, legte seine Hände segnend auf Matolay's Haupt, und sprach mit großer Weihe: „Ich segne Dich, Saturnus, auf daß Dein Werk gedeihe durch alle Winde, zu allen Zeiten und in allen Welten!“

Dann wendete er sich zu Szekely, nahm ihn höflich am Arm und leitete ihn durch die Tapetenthüre in ein Nebengemach.

Hier nahmen Beide Platz, Cagliostro begann und zwar abermals in einem ganz anderen Tone, wie früher zu Matolay, kurz vorher sprach der Ordensmann, jetzt der Kavalier: Herr Oberstlieutenant, Sie befinden sich in einer gefährlichen Lage. Erschrecken Sie nicht, vor mir gibt es kein Geheimniß, ich weiß Alles, aber ich verrathe nichts. Ihnen fehlen anvertraute Staatsgelder — die Schuld liegt an Jenen, denen Sie vertraut, und die Ihr Vertrauen mißbraucht haben.

Herr Graf, versetzte Szekely zagend, ich stehe am Rande eines Abgrundes. Sie wissen Alles — retten Sie mich — helfen Sie mir. Ich war heute Zeuge Ihrer Wunderkraft, ich sah Ihre Allmacht, ich hörte Ihre Allwissenheit. Ihnen ist es ein Leichtes mir beizustehen, Sie können, wie Sie selbst sagen, Metalle zur Reife des Goldes bringen, und mit Gold ist mir geholfen.

Der Magier schüttelte den Kopf und erwiederte: Sie

beanspruchen etwas, Herr Oberstlieutenant, was ich nicht gewähren darf. Ich bin nicht unabhängig, ich muß meinen Oberen gehorchen, und sie verbieten mir für Jemanden um des Goldes willen Gold zu erzeugen. Ich würde meine ganze Wunderkraft verlieren, wenn ich Ein Ordens-Gesetz überschritte, Eine Vorschrift verletzte.

Was soll ich also thun? Wo kann ich Hülfe und Rettung finden, damit ich nicht jenem schrecklichen Lose verfalle, welches Sie mir prophezeiht haben?

Meinen geistigen Augen öffnet sich eine Hoffnung für Sie. Es gibt einen Weg, auf dem Sie sich retten können — ein Mittel, welches Ihnen ohne meine Hülfe Gold in Ueberfluß bringen kann; dieses Mittel ist ein Arkanum. Mehr kann, mehr darf ich Ihnen nicht sagen. Betrachten Sie Alles, was Ihnen begegnet, was man Ihnen anbietet, was Sie sehen und hören, und Sie werden das Mittel finden, und nichts scheuen, um es zu erlangen. Ich habe fast mehr gesprochen, als ich hätte sagen sollen, ich bin zu Ende.

Szekely ging aus dem Gemache, um mit dem Meister der Loge, der seine Rückkunft abwartete, das Landhaus zu verlassen.

Vor dem Thore harrte der Wagen, die beiden Rosenkreuzer bestiegen denselben.

Einige Momente herrschte im Gefährte tiefes Schweigen. Die beiden Herren waren noch des Eindruckes voll, den der Besuch beim Magier in ihrem Innern zurückgelassen hatte.

Endlich rief der Logenmeister: Oh, wären alle jene Zweifler und Ungläubigen, die unserer Arbeiten spotten, Zeugen des heutigen Abends gewesen, sie würden sich reuevoll an ihre Brust schlagen, und demüthig an unsere Pforte klopfen, an diese Pforten, welche den ersten Weg zu solcher Vollendung erschließen.

Wir haben Wunder gesehen, Unglaubliches gehört. Wer je an den Propheten gezweifelt, muß diesen Ueberirdischen hören, und er wird Alles glauben.

Matolay, welcher den gewaltigen Eindruck wahrnahm, den der Wundermann auch auf Szekely hervorgebracht hatte, beschloß den Augenblick zu benützen, und begann: Bruder Chalypsis, ich habe Dich heute Abend zu sprechen gewünscht — Du ließest mich durch den Bruder Sol zu dieser Fahrt einladen, ich danke Dir dafür. Wir sind jetzt allein, und ich will Dir eine Sache von großer Wichtigkeit mittheilen. Du hast bereits von dem philosophischen Goldsalz des Baron Liebenstein gehört, und weißt, daß wir es als ein Rosenkreuzerisches Produkt ausgegeben; der Baron weigert sich jedoch, mit uns in Verbindung zu treten, und will von einer Mittheilung seines Geheimnisses nichts wissen. Trotzdem stehen wir auf dem Punkte, das Geheimniß zu erfahren, und zwar um den Preis von 15,000 Gulden. Unsere Loge besitzt aber leider keine Fonds; wir müssen daher trachten, daß Einer aus unserer Mitte das Geheimniß der Erzeugung an sich bringe — wenn auch auf diese Weise der Orden keinen Nutzen davon hat, so bleibt ihm doch die Ehre, daß Eines seiner Mitglieder das Geheimniß besitzt, welches man zugleich für den Erfinder ausgeben kann. Das ist die Hauptsache, der Ordenszweck, Vergrößerung seines Ansehens, Erhöhung seiner Ehre und Verbreitung seines Ruhmes. — Das philosophische Goldsalz, ist ein erprobtes Heilmittel; man kann damit Kuren vollbringen, die an's Wunderbare grenzen; seiner Heilkraft widersteht selten ein Uebel. Wer philosophisches Goldsalz erzeugt und verschleißt, muß in kurzer Zeit ein wohlhabender Mann werden, wie wir an dem preußischen Baron deutlich sehen. Man kann ein Kapital von 15,000 Gulden nicht nutzbringender verwenden, als wenn man dieses Geheimniß an sich bringt, es trägt reichliche Zinsen. Ich habe nun hin und her ge-

sucht, und keinen Mann gefunden, dem ich den Besitz des Geheimnisses so gerne gönnen würde, als Dir, Bruder Chalypsis —

Mir? fragte Szekely erstaunt —

Ja, Dir! Es kostet nur 15,000 Gulden, und Du wirst ein reicher Mann. Das Goldsalz ist ein alchymistisches Produkt — ein Arkanum —

Ein Arkanum? rief der Oberstlieutenant betroffen, denn das Wort erinnerte ihn an Cagliostro, der ihm kurz vorher ein Rettungsmittel verhieß, daß ein Arkanum sein würde.

Ja, es ist ein Arkanum, ein Geheimmittel, Krankheiten zu heilen und dabei reich zu werden.

In dem Herzen des alten Soldaten begann es sehr unruhig zu werden. In seinem Kopfe schwirrte eine Gedankenschaar umher, wie Tauben, die beim Herannahen eines Geiers im Kreise herumwirbeln.

Glauben Sie wirklich, sagte er, daß das Goldsalz von so fürchterlicher Wirkung sei?

Sollte ich bezweifeln, was Tausende bereits erprobt haben?

Sie meinen auch — ich sollte es kaufen.

Ich rathe Ihnen dazu — denn, stünde mir die verlangte Summe zu Gebote, ich würde den Schatz an mich bringen, und ein Schatz ist es, der nie leer, ein Brunnen, der nie ausgeschöpft werden kann.

Ich werde mir die Sache überlegen.

Zum Ueberlegen ist in dieser Angelegenheit nicht viel Zeit, die Person, welche uns das Geheimniß verkaufen will, drängt. Es ist noch ein Liebhaber da, der aber kein Mitglied unseres Ordens ist, denken Sie also, welch' ein Schlag für uns, wenn Jener das Geheimniß an sich brächte, und wir verspottet und verlacht würden, weil wir mit der Erfin-

dung eines Laien geprahlt, und sie für die unsere ausgegeben haben.

Ich kann mich nicht augenblicklich entscheiden, denn auch mir steht die Summe nicht zur momentanen Verfügung.

Wenn ich bis morgen Früh —

Bis morgen Früh? Gut! Morgen Früh sollen Sie die Antwort haben. Wenn ich mich zum Kaufe entschließe, so bin ich vor der Amtszeit in Ihrer Wohnung.

Ich bin es zufrieden.

Der Wagen hielt in der Nähe des Gardepalais.

Szekely stieg aus, Matolay fuhr gegen die Stadt.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Eine und der Andere

„Zwischen Ihnen und mir thürmen sich jetzt zwei Scheidewände, die Eine ist Ihre Geburt, die Andere die fremde Gräfin!“

Diese letzten Worte Aureliens summten noch immer in Lohberg's Ohren.

Nachdem er dem Meister die Antwort Szekely's überbracht hatte, eilte er über das Glacis gegen die Alservorstadt.

Seine Gedanken weilten bei Aurelien — was er dem Fräulein gestanden, war Wahrheit.

Der junge Mann hatte eine Neigung für die Verwandte des Oberstlieutenants erwachen gefühlt, und mied von dem Momente an, sie zu besuchen. Er dachte an das Hinderniß seiner Geburt, er fürchtete, daß Aurelie nie die Gattin eines Mannes werden würde, auf dessen Geburt ein solcher Makel ruhte.

Eine Neigung läßt sich nicht leicht bekämpfen, eine Leidenschaft zu überwinden, kostet Kummer und Pein. Darum hatte er schon damals, als Matolay ihn fragte, warum er den Oberstlieutenant Szekely nicht besuche? geantwortet: Ich habe Gründe, wichtige Gründe!

Wir kennen jetzt diese Gründe und billigen sie.

Der junge Mann wich indessen einer Gefahr aus und gerieth in die Arme einer anderen.

Er sah die Gräfin Santa Croce und ihr Bild grub sich tief in seine Seele. Das Phantastische ihrer Erscheinung zog ihn an, die junge Frau hätte ihn überwunden, wäre sie auch nicht so reizend gewesen, als sie wirklich war.

Bei Kornelius war jene Periode eingetreten, in welcher das Herz einem verwandten gleichfühlenden Herzen sich entgegen sehnt und in der man mit Wehmuth die Wahrheit eines göttlichen Spruches empfindet, der da lautet: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein ist!“

Er fand in der Liebe zur Gräfin hinlängliche Entschädigung für die zu überwindende Neigung, hier bei Aurelien war wohl das Herz laut geworden, dort bei Seraphinen wurden es auch die Sinne, und wer weiß es nicht, wie gerne der junge Mensch ihren Weisungen folgt, wie schwer er ihren Lockungen widersteht.

Aurelie hätte er geliebt, für Seraphine glühte er.

Doch auch hier trat bereits eine Krisis — eine Art von Reaktion ein.

Die Eifersucht war wach gerufen. Die Liebkosungen der Gräfin beim letzten Scheiden hatten sie zwar für den Augenblick besänftiget, allein diese Leidenschaft ist wie ein Unkraut; einmal gesäet, wuchert es fort, man möge es ausrotten, so oft als man will.

Kaum allein, dachte er über die Szene nach.

Die Gräfin war — wie sie selbst sagte — gezwungen mit Nowaczky auszufahren. Ihr eigener Gatte that ihr den Zwang an. Welch' ein eheliches Verhältniß?

Kornelius verdammte den Magier, aber er vermochte auch Seraphine nicht frei zu sprechen. Die Stimme seiner Vernunft wagte es, wenn auch nur leise, sich zu erheben, und auf den Charakter einer Frau hinzudeuten, die sich von ihrem Manne dergleichen befehlen ließe.

Er wäre solchen Betrachtungen unzugänglich gewesen, hätte die Eifersucht der Vernunft nicht den Weg gebahnt. Das sterbliche Auge vermag es nicht, in den Sonnenspie-

gel zu schauen, sobald aber nur das leiseste Wölkchen ihn trübt, blickt es dreist und ungestraft hinein und entdeckt einen Flecken um den anderen.

Wenn auch nicht Abneigung, so waren bei ihm doch schon leise Bedenken eingetreten, es herrschte bereits Zwiespalt in seinem Innern und dieser war es, der es vermochte, sich in seinen Gedanken nicht mehr ausschließlich mit der Gräfin, sondern auch mit Aurelie zu beschäftigen.

Es ist gewiß, sagte er auf jenem Gange in die Vorstadt zu sich, auch sie war auf dem Wege, mich zu lieben, ich war ihr nicht mehr gleichgültig, woher wäre sonst ihr Unmuth über mein Ausbleiben gekommen, ihre Erkundigungen bei der Frau von Matolay, ihre bitteren Bemerkungen bei meinem heutigen Besuche. Ich konnte aber nicht anders, was ich that, war eine gebieterische Nothwendigkeit, jetzt weiß sie den Grund und sie wird mich entschuldigen. Aurelie zürnt mir ob meiner Bekanntschaft mit der Gräfin, ist dieses Zürnen nicht Eifersucht und zeigt diese nicht von dem Vorhandensein einer Neigung? Arme Aurelie, ich bin gezwungen, Dir wehe zu thun und mich dabei zu verwunden, doppelt zu verwunden, denn auch Seraphinens Bekanntschaft bereitet mir bereits Qualen, Schmerzen, ich fürchte, ich habe mich aus Deiner Nähe verbannt, um in der Nähe einer Anderen vielleicht noch unglücklicher zu werden.

Im Einklange mit der geschilderten Gemüthsstimmung waren seine Betrachtungen — gedankenvoll schritt er dahin, ohne auf den Weg zu achten, den er nahm.

Die Nacht senkte sich herab und er irrte — wir wissen keinen passenderen Ausdruck — noch immer umher. Er war schon längst im Freien und beachtete es nicht, die angenehme Abendwitterung ließ ihn den Tageswechsel nicht wahrnehmen, bald mit dem Fräulein, bald mit der reizenden Frau beschäftiget, flohen die Stunden.

Endlich erwachte er aus seinem Dahinbrüten und blickte forschend umher.

Er sah und sah — täuschte ihn sein Auge oder nicht — er war in Währing!

Er war, ohne daß er es wußte oder wollte, dahin gelangt, wohin sein Sinn ihn zog.

Sein Blut floß rascher, seine Stirne wurde heißer.

Er stand unweit von jener Staketenwand, die er bei seinem ersten Besuche überstiegen hatte.

Im Garten war es finster — kein magisches Licht erhellte die Räume, die heute freilich kahl waren wie alle übrigen Gärten.

Kornelius ging längs der Wand dahin.

Was sie jetzt wohl machen mag? dachte er, ob sie wohl einsam ist und an mich denkt? Es ist schon spät, ein Besuch zu dieser Stunde wäre unschicklich; aber ich will an den Fenstern des rechten Flügels vorüberschleichen, das Landhaus ist nur ebenerdig, vielleicht gelingt es mir, eine Spalte zu erspähen, durch welche ich sie belauschen kann.

Diesem Entschlusse zu Folge schlich er in der That längs des Gebäudes dahin, aber vergebens, das Hausthor war bereits geschlossen, die Fenster erblindet und lautlose Stille herrschte ringsumher.

Kornelius suchte sich unter den Fenstern des rechten Flügels zu orientiren.

Hier, sagte er bei sich, ist ihr Gemach, hier war ich das letzte Mal, wo sie mich so vertraulich entließ, mit ihr beisammen. Wie wär's, wenn ich leise anklopfte? Würde sie wohl am Fenster erscheinen? Doch wer weiß, ob ich nicht vielleicht dem Grafen in die Schlinge geriethe? Sagte sie nicht, diese Wände hätten Ohren, wir müssen außer Hause zusammentreffen, wo sie mir Alles entdecken würde. Wenn sie aber doch allein wäre? Ich muß mit Ihr sprechen — ich will's versuchen.

Er nähert sich dem Fenster.

Da vernimmt er von innen Geräusch.

Er horcht.

Das Geräusch nähert sich dem Fenster.

Kornelius zieht sich einige Schritte zurück, drückt sich an die Wand und stiert mit den Augen in die Gegend des Fensters.

Er wagt es kaum zu athmen und horcht mit ganzer Seele.

Man hört die Fensterflügel leise öffnen und dann ein schwaches Lispeln.

Der junge Horcher zittert vor Ungeduld.

Was wird er sehen?

Einige Minuten verfließen.

Das Lispeln währt fort.

Die Spannung verzehrt ihn.

Jetzt läßt sich wieder ein Geräusch hören und Lohberg sieht einen Mann, der behutsam aus dem Fenster steigt.

Auf dem Boden angelangt, lispelte er: Gute Nacht, meine Geliebte.

Gute Nacht! antwortete eine Frauenstimme.

Kornelius glaubte in den Boden sinken zu müssen, die Stimme war die der Gräfin, der Mann, welcher aus dem Fenster stieg, war der junge Graf Nowaczky.

Der Horcher mußte sich Gewalt anthun, um sich auf den Füßen zu erhalten, sein Blut jagte siedend durch die Adern und strömte mit mächtigem Impulse gegen das Herz.

Der Augenblick war einer reifen Ueberlegung nicht günstig, die Eifersucht mit erneuerter Heftigkeit emporgeschnellt, verlieh ihm eine mechanische Kraft, zu vollbringen, woran seine Vernunft keinen Antheil hatte.

Er stürzte hinter dem Grafen her, faßte ihn unsanft am Arme und rief: Guten Abend, Herr Graf!

Der drohende Ton dieses Grußes, so wie der plötzliche Ueberfall, machten Nowaczky erschrecken. Er erkannte jedoch den jungen Mann und sagte erstaunt: Ah, Herr Lohberg, Sie haben eine etwas sonderbare Manier, Jemandem einen guten Abend zu wünschen.

Ich war etwas heftig. —

Empfindliche Naturen würden es grob nennen.

Herr Graf, ich muß Sie bitten, zu der Kränkung nicht noch eine Beleidigung hinzuzufügen.

Ich erinnere mich nicht, Sie je gekränkt zu haben.

Oh doch, Herr Graf, ich sah Sie durch jenes Fenster klettern.

Was kümmert das Sie? Ah so! Ich erinnere mich! Sie gehören ja auch zu den Anbetern der reizenden Dame — thut mir leid.

Ich bin also betrogen, verhöhnt, verspottet.

Herr Lohberg, ich bedauere Sie ernstlich, und versichere zugleich, daß ich weit davon entfernt war, Ihnen in irgend einer Weise nahe zu treten. Von einem Betruge von meiner Seite kann eben so wenig wie von Hohn und Spott die Rede sein. Sie haben sich, wie ich merke, ebenfalls ernstlich um die Gunst der Dame beworben, sie wurde mir zu Theil, können Sie das mir verargen? Hat die Dame Ihnen irgend welche Versprechungen gemacht, dann wenden Sie sich an sie und nicht an mich. Ich finde es originell, daß Sie mich auf offener Straße, nächtlicher Weile anfallen, als ob ich Ihnen Ihr Liebchen entführt hätte, Sie haben auf Seraphine kein größeres Recht, als ich oder jeder Andere, sie ist Cagliostro's Frau oder wird von ihm dafür ausgegeben.

Wie? Blos dafür ausgegeben?

Meiner Treu! nach dem zu urtheilen, was ich erlebt habe, dünkt mich das Letztere wahrscheinlicher als das Erstere, der Gedanke ist auch von ihm verteufelt klug, denn ich versichere Sie, ihre Zaubereien sind nicht nur gefährlicher, sondern auch kostspieliger als die seinen.

Herr Graf, welche Undankbarkeit! Sie schmähen eine Frau, deren Herz zu besitzen, Sie sich eben rühmten.

Fällt mir nicht ein, mich dessen zu rühmen. Herr Lohberg, Sie müssen, um in diesem Verhältnisse klar zu sehen,

die idyllischen Krämpfe beseitigen und die Sache beim wahren Lichte besehen. Wenn Sie in diese Dame wirklich verliebt sind, dann sind Sie zu bedauern; dergleichen Frauen muß man anbeten, aber nie lieben. Ich will Ihnen gegenüber aufrichtig sein, die Bekanntschaft dieser Dame kostet mich schon Tausende — es ist wahr, sie ist eine Schönheit erster Klasse, aber den Magier soll der Teufel holen, er lockt Einem den letzten Thaler aus der Tasche, und das Schönste an der Sache ist, man kann ihm nichts abschlagen; als Graf muß ich doch meinem Stande gemäß, kavaliermäßig handeln, und das reißt in den Säckel.

Das Geständniß des leichtsinnigen jungen Mannes machte Lohberg schaudern. Nun war er freilich in den Stand gesetzt, die Sache bei einem anderen Lichte wie früher zu besehen.

Schmerz und Scham kämpften in ihm. Was sollte er auf das offene Bekenntniß des Anderen entgegnen? Er schämte sich zu gestehen, daß er kurzsichtig das Verhältniß nicht durchschaut habe, vermochte aber auch nicht, seine Handlungsweise von vorhin zu rechtfertigen. Er suchte daher beidem auszuweichen, indem er sagte: Ihre Anklage, Herr Graf, mag nicht ganz gerecht sein. Es will mich bedünken, als ob Sie der Dame verübelten, was mehr die Schuld des Gatten zu sein scheint.

Nowaczky lachte.

Sie sind eine gute Seele, Herr Lohberg, oder ist Ihnen die Dame wirklich so sehr an's Herz gewachsen, da Sie sich so bemühen, Sie zu vertheidigen? Sie weiß von Allem und gehorcht ihrem Gatten, und das ist genug, um das Urtheil über sie festzustellen. Ich fürchte gar nicht, ihr Unrecht zu thun. Cagliostro hat z. B. heute Abend vor einer honorablen Gesellschaft sehr wunderbare Dinge produzirt, aber das Rentabelste für ihn war unstreitig seine Unterhaltung mit mir. Er schwadronirte mir tausend Gulden aus der Tasche; ehe ich recht wußte, was er wolle, hatte er das

Geld schon in seiner Gewalt, und ich sehe keinen Heller wieder. Aber mir liegt nichts daran, Geld ist zum Ausgeben geschaffen; wenn ich keines mehr habe, werde ich mir schon welches zu schaffen wissen. Mich reut die Ausgabe nicht; ich spreche nur davon, um Sie auf den Köder aufmerksam zu machen, mit welchem man gewöhnlich dergleichen Mäuschen fängt, er ist verdammt kostspielig.

Kornelius, von dem Wunsche beseelt, allein zu sein, empfahl sich wortkarg von dem jungen Grafen, ohne mehr über Madame Cagliostro oder über seine frühere Heftigkeit ein Wort zu verlieren.

Es drängte ihn, allein zu sein. Er war es.

Welch' ein Abend, rief er, welch' eine Täuschung! Sie, die ich für unglücklich hielt, sie sollte so verworfen sein! Nicht seine Gattin, nur seine Helferin, sein Lockvogel sein — oh, mein Gott, ich fasse es gar nicht, wie ein Mann, von dem die Welt so viel Außerordentliches erzählt, wie er nur die Hülfe einer Frau in Anspruch nehmen, und sie zu seiner Verbündeten machen kann? Der Magier hat die Liebesbewerbung Nowaczky's bei Seraphinen begünstiget, das steht fest, die Gräfin hat mich um Ergebung und Schutz angefleht, sollte sie dessen gegen ihren Gatten, oder was er sonst sein mag, bedürfen? Ich soll sie schützen! Bedarf sie noch eines Schutzes? Oh, weibliche Schwachheit, die keinen Willen hat, Trotz zu bieten, selbst dort nicht, wo die Rohheit befiehlt, und wo der Eigennutz seine bettelnde Hand hinhält. Ich mag sie nicht mehr sehen, nicht mehr an sie denken, solche Täuschung erweckt Scham, und wessen man sich schämt, das kann man nicht lieben. Habe ich denn wirklich geliebt? War das, was ich fühlte, Liebe? Nein, nein, es war keine Liebe, es war der Sonnenstich der Schönheit, der meine Sinne aufwirbelte, es war die Phantasie, die mir dort ein Eden vorspiegelte, wo ich jetzt mit Schaudern einen Pfuhl des Lasters erblicke. — Und dieser Gefahr stürmte ich zu, während ich einer anderen auswich! Ich ging

der reinen Liebe aus dem Wege, und wäre bald in die Arme der Sünde gerathen — dort Gefahr für mein Herz, hier Gefahr für meine Seele! Oh, unseliges Verhängniß meiner Geburt, das mich zwingt, Jene zu fliehen, die ich lieben möchte, und die ich nie besitzen kann. Arme Mutter, Du ahntest den Kummer nicht, den Deine Schuld auch mir, Deinem Sohne, bereiten würde, Deine Schuld? Ja, Du hast gefehlt, aber Du wurdest dazu getrieben, gezwungen, durch einen Menschen gezwungen, der — oh, nur einmal soll er mir begegnen im Leben — nur einmal, und ich will ihm tausendfach vergelten, was er an uns verschuldet. Er soll mir sühnen für die Mutter, er soll büßen für mich, für alle Leiden, die ich durch ihn ertragen muß.

Kornelius war bei diesem Selbstgespräche immer mehr in Aufregung gerathen, der Gedanke an Denjenigen, den er suchte, und den er zur Rechenschaft zu ziehen gedachte, brachte sein Blut in Wallung, er hatte seine Schritte unwillkürlich beflügelt.

Er befand sich bereits innerhalb der Linien. Die Thürme verkündeten die Mitternachtsstunde.

Es ist Zeit, murmelte der junge Mann, daß ich zur Ruhe gehe. Ruhe? Werde ich nach einem solchen Abende Ruhe finden?

Er fand sie. Die Ermüdung war zu groß — die Aufregung der Gefühle hatte ihn zu sehr erschöpft. Er fand sie.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

In der Nacht.

Der Garde-Oberstlieutenant Szekely war noch wach.

Mitternacht war schon vorüber, der unglückliche Greis saß noch an einem Schreibtische, und hatte den grauen Kopf in die hohle Hand gestützt.

Wir sagen, der unglückliche Greis! War er es vielleicht nicht?

Ein Mann — durch eine lange, lange Reihe von Jahren, ehrlich, bieder, geachtet, steht plötzlich auf dem Punkte, ehrlos, mit Schmach und Schande bedeckt zu werden, und zwar durch die Schuld eines Anderen! Er hatte in einen Mann Vertrauen gesetzt, der es mißbrauchte und den Staat bestahl. Dieser Mann war todt, und nun sollte er einstehen, er, der Lebende!

Seine Lage war entsetzlich — den Kasse-Abgang vermochte er nicht zu ersetzen, denn er besaß außer seiner Gage kein Eigenthum, er wollte sich Niemandem anvertrauen, denn er fürchtete, sich mit Verdacht zu beladen und eine Untersuchung herbeizuführen, welche das Defizit allsogleich enthüllen würde, was sollte er also beginnen?

Da zeigt sich ihm ein Pfad.

Das Geheimniß des philosophischen Goldsalzes ist zu kaufen, Fünfzehntausend Gulden ist der Preis. Die Summe

ist beträchtlich, allein das Goldsalz ist ein Arkanum, mit dem man, wie der Meister sagte, Wunderkuren verrichten kann, eine einzige glückliche Kur bei irgend einem Kavalier, und Tausende waren der Lohn, war das also nicht ein Schatz?

Cagliostro hatte ihm ein schmachvolles Ende prophezeiht, dieses war ihm gewiß, wenn man den Kasse-Abgang entdeckte, er vermochte ja nicht zu beweisen, daß nicht er, sondern der verstorbene Rechnungsführer die Kasse bestohlen habe, jenes schmachvolle Ende vermöchte er aber von sich abzuwenden, und zwar, wie der Magier heute sagte, durch ein Arkanum, welches in seinen Besitz gelangen könnte.

Sollte dieses Arkanum das philosophische Goldsalz sein?

Der Greis beantwortete diese Frage zu seiner Beruhigung, das heißt, er bejahte sie.

Das philosophische Goldsalz war also die einzige Hoffnung, auf welche er sich stützte, der Faden, der ihn von dem gähnenden Abgrunde, an dem er sich befand, hinwegzuleiten vermochte.

Man muß sich die Lage des bedrängten Greises genau vergegenwärtigen, um das Verzweifelte derselben zu fassen, und die Wirkungen, welche sie hervorbrachten, begreiflich zu finden.

Szekely war ein eifriger Rosenkreuzer, ihm war Alles das, was wir jetzt mitleidig belächeln, eine unumstößliche Wahrheit, ein Kultus, ein Glaube.

Er sah in Cagliostro einen Halbgott; wer kann es ihm verargen? lag doch Prinz Rohan vor demselben Idol auf den Knieen, Frankreich vergötterte es, Büsten aus Gips, Marmor und Erz verkündeten seinen Ruhm, unter einer derselben las man sogar die Unterschrift: „Der göttliche Cagliostro!"

Wer vermöchte also dem Greise zu zürnen, wenn er an dem Ausspruche dieses Mannes festhielt, wie an einem unfehlbaren Orakel, wenn er an das ihm verkündete Rettungs-

mittel starr und unerschütterlich glaubte, und auch nach seinem Besitze strebte?

Der Entschluß, das Arkanum an sich zu bringen, stand also fest, und es handelte sich nur um die Summe, welche dafür gefordert wurde?

Fünfzehntausend Gulden!

Szekely besaß das Geld nicht, er wußte auch Niemanden, der ihm eine, für die damalige Zeit schon beträchtliche Summe, leihen würde; außerdem wurde er von Matolay gedrängt, es war ja ein Laie da, der das Arkanum ebenfalls zu kaufen verlangte, er mußte sich also beeilen, wollte er nicht des einzigen Rettungsmittels verlustig werden, woher also in der Eile das Geld nehmen? Morgen Früh schon mußte er sich entschlossen haben und den Kauf vollziehen, woher also plötzlich die Summe nehmen?

In der Mitte dieser Erwägungen treffen wir den Greis.

Es ist kein Wunder, wenn ihn der Schlaf flieht, wo Aufregung der Aufregung folgt, wo man aus einem Wundermeere — denn was waren für ihn die Szenen bei dem Magier sonst? — auf ein schwankes Boot gelangt, und nun von Gefahr umwogt, nach Rettung forscht, da ist es natürlich, daß man nicht an Ruhe denken kann, daß Schlaf und Traum ferne bleiben.

Geld, Geld und wieder Geld!

Das ist die Achse, um welche sich in diesem Momente sein Ideenkreis bewegt.

Er findet keinen Weg, es zu erlangen — unmuthig, sich vergebens anzustrengen, erhebt er sich rasch vom Sitz und macht einige Gänge durch das Gemach — da fällt sein Blick zufällig auf die Gardekasse — eine Idee blitzt in seinem Kopfe auf.

Da drinnen, denkt er, ist Geld, mehr, als ich brauche!

Der Greis schrickt vor dem eigenen Gedanken zurück.

Er schüttelt, unmuthig über sich selbst, den Kopf und beginnt rascher als früher auf- und abzuwandeln.

Es ist, als wolle er weit weg von der Stelle fliehen, wo ein so entsetzlicher Gedanke ihn überkam.

Aber so wie sein Körper in einem nur engen Raume sich hin und her bewegt, so umschreiben auch seine Ideen von nun an nur einen kleinen Kreis und sammeln sich immer wieder und vereinigen sich in dem fürchterlichen Gedanken: „Da drinnen ist Geld!"

Er vermochte dieses Gedankens nicht mehr los zu werden.

Der Kampf zwischen dem Ehr- und Pflichtgefühl einerseits und der verlockenden Gelegenheit andererseits begann.

Der Greis litt dabei unsäglich — seine durchfurchte Stirne war schweißbedeckt — seine Züge fast verzerrt.

Der Weg zur Rettung war gefunden, aber er führte über ein Verbrechen hinweg —

Verbrechen!

Dieß Wort klang in der Seele des Greises furchtbar wieder. Er schauerte davor.

Was jetzt seine Lage verschlimmerte, war die Frucht der Unkenntniß, der Fahrlässigkeit eines unzeitigen Vertrauens; was ihm auch immer bevor stand, sein Gewissen sprach ihn von jedem bösen Vorsatze, von jeder ungesetzlichen That, von jedem Verbrechen frei, — wenn er aber selbst ein Verbrecher — dann — er vermochte nicht weiter zu denken — das Entsetzen erfaßte ihn, er warf sich ächzend auf den Stuhl und versank in düsteres Hinbrüten.

Die Szene änderte sich.

Der Magier mit seiner Prophezeihung trat lebhaft vor seine Seele, das Arkanum hing vor ihm Ruhe und Frieden verheißend wie die Goldfrucht an einem Zauberbaume, der Wunsch nach Rettung und Reichthum rang sich wieder mit doppelter Stärke empor — die lockende Syrenenstimme in seinem Innern ließ sich wieder hören, sie zeigte ihm nur die glänzende Seite des Gelingens und überdeckte die Kehrseite mit Rosen, damit sein befangener Blick den Abgrund

nicht gewahre. Diese Stimme verhieß ihm nicht nur Rettung, sondern auch Ansehen und Ehre.

Der unglückliche Greis verbrachte mehrere Stunden in dem schrecklichen Kampfe und noch immer behauptete sein besseres Ich den Sieg, noch immer vermochte er sich nicht zu dem Verbrechen zu entschließen, bis endlich ein Gedanke den Ausschlag gab.

Die Hölle ist geschäftig, wo es gilt, ein schwaches Menschenkind zum Falle zu bringen, sie spart keine Mühe und weckt in der Brust jenen Theil wach, der ihn verbindet, den Sterblichen jederzeit zum Bösen lockt.

Szekely saß wieder am Tische und sein Auge überflog Garde-Rechnungen, die vor ihm lagen.

Es waren dieß seine Rechnungen, welche er schon oft durchgegangen und die ihm immer dasselbe Resultat, die Größe des Defizits lieferten. Es betrug an 82,000 Gulden.

So oft der Greis an diese Summe dachte, durchlief ihn ein Schauer, die Größe derselben ließ ihn zugleich an die Schwere des Ersatzes denken.

Heute war es anders.

Zu dem Gedanken: „82,000 Gulden!" gesellte sich ein anderer und dieser lautete: „Und das Arkanum kostet nur 15,000 Gulden!"

Dieser ganz natürlichen Betrachtung folgte nun rasch die Gedankenreihe: Wenn ich das Arkanum an mich brächte, betrüge das Defizit 97,000 Gulden — wie gering ist dieser Mehrbetrag gegen die ursprünglich fehlende Summe! Angenommen, ich kaufte das Arkanum nicht, so vermöchte ich auch das große Defizit nicht zu ersetzen, warum sollte ich also nicht 15,000 nehmen, wenn ich dadurch in den Stand gesetzt werde, 82,000 Gulden zu ersetzen, die durch die Schlechtigkeit eines Andern abhanden kamen?

Wo es einmal so weit gekommen, daß das Gute mit dem Bösen im Kampfe liegt, dort schwankt die Wage und ein Korn gibt oft den Ausschlag.

Dem Greise war es, als ginge ihm mit dem trügerischen Schluß, den er eben machte, ein neues Licht auf. Einmal auf den abschüssigen Weg gebracht, fuhr er in seinen Gedanken fort: „Ich habe von den fehlenden 82,000 Gulden nichts genommen, und doch müßte ich, wenn ich vor den Richter käme, den Abgang schwer büßen, man wird mich immer der That beschuldigen, und die Wahrheit — daß der verstorbene Lakner der Thäter war — für eine bloße Ausrede nehmen, ich würde also für den ersten großen Abgang jedenfalls büßen müssen, wenn ich also schon in dieser Gefahr schwebe, so geben bei einer solchen Summe 15,000 Gulden mehr oder weniger keinen Ausschlag, ich verschlimmere dadurch meine Lage nicht, sondern habe vielmehr die Hoffnung, den ganzen Abgang zu decken und mich gänzlich zu befreien.

Der Greis hatte sich in dem Labyrinthe seiner Sophismen so vergangen, daß von nun an jeder Kampf ein Ende hatte. Das Gefühl der Ehre mußte verstummen, der Beschluß war gefaßt und allsogleich ausgeführt.

Er ging zur Kasse — nahm aus derselben die zum Kaufe des Arkanums nöthige Summe, wickelte sie in ein Papier und legte sie in die Lade, um am Morgen bei dem Meister den Kauf abzuschließen.

Hierauf ging er zu Bette, ohne jedoch bis zum Morgen, von dem ihn nur wenige Stunden trennten, ein Auge zu schließen.

Der Meister der Loge zu den „sieben Planeten“ war am andern Tage noch nicht angekleidet und schon trat Szekely bei ihm ein.

Es wurde sogleich nach Götz, dem Diener und Laboranten des Baron Liebenstein gesendet, welcher die 15,000 Gulden in Empfang nahm und dafür dem Oberstlieutenant das Geheimniß des philosophischen Goldsalzes verrieth.

Unter den Rosenkreuzern herrschte gewaltiger Jubel — Cagliostro verblüffte die Residenz — einer aus ihrer Mitte hatte ein Arkanum, welches als Universalheilmittel in alle zweiunddreißig Winde ausposaunt wurde, welcher Ruhm, welche Ehre, welche Aussicht auf Proselyten, reiche, vornehme, einflußreiche Brüder!

Der Visitator von der Hauptmauth, der dicke Bacciochi schwamm in Wonne, wo er ging und stand jubelte der Bruder Merkurius: „Vivat societas Rosae crucianorum!"

Ein siebzigjähriger Greis, der mehr als ein halbes Jahrhundert lang dem Staate treu und redlich gedient hatte, war dabei zum Diebe geworden!

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Und wieder in der Nacht.

Es war in derselben Nacht, wo der greise Soldat der Versuchung unterlag.

Die Szene ist wieder in dem Landhause zu Währing.

In einem Gemache des linken Flügels sitzt an einem Tische der Mann, der sich Graf Allessandro Cagliostro nennt.

Vor ihm liegen zahlreiche Briefe, die noch unerbrochen sind. Er hat sie eben erhalten und lehnt gleichsam ausruhend in dem Armsessel, bevor er sich an die neue Arbeit macht.

In dem Gemache herrscht das Schweigen eines Grabes.

Der Magier blickt ruhig vor sich hin. Auf seinem Antlitze spiegeln sich Zufriedenheit und eine gewisse Seelenruhe, die man diesem Manne nimmer zutrauen möchte.

Jetzt neigt er sich vorwärts, ergreift einen Brief und erbricht das Siegel.

Ah, aus Böhmen! murmelte er und entfaltete das Schreiben.

Hierauf beginnt er zu lesen:

„Im Namen des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit!“

„Ich kehre so eben von einer Rundreise zurück, die ich durch die einzelnen Kreise dieses Landes gemacht habe. Meinem Eide getreu, bringe ich alle Wahrnehmungen zu Papier, um sie zur Kenntniß meines hohen Meisters und durch ihn zur Wissenschaft des heiligen Ordens zu bringen.“

„In diesem Lande wuchert eine reiche Saat für die Brüder des Lichts, denn Unzufriedenheit herrscht in den meisten Kreisen. Noch waren die von den kirchlichen Reformen aufgeregten Gemüther nicht besänftiget und schon brach eine neue Katastrophe heran, welche von uns auf's Trefflichste benützt, dem jetzt herrschenden Systeme zahllose Feinde schuf. Ich meine hier die Adamiten-Verfolgung, welche Sekte, auf die veröffentlichte Toleranz bauend, sich an's Tageslicht gewagt hatte und von der Regierung auf's Heftigste verfolgt wurde. Für den Augenblick ist es wohl gelungen, die Deisten durch Vertheilung in die Grenzkompagnien, durch Deportation nach Galizien, Slavonien und Siebenbürgen u. s. w. zu zerstreuen, allein die Mehrzahl verheimlicht ihr Bekenntniß, treibt jetzt im Verborgenen ihr Wesen und säet mit uns im Bunde Mißvergnügen und Unzufriedenheit. Das Landvolk steckt noch in tiefer Unwissenheit, in Aberglauben und Rohheit, die Städter sind zwar in der Kultur schon mehr vorgeschritten, allein so wie jene in Finsterniß, so waren diese in Egoismus und schreien gegen jede Verfügung, die den Inhalt ihres Säckels schmälert. Die heftigsten Gegner finden die Regierungsmaßregeln in den eigenen Beamten, man vollzieht sie entweder gar nicht, oder thut es in einer Weise, die dem Systeme neue Gegner schafft. Man führt die strengen Maßregeln mit Bitterkeit aus, ohne auch nur eine Spur jener

Gerechtigkeitsliebe und Menschenfreundlichkeit durchschimmern zu lassen, welches den Herrn des Staates charakterisirt. Strenge Censur, von Toleranz keine Spur, man findet sie hier zu Lande nur auf dem Papier und auf der Mauth. Mitten durch alle diese feindlichen Elemente schleicht jene altböhmische Partei, die noch immer nicht vergessen kann, was sie mit der Schlacht auf dem „weißen Berg“ verlor, deren Groll aber um so gefährlicher ist, je mehr sie denselben zu verbergen versteht. In jedem Einzelnen dieser Partei besitzen wir einen Verbündeten, wenn er auch nicht unserem Orden angehört. Der —“

Von hier an begann der Magier leise zu lesen, überflog den Rest des Berichtes mit geringerer Aufmerksamkeit, und nahm, zu Ende gekommen, einen zweiten Brief zur Hand.

Er kam aus Ofen, in Ungarn. Der Magier las:

„Im Namen des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit!“

„Beiliegend übersende ich die Kopie eines Briefes, den der Kaiser hieher an einen Magnaten schrieb. Er lautet:

„Mein Herr!

„Jede Vorstellung, die man Mir macht, es sei, um die einzelne Glückseligkeit eines Menschen, oder die Gerechtsame einer ganzen Nation, muß Mir durch unwidersprechbare Beweise aus der Vernunft dargethan werden, wenn sie Mich zur Abänderung einer bereits getroffenen Entschließung bringen sollte. Ich sehe aber in den Demonstrationen Ihrer Nation nicht das Geringste hievon. Ueber die Einführung des Werbbezirks und die Hinwegschaffung der Reichskrone, habe Ich Mich bereits gegen einen Ihrer Magnaten geäußert; was aber den neuen Steuerfuß für das Königreich und die deutsche Sprache, welche Ich den Gerichtshöfen verordnete, betrifft, werde Ich Ihnen ganz kurz Meine Sentiments erklären.“

„Das Erstere versichert dem Unterthan sein Eigen-

thum, bestimmt die Abgaben für die Krone, und jene für den Güterbesitzer auf eine solche Art, wie sie in Meinen deutschen Erblanden längstens üblich ist, und überläßt der Willkür der Edelleute keine eigennützige Erhöhung derselben mehr. Ist dieß kein Vortheil für den gemeinen Mann? Der Landmann, welcher die größten Lasten der allgemeinen Bedürfnisse zu tragen verbunden ist, hat auch ein vorzüglichstes Recht auf den Schutz des Königs; und dieses, mein Herr, sieht man in Ihrem Vaterlande mit einem neidigen Auge an. Die deutsche Sprache ist die Universalsprache Meines Reiches? Warum sollte Ich die Gesetze und öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben traktiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reiches, dem zufolge sind die übrigen Staaten, die Ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staate in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin. Wäre das Königreich Hungarn die wichtigste und erste Meiner Besitzungen, so würde Ich die Sprache desselben zur Hauptsprache Meiner Länder machen; so aber verhält es sich anders."

„Ohnerachtet die Befehle, welche Ich hierüber erlassen, Meine Gesinnung einleuchtend genug dargestellt haben, so bin Ich doch allezeit bereit, auch einzelnen Unterthanen Meiner Reiche die Veranlassungen und das Positive Meiner Grundsätze näher zu erklären. — Herr Graf! Sie erhalten eben einen Beweis hievon.

Josef."

Cagliostro nahm eine dritte Zuschrift zur Hand und las:

„Kurze Relation über die letzte Empörung in Siebenbürgen."

„In Siebenbürgen hatte sich, besonders unter dem Landvolke schon längst die Meinung verbreitet, der Kaiser beabsichtigte den Bauern aus der Herrschaft und Tyrannei des Adels zu befreien. Diese Meinung erhielt durch die

großen Veränderungen der jüngsten Jahre eine ziemliche Bestätigung. Die Stimmung des Landvolkes, den Edelleuten gegenüber, wurde daher eine sehr gereizte, und es bedurfte nur eines Funkens, um die Pulvertonne aufsteigen zu machen. Dieß blieb nicht aus. Das Land sollte, dem kaiserlichen Befehle zufolge, numerirt und konskribirt werden. Das Landvolk freute sich darüber, denn es meinte, durch die Konskription zu blos kaiserlichen Unterthanen geworden zu sein, glaubte an die Einführung einer neuen Grenzmiliz, weigerte sich, Herrendienste zu leisten, und kündigte den Grundherren den Gehorsam. Ein unternehmender, verschmitzter Mann, Nikolaus Urß, mehrfach Horjah genannt, ein Unterthan der Kameralherrschaft Spalantana, wurde von uns als Werkzeug benützt. Er mußte sich zum Rädelsführer aufwerfen, und die Wallachen in der Hunyader Gespanschaft gegen die Edelleute aufwiegeln. Es wurde eine große Volksversammlung arrangirt, bei welcher Horjah mit einer goldenen Kette um den Hals erschien, an der das Bildniß des Kaisers prangte, und die er vorgab, vom Kaiser erhalten zu haben. Er mußte ferner angeben, vom Kaiser selbst gesendet zu sein, und zeigte zur Bestätigung eie mit goldenen Buchstaben versehene Schrift vor, die er ein kaiserliches Patent nannte. Unser Werkzeug besaß ein ziemliches Rednertalent, und verstand es fürtrefflich, seine Landsleute zum Aufruhr zu bewegen.

„Der Sturm brach los, Horjah versprach den Aufständischen Waffen, wenn sie mit ihm gegen Karlsburg zögen. Auf dem Wege dahin kamen ihnen drei Stuhlrichter mit Komitatspanduren entgegen, welche vom Vicegespan den Auftrag hatten, die Rebellen zu vertreiben. Die Bauern fielen über sie her, tödteten die Stuhlrichter und verjagten die Soldaten. Nun begannen die Verwüstungen. Mord und Brand bezeichneten den Weg der Empörer. Die Edelleute wurden aufgesucht und erschlagen, kaiserliches Gut blieb bis jetzt noch verschont, denn noch immer geschah

Alles unter dem Deckmantel, man wolle nur dem Kaiser unterthan sein. — Das Gubernium referirte nach Wien, von daher kam die Allerhöchste Resolution, der Gouverneur Baron Bruckenthal möge die dort liegenden Regimenter gegen die Empörer ausrücken lassen, jedoch mit möglichster Schonung vorgehen, es wurde ihm aufgetragen, einen Generalpardon publiziren zu lassen und 300 Dukaten auf Horjah's Kopf zu setzen. Die Aufständischen waren mittlerweile 16,000 Mann stark geworden. Oberstlieutenant Schulz, welcher ihnen mit einiger Mannschaft entgegenrückte, hatte den ausdrücklichen Befehl, sich nur im Nothfall zur Wehre zu setzen. Er lud Horjah zu einer persönlichen Unterredung ein und versprach ihm, sich für einen General-Pardon, Untersuchung der Klage und Verminderung der Roboten zu verwenden. Trotz der Gegenwirkung unseres Werkzeuges begab sich doch ein Theil der Aufständischen zur Ruhe, wir sorgten dafür, daß Horjah mit den anderen unter Waffen blieb. Man marschirte 8000 Mann stark gegen das Schloß Deva, die Bürgerschaft leistete verzweifelte Gegenwehr, und die Edelleute, erzürnt auf die Regierung, bildeten ohne jede weitere Rückfrage eine Insurrektion. Die beiderseitige Wuth steigerte sich, was man wechselseitig in die Hände bekam, wurde umgebracht. Horjah sandte an die Komitatstafel schriftliche Kapitulationspunkte, deren Hauptinhalt war: „Kein Adel soll mehr sein — Jeder soll verpflichtet sein, Kontribution zu entrichten — die Adeligen sollen ihre Besitzungen verlassen und diese unter die Bauern vertheilt werden." In diesen von uns entworfenen Punkten liegt der Sinn unserer Devise: „Licht, Freiheit und Brüderlichkeit". Auch den Edelleuten ließ Horjah Frieden entbieten, wenn sie ihren Adel abschwören, ihm bis zur Krönung eines rechtmäßigen Königs als Generalkapitän gehorchten, das Eigenthum ihrer Güter mit den Wallachen theilten, die katholische Religion verlassen und die griechische annehmen würden. — Hierauf schritt die Regierung zu

energischen Maßregeln. Zwischen den Aufständischen trat Zwiespalt ein, Horjah zählte nunmehr nur noch 2000 Mann, setzte aber nichtsdestoweniger seinen Widerstand fort und legte sich statt des bisher geführten Titels: „Kapitän und Obergespan des Hunyader Komitates“, den Titel „Dux Chrisialis“ oder manchmal „Rex Daciae“ bei. Außer Horjah waren bei diesem Aufstande noch mit uns verbündet ein sicherer Salins, der feige entfloh, als er von kaiserlicher Seite Ernst sah, ferner der Mitanführer Klotska und der griechische Mönch Krischan. Es währte lange, bis man des Aufstandes völlig Meister wurde. Horjah mußte im Gebirge Widerstand leisten, denn es lag uns daran, den Kampf so lange als möglich fortdauern zu lassen. Endlich wurde er in die Enge getrieben und von den Seinigen abgeschnitten. Er und Klotska entflohen, einige Kameraden verriethen ihren Aufenthalt und sie wurden gefangen genommen. Der Mönch Krischan rettete sich durch Selbstmord. Horjah und Klotska leugneten bei der Untersuchung, Letzterer blieb standhaft, Ersterer war jedoch auf dem Punkte, an uns den Verräther zu spielen. Er erbot sich dem Kaiser Dinge von der größten Wichtigkeit zu entdecken, wenn man ihn nach Wien bringen würde. Zum Glücke hielt man diese Angabe für eine Finte, welche Horjah ersann, um auf der Reise Gelegenheit zur Flucht zu erhalten. Man schlug ihm daher sein Begehren ab, und er und Klotska wurden gerädert. Die Frucht der Empörung sind 62 verwüstete Dörfer, 132 niedergebrannte Edelhöfe und 4000 ermordete Männer, Frauen und Kinder aus dem Edelstande. Wie viel von den Aufständischen blieben, weiß man nicht.“

Cagliostro legte auch diesen Bericht zur Seite, und nahm einen weiteren Brief zur Hand.

Nach der gewöhnlichen Eingangsformel las er:

„Hier in Galizien ist eine Hungersnoth zu befürchten,

bricht diese herein, so werden auch deren gewöhnliche Gefährtinnen, Krankheiten der mannigfachsten Art, nicht ausbleiben. Bei dem Gubernium ist zwar eine Schrift des Kaisers angelangt, welche derselbe, obwohl sie sechs Bogen stark ist, in Einer Nacht verfaßt hat, aber die in dieser Schrift angegebenen Mittel zur Hintertreibung des Unglückes werden wenig fruchten, weil die Beamten sich nicht beeilen werden, sie auszuführen. Die in Lemberg errichtete Kommission zur Ueberwachung der Bauten, erregt großes Mißvergnügen, weil jeder Hausherr, wenn er sein Haus neu aufbauen will, sich vorher beim königlichen Kreisamte melden muß.“

Der Magier nahm ein weiteres Schreiben zur Hand, welches aus Brüssel datirt war.

Er las leise, hielt oft inne, dachte nach und las dann weiter.

Auch damit zu Ende, griff er nach einem weiteren Brief.

Er war aus Innsbruck datirt.

Der Magier las:

„Im Namen des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit.“

„Ein Vorfall von Wichtigkeit macht viel von sich reden. Wir waren auf dem Wege einen Aufstand zu bekommen, der in einem Lande, wie dieses, sehr gefährlich ist. Der bekannte Befehl der Wiener Regierung in Bezug auf die Entfernung der Votiv-Geschenke, der Entkleidung der Heiligenbilder, Vereinfachung der Gotteshäuser u. s. w. führte hier zu einem großen Exzesse. In der Pfarrkirche sollen zwei an den Mittelpfeilern angebrachte Seitenaltäre auf höhere Anordnung abgebrochen werden. Es heißt, die Altäre seien ungeschickt angebracht, und verunzieren das Schiff der Kirche. Unglücklicher Weise wählte man hiezu einen Tag, an welchem wegen ausgesetzter Kreuzpartikel eine

Menge Volkes in der Kirche versammelt war. Man würde über diese ungeschickte Zeitwahl staunen, wenn man es nicht gewohnt wäre, die Befehle der Wiener Regierung hier jederzeit auf solche Weise ausgeführt zu sehen, damit sie Unwillen erregen müssen. Wenn alle hiesigen Dikasterianten Illuminaten wären, sie könnten uns nicht besser in die Hände arbeiten. Die Arbeiter, zum Abbrechen der Altäre waren kaum gekommen, so begannen die Kirchenbesucher zu murren, steckten die Köpfe zusammen, und fielen mit gewaltthätiger Hand über die Arbeiter her. Diese in Todesangst, von dem aufgeregten Pöbel mißhandelt zu werden, flehten um Schonung, und versprachen, daß sich keiner von ihnen würde zu dieser Arbeit mehr brauchen lassen. Das rettete die Arbeiter. Damit war aber die Sache noch nicht abgethan. Der Pöbel besetzte das Glockenhaus und erklärte, daß, sobald noch ein Versuch, die Altäre abzubrechen, geschehen sollte, man unverzüglich die Sturmglocke ziehen und das Volk zu den Waffen rufen würde. Außer dieser rebellischen Drohung wurden zwanzig mit Messern, Sensen und Hacken bewaffnete Weiber in und um die Kirche aufgestellt, um, wie sie sagten, die Bilderstürmer und den Umsturz der Religion zu verhindern. Wir haben natürlich das Unsere zur Hetze mit beigetragen, es war zwar voraus zu sehen, daß der Widerstand vereinzelt bleiben würde, und kein besonderer Effekt zu erwarten sei, allein die Regierung war doch gezwungen, ihre Anordnung zurück zu nehmen und das war uns genug. Wen man einmal schwach findet, über den wagt man sich ein zweites Mal wieder. Die Landesstelle gab sich viele Mühe, die Aufgeregten zu besänftigen, was auch gelang, weil man die kaiserliche Anordnung unausgeführt ließ. Nach diesem ersten Exzesse steht es zu erwarten, daß es bald zu weiteren kommen wird, was an uns liegt, soll nicht versäumt werden.“

Der Magier nahm nun alle diese Briefschaften, faltete sie sorgfältig zusammen, so daß sie ein Paket bildeten.

Der Großmeister, sprach er wohlgefällig vor sich hin, wird mit dieser Ladung sehr zufrieden sein. Ich habe das Netz mit kluger Hand durch das ganze Reich gezogen, und meine Sendlinge durchziehen Stadt um Stadt und arbeiten im Sinne des heiligen Ordens. Wahrhaftig, wer das riesige Gewebe kennt, wie die Söhne des Lichtes es über den ganzen Welttheil gezogen, der wird die Erfüllung unserer Zwecke auch für möglich halten. Auf den Trümmern der alten Gesellschaft muß eine neue entstehen. Die Monarchien müssen gestürzt werden und die Völker müssen sich selbst regieren, das ist die Leuchte, die wir dem morschen Welttheil aufstecken wollen, das ist das Licht, welches jeder Illuminat verbreitet. Licht, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, in diesen Worten liegt unser Zweck, sie bilden unsere Devise.

Wie leicht, fuhr der Magier nach kurzer Pause fort, ist dieses Päckchen und wie schwer sein Inhalt. In dieser kleinen Hülle liegt die Mißstimmung vieler Millionen aufgezeichnet. Sie ist unserem Zwecke günstig, der Boden hier ist unterwühlt und so wollen wir's. Wohin man in diesem Reiche das Auge wendet, überall findet man den Samen von Unwillen und Unzufriedenheit ausgestreut, wer hätte es glauben sollen, daß die wirklich großen Fürsten unserer Zeit, deren Popularität uns so gefährlich hätte werden können, daß sie durch ihre aufklärungs-freundlichen Maßregeln uns eben so in die Hände arbeiten würden, wie jenes Königshaus an der Seine, das mit Riesenschritten seinem Falle entgegen geht. Aber, so wie die Menschen sind, ist es nicht anders möglich; was ihren Gewohnheiten widerstrebt, ihre Interessen gefährdet, ihren Egoismus verletzt, das feinden sie an, ob es dem großen Ganzen zum Heile oder nicht, darnach fragen sie nicht, sie haben nur immer ihr eigenes kleines Theilchen vor Augen. Wo aber gibt es eine Neuerung, die nicht dem Einen oder dem Anderen zu nahe tritt? Unsere Aufgabe ist es, diese Anfeindungen zu benützen, die Unzufriedenheit fort zu nähren, das Ansehen der

Autorität zu schwächen, die Achtung vor dem Gesetze zu mindern und Mißtrauen zu verbreiten.

Ich habe der Agitation gegen den Kaiser einen neuen Impuls gegeben, das Libell für Zahlheim hat seine Schuldigkeit gethan — der zweite Theil soll — wenn mein Plan gelingt — bald nachfolgen. Der Pöbel soll das Schauspiel genießen, Verbrecher aus den höheren Ständen hervorgehen zu sehen, mit einem jeden solchen Falle geht ein Stück jenes Nimbus verloren, welcher diese Stände umhüllt und die Gleichheit feiert ihren Triumph. Der Fürst zurückgeschreckt von dem Leichtsinn und der Entartung, erzürnt, Männer fallen zu sehen, die sein ganzes Vertrauen besitzen, wird sich vielleicht zur Härte verleiten lassen; uns werden sich neue Angriffspunkte bieten, die Vollziehung des Gesetzes muß dann als Tyrannei hervorgehen und ausposaunt werden, damit ihr gegenüber ein anderer Theil unserer Devise in voller Glorie strahle, das — ist die Freiheit!

Und wie klug habe ich meine Opfer erwählt!

Mit ihrer Bestrafung wird man nicht nur ihre Familien verletzen, ihre Nationalitäten kränken, o nein, man wird auch jene zahl- und einflußreiche Verbrüderung, der sie angehören, gegen sich herausfordern. Rosenkreuzer und Freimaurer werden schäumen, ihre Agitation wird die unsere vermehren, aus bisherigen Freunden werden Feinde werden.

Das Spiel hat begonnen, die Rollen sind vertheilt, mir ist die Aufgabe geworden, die Spieler zu lenken. In meinen Händen sind die Automaten, sie glauben einen Willen zu haben, und handeln nur nach meinem Willen, ich gängle sie, befehle ihnen stehen zu bleiben, oder nach dieser oder jener Richtung sich fortzubewegen.

Ach, wie erbärmlich sie doch Alle sind; das vernunftlose Thier ist nicht so gefügig wie ein Mensch, den man an seiner schwachen Seite faßt, dessen Neigungen und Leidenschaften man zu schmeicheln versteht. Ich kenne sie, ich habe

die geheimsten Falten ihrer Herzen erforscht und eben, weil ich sie kenne, beherrsche ich sie, und sie dienen mir als Werkzeuge zur Erreichung meiner Pläne.

Der Magier schweigt.

Im Gemache herrscht wie früher tiefe Stille.

Die Kerzen sind herabgebrannt.

Er siegelte rasch das Paket, in welchem sich die eingelaufenen Berichte befinden und erhebt sich.

Die Uhr schlägt die zweite Stunde nach Mitternacht.

Der Feind der Ruhe geht zur Ruhe.

Ende des ersten Theiles.

Eduard Breier's

gesammelte

Romane und Erzählungen.

4. Band. (Neue Folge.)

Die Rosenkreuzer in Wien.

II. Theil.

Wien.

Druck und Verlag von Plachy & Spitzer.

1863.

Die
Rosenkreuzer in Wien.

Sittengemälde
aus der Zeit Kaiser Josef's II.

von

Eduard Breier.

II. Theil.

Wien.
Druck und Verlag von Plachy & Spitzer.
1863.

Erstes Kapitel.

Cagliostro, der Wundermann.

Wir sind in unserem Gemälde auf einem Ruhepunkt angelangt.

Wie in allen unseren Werken, werden wir auch hier diese Stelle zu einer Auseinandersetzung benützen, die wir, wenn wir weniger gewissenhaft, und um das Vertrauen unserer Leser weniger besorgt wären, ohne Störung des Ganzen hätten hinweglassen können; wir glauben jedoch schon oft genug bewiesen zu haben, daß wir gewohnt sind, auf fester Basis zu bauen, wir lieben es zwar, im Erzählen die Phantasie spielen zu lassen, allein wir lassen ihr die Zügel nicht so weit schießen, daß ihr die Phantasie des Lesers nicht folgen könnte, das heißt, wir muthen dem Leser nichts zu, was er als überspannt und unmöglich verdammen würde.

In einem Gemälde nun, wo der Name Cagliostro — wir sagen blos, der Name — die Hauptrolle spielt, ist dieß nicht immer leicht möglich — hier ist die geschichtliche Basis schon phantastisch und wunderähnlich, hier hat man

geschichtliche Daten, die wir noch heute nicht fassen können, deren Wahrheit wir gerne bezweifeln möchten, wenn nicht Augen- und Ohrenzeugen sie uns meldeten, wenn nicht übereinstimmende Berichte sie bestätigten.

Wir halten es daher für zweckmäßig, um Allem, was wir in unserem Gemälde geschildert haben, den Stempel der Glaubwürdigkeit zu verleihen, einzelne Züge aus dem abenteuerlichen Leben Cagliostro's vorzuführen. Wir beabsichtigen keine Biographie zu liefern, deren Umfang Bände füllen würde, sondern wir wollen blos einzelne historische Daten hervorheben, um aus dem Leben des großen Abenteurers zu beweisen, daß die Rolle, welche sein Spiegelbild in Wien durchführte, eine historische ist, wenn auch Manches darin vorkommt, was wir uns nicht erklären können.

Das Wunderbarste in Cagliostro's Leben ist unstreitig die welthistorische Erscheinung, daß im philosophischen und aufgeklärten Jahrhundert ein hergelaufener sizilianischer Abenteurer durch seine unglaublichen und doch wirklichen Wunder den halben Welttheil ihn anzustaunen, zu verehren und anzubeten zwang. Cagliostro war ein Betrüger, dieß ist gewiß, eben so gewiß ist es aber auch, daß wir manche seiner Handlungen noch jetzt einen Betrug schelten, ohne beweisen zu können, wie dieser Betrug verübt wurde.

Die erste Kunde von Cagliostro verbreitete sich um die Mitte der siebziger Jahre von London aus, er war da mit seiner reizenden Gattin Seraphine Feliciani, ließ sich in den Freimaurerorden aufnehmen, nicht um zu lernen, sondern um zu lehren. Niemand wußte, wer er war, noch viel weniger, was er vermochte. Später trifft man ihn in Holland, Venedig, Nürnberg und Leipzig. Hier prophezeihte er den Tod des Großmeisters der Leipziger Rosenkreuzer, der sich auch wirklich kurz darauf erschoß.

Von da reiste er nach Berlin, Danzig, Königsberg, er besucht überall die Logen und tritt als Reformator der Freimaurer auf, seine Zuhörer trugen die Kopien seiner

Reden als Losung des Glaubens bei sich. Es gab jedoch schon damals allerorts Leute, die dem Wundermanne nicht trauten, so z. B. rief der Kanzler von Korff in Königsberg in einer Gesellschaft: „Kinder, der Kerl ist wahrhaftig ein verkleideter Bedienter, traut ihm nicht!“ oder auch: „Er mag der Henker, ein Graf oder dergleichen sein, ein Jesuit oder ihr Emissär mag er sein!“

In Mitau, wohin er sich von hier begab, verweilte er längere Zeit. Die Dichterin Elise von der Recke in deren Vaterhaus er wohnte, gibt sich in ihrem Buche: „Nachrichten von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau 1779“ alle Mühe, die Wunder Cagliostro's zu profaniren, was ihr jedoch nicht immer gelingt. Die kurländischen Freimaurer, darunter der höchste Adel, gehörten zu den Anbetern des Wundermannes, der Reichsgraf von Medem — Elise v. d. Recke's Vater, der Landmarschall von Medem, sein Bruder, der Oberburggraf v. d. Howen, Major von Korff und Andere. Die Freigeister wagten ihren Spott nicht laut zu äußern. Nach Goldmachen, Lebenselixiren u. s. w., war man hier nicht begierig, desto mehr strebte man nach Verbindung mit der Geisterwelt. Mit dem sechsjährigen Knaben des Landmarschalls von Medem machte Cagliostro das erste magische (magnetische?) Experiment. Er träufelte ihm das Oel der Weisheit auf Hand und Kopf — (Elise meint, es sei etwas Nervenreizendes gewesen) und weihete ihn durch Beten eines Psalmes zum künftigen Seher. Der Knabe gerieth in Schweiß. Der anwesende Vater wurde gefragt, welche Erscheinung er wünsche? Seine Mutter und Schwester! Nach zehn Minuten rief der Knabe: „Ich sehe Mutter und Schwester!“ — Was macht Ihre Schwester? fragte Cagliostro. — „Sie greift nach dem Herzen, als wenn ihr etwas weh' thäte — jetzt — jetzt küßt sie meinen Bruder, der ist nach Haus gekommen!“ Als die bei der Beschwörung Versammelten nach Hause kamen, erstaunten sie nicht wenig, den sieben Meilen entfernt

gewesenen Bruder des Knaben unerwartet zurückgekehrt zu finden — was gerade während der Operation geschah — und hörten, die Schwester des Kleinen habe kurz vorher so starkes Herzklopfen gehabt, daß ihr ganz schlimm geworden war. Wenn man auch annimmt, daß man nach Cagliostro's Abreise im Medem'schen Hause ermittelte, daß der kleine Medem mit Cagliostro einverstanden war, so bleibt trotzdem noch Manches räthselhaft, und man kann dieses, so wie noch viele andere Experimente noch immer nicht in die Klasse der gewöhnlichen Taschenspielerstücke rangiren. Doch, wenn auch, was liegt am Ende an der Gattung des Experimentes, die Hauptsache ist die Wirkung, und die war außerordentlich. Man muß seine Prophezeihung von dem Schatze, der bei Wilzen vor 600 Jahren von einem Magier eingegraben wurde, und den man nicht finden könne, lesen, und man wird sehen, wie oberflächlich oft das Gaukelspiel war, welches der Abenteurer mit seinen Anhängern trieb, und wie sie dabei doch in der Bewunderung verharrten, und seinen Ruhm nach allen Winden ausposaunten. Viele Experimente mißglückten ihm, das brachte ihn aber nie aus der Fassung, er fand jedesmal eine passende Ausrede, einen Vorwand zum Bemänteln. Wenn gar nichts Anderes paßte, so sagte er, er habe vorsätzlich so gehandelt, um das Vertrauen und die Gläubigkeit der Anwesenden zu prüfen. Elisen's Großmutter, die greise Starostin von Korff, empfing ihn als Charlatan. Darüber erbost, rief er in Gegenwart ihrer Verwandten: „Sie wird ihre Beleidigung büßen. Heute über's Jahr, ehe sie ihre Mittagssuppe ißt, wird sie des Todes sein!“ Die gläubigen Verwandten beschworen ihn, die Prophezeihung zurückzunehmen, er bedauerte, es nicht thun zu können, seine Oberen dulden nicht, daß ihr Abgesandter verhöhnt werde, sie haben ihm die Prophezeihung befohlen. — Das Jahr verstrich, Cagliostro war über alle Berge, und die Starostin überlebte nicht nur den 13. Maï 1780, sondern auch noch mehrere folgende

Jahre. Ueber Cagliostro's Verbindung mit dem Herzog und der Herzogin von Kurland, beobachtete Elise v. d. Recke ein vorsichtiges Schweigen; wenn man Cagliostro's Worten glauben darf, so ist der kurländische Adel damit umgegangen, ihn auf den Herzogsthron zu erheben!!!

In Petersburg trat Cagliostro als Arzt auf, als Wunderdoktor, der keine Bezahlung annahm; das machte Aufsehen, die russischen Großen drängten sich zu ihm und zu seiner schönen Gemalin (?), die hier den Namen einer Prinzessin von Sancta Croce führte. Sie gab vor fünfzig Jahre alt zu sein, und sah aus wie ein zwanzigjähriges Mädchen, die alten Russinnen wogen ihr Verjüngungswasser mit Gold auf, die Damen wurden zwar nicht jung, aber ihre Verehrer versicherten es, und Cagliostro war ein Gott. Die Geschichte von dem russischen Fürsten, der sich in die reizende Seraphine verliebte, eines Fürsten, „welcher der wahrhafte Gott Rußlands war", läßt an Potemkin denken. Man glaubt einen Roman zu lesen, vielleicht ist's auch ein Roman; Faktum bleibt jedoch, daß der Abenteurer Petersburg auf Befehl der Kaiserin verlassen mußte, nachdem es ihm geglückt war, durch seine Aufdeckung verborgener Dinge und durch seine Prophezeihungen Aufsehen zu erregen, und schweres Gold zu verdienen. Die Ursache dieser Ausweisung wird verschieden angegeben; nach Einigen soll ein von ihm gestohlenes Kind, nach Anderen der Brotneid des kaiserlichen Leibarztes, und wieder nach Anderen der preußische oder spanische Gesandte daran Schuld sein.

Von da begab sich der Sizilianer nach Warschau, so wie überall, formirte er auch hier eine egyptische Loge, er citirte unter Anderem vor seinen Anhängern den Geist eines egyptischen Großkophta, dessen dicke Figur Verdacht erregte, man stürzte auf ihn los, die Lichter erloschen, Pudermantel, Bart, Maske und Turban verschwanden unter dem Tische, und als gleichzeitig die Kerzen wieder entbrannten, saß Cagliostro an der Stelle des verschwundenen Geistes, und

versicherte, der Geist sei in derselben Sekunde, wo er auf seinen Ruf erschienen, von höheren Mächten wieder nach Egypten abberufen worden. In Wola bei Warschau — ein Ort, der in dem polnischen Befreiungskampfe eine andere Berühmtheit erlangt hat — war sein Laboratorium, wo er im Beisein vertrauter Logenglieder Gold erzeugte. Graf Moczinski, selbst ein tüchtiger Chemiker, bemerkte, wie er unter seiner Maurerschürze Schmelztiegel verwechselte, Cagliostro wurde wüthend und sagte: Der Einfluß des Teufels störe ihn hier u. s. w. Die langen Operationen — sie währten wochenlang — gefielen den reichen Polen nicht, welche dabei immer Psalmen singen mußten; eines Morgens war der Sizilianer sammt seiner Gattin rein verschwunden, sein Aufenthalt kostete seinen Anhängern in Warschau bei 8000 Dukaten!

Nun begann sein Auftreten in Straßburg, Lyon und Paris.

Er machte Blinde sehend, Lahme gehend, zitirte Geister und fabrizirte Gold. Marschälle, Barone, Marquis waren im Elsaß seine intimsten Freunde; als ein höherer Polizeibeamter dem Magier gegenüber als Jupiter tonans auftrat, mußte die reizende Seraphine die Rolle der Semele übernehmen. Cagliostro kam in die Mode, als er einen Adjutanten des dortigen Befehlshabers vom Brande heilte, fand man in seinen Assembleen sogar einen Theil des Offizierkorps. Ein Dragonerhauptmann dankt ihm in einer Zeitung für die Wunderkur, die er an ihm vollbracht. Das Landhaus, wo er seine egyptischen Logen hielt, wurde noch später das Calostrianum genannt, die Einrichtung spendete ein hoher Gönner, sie kostete 20,900 Franken. Hier lernte er den Prinzen Rohan kennen, den Großalmosenier von Frankreich; der Prinz besuchte ihn zuerst.

„Ich verdrehe ihm den Kopf," sagte Cagliostro zu seiner Frau, „Du thue das Uebrige".

Auch der berühmte Lavater lernte ihn hier kennen. Der

Physiognomiker war für ihn eingenommen, Cagliostro war kalt und sagte zu ihm: „Sind Sie von uns Beiden besser unterrichtet, wie ich, so brauchen Sie mich nicht — bin ich es, so brauch' ich Sie nicht!" Am anderen Tage sandte Lavater folgende Fragen an Cagliostro: „Woher stammen Ihre Kenntnisse? Wie haben Sie dieselben erlangt? Worin bestehen sie?" Darauf erfolgte die lakonische Antwort: „In verbis, In herbis, In lapidibus!"

Der Minister Graf von Vergennes, der Marquis von Seyer, der Großsiegelbewahrer von Miromenil, gehören bereits zu seinen Protektoren.

In Lyon angekommen, heißt es, der Wundermann sei gestorben, aber er lebt wieder auf, er muß hier eine egyptische Mutterloge stiften und verübt Wunder über Wunder.

Im Jahre 1785 kommt er nach Paris. Er kommt mit Extrapost, hat Diener, Laufer, Kouriere. Die 72 Pariser Freimaurerlogen geriethen in Bewegung, er zitirt heute den Geist d'Alemberts, morgen die Kleopatra, Prinz Rohan ward von ihm so umstrickt, daß er in der bekannten Halsbandgeschichte eine eben nicht schmeichelhafte, ja sogar fatale Rolle spielte: so sagte er einst zur Gräfin Lamotte: „Er (Cagliostro) sei der größte und weiseste Mensch, ja, ein wirklicher Gott. Was ist's, was er nicht vermöchte?" Es wird von glaubwürdigen Zeugen versichert, man habe den Prinzen vor dem Grafen auf den Knieen liegen sehen, wo er ihn anbetete, ihm die Hand küßte u. s. w.

Das Aufsehen, welches der Wundermann in Paris erregte, war ungeheuer, man kann daher die Wirkung ermessen, die seine Verhaftung erregte. Sein Name hat die Halsbandgeschichte erst recht berühmt gemacht. Im Kreise von 40 vertrauten Schülern, die er eben in geheimer Weisheit unterrichtete, erhielt er den Wink, zu entfliehen, er bestellte schleunigst Postpferde, aber ein Sergeant und acht Polizeidiener nahmen ihn fest, und er und seine Gattin mußten zu Fuß in die Bastille wandern.

Dieß geschah am 22. August 1785.

Die Zeitungen in ganz Europa gaben nun täglich Kunde von ihm, man erfuhr, was er aß, trank, was er sprach, wie er sich benahm u. s. w.

Die Halsbandgeschichte ist gewiß Jedem wenn auch nur aus Dumas vielgelesenem Romane bekannt.

Cagliostro wurde, wie bekannt, freigesprochen, selbst Mirabeau meint, daß der Betrüger möglicherweise in dieser Einen Angelegenheit nicht als Schelm gehandelt habe!

Aus dem Gefängnisse entlassen, war der Jubel seiner zahlreichen Anhänger außerordentlich; ihm zu Ehren veranstaltete man Bankette und Illuminationen, die Freude währte jedoch sehr kurz, der Sizilianer erhielt schon am folgenden Tage die Weisung, binnen 24 Stunden Paris zu verlassen. Cagliostro behauptet, man hätte zu seinen Gunsten eine Revolution machen wollen, er beschwichtigte seine Anhänger und zog nach Passy, vor den Thoren der Hauptstadt, wohin seine Anhänger, Herren und Damen — sogar Personen vom Hofe — ihm folgten, und da sie für sein Leben fürchteten, zu Zwei und Zwei vor seinem Zimmer Wache hielten. Bei seiner Abreise gab ihm sein Pariser Bankier Wechselbriefe nach London mit, im Betrage von 150,000 Franken.

In London angekommen, verklagte er den Gouverneur der Bastille, Marquis de Launoy und den Intendanten Chesnon, sie hätten ihn beraubt, und bei seiner Arrestation Sachen mit Beschlag belegt, die sie ihm nicht zurück erstatteten, darunter 6 Bouteillen kostbaren Balsams von Rosen, Zimmt und Essenzen, 15 Rollen, jede mit 50 Doppel-Louisd'ors, einen Beutel mit 1233 römischen Zechinen, 24 spanische Quadrupel, 2 Portefeuilles mit Papieren, 47 Billets der Caisse d'Eskompte, jedes von 1000 Livres, 4000 Livres aus der Hauskasse seiner Frau, außerdem viel Silberzeug und Juwelen.

Dieser Prozeß, als Fortsetzung der Halsbandgeschichte,

erregte nicht minderes Aufsehen, Cagliostro kehrte seine Geschosse gegen die Regierung selbst, er war gegen seinen Willen zur politischen Person geworden, und war klug genug, den Vortheil auszubeuten.

Er wandte sich in einem Aufrufe an die französische Nation gegen die königliche Macht!

„Cagliostro's Sendschreiben an die französische Nation" in allen Sprachen übersetzt, erregte das ungeheuerste Aufsehen.

In dieser Schrift, geschrieben am 20. Juni 1776, prophezeihte er:

1. Daß die Bastille werde niedergerissen und zu einem öffentlichen Spaziergange werden.

2. Daß in Frankreich ein Fürst regieren werde, welcher die Lettres de cachet abschaffen, die Generalstaaten zusammenberufen und die wahre Religion wieder einsetzen werde.

Wir machen Halt und wollen dem Wundermanne nicht weiter folgen — den Zweck unseren Lesern zu zeigen, daß ein Abenteurer den halben Welttheil dupirt, wobei er Experimente produzirte, die sehr oft Gaukelei und nur manchmal räthselhaft sind, haben wir erreicht.

Man schlage den Einfluß, den der sizilianische Abenteurer damals in gewissen Kreisen übte, nicht zu gering an. Er muß groß gewesen sein, die Kaiserin von Rußland, um den Eindruck, den er in Petersburg hervorbrachte zu paralisiren, fand es der Mühe werth, eigenhändig drei Lustspiele auf ihn zu verfassen.

In dem ersten: „Der Betrüger" wird Cagliostro unter dem Namen Kalifakscherton nach dem Leben geschildert, die hohe Verfasserin läßt ihn mit Salomon dem Weisen und Alexander dem Großen konversiren, Edelsteine schmelzen, Gold machen u. s. w.

Das zweite führt den Titel: „Der Verblendete“ und das dritte: „Der sibirische Schamane“.*)

Die ersten beiden Stücke wurden in Petersburg unter ungeheuerem Beifalle aufgeführt. Um die Wirkung dieser Stücke zu vergrößern, erachtete man es für nothwendig, das Publikum nachträglich über die Tendenz derselben zu informiren, dieß geschah in einer öffentlichen Bekanntmachung, welche ebenfalls von der hohen Verfasserin der Stücke herrühren soll.

Mit diesem interessanten Aktenstücke von Rußlands Thron herab gegen Schwärmerei, Aberglauben geschleudert, schließen wir diese Skizze, um dann unsere Erzählung fortzusetzen. Es lautet:

„Obwohl unser Jahrhundert von allen Seiten das Kompliment erhält, das philosophische Jahrhundert zu heißen und obwohl wir demselben das große Wort Aufklärung schon zum Voraus zur Grabschrift bestellen, so werden dennoch überall eine Menge Köpfe von einem so anhaltenden Schwindel ergriffen, daß die Göttin der Weisheit sich genöthigt sieht, die komische Muse um Arzenei für diese Kranken zu erbitten. Man möchte seinen eigenen Augen nicht trauen, so oft man liest, was für wunderbare Dinge um und neben uns vorgehen. Man citirt Geister, man sieht durch dicke Wände, hält Klubs mit Verstorbenen, destillirt Universaltinkturen, und präservirt sich auf ewig gegen den Tod — man schneidet Diamanten, kocht Gold, trägt den Stein der Weisen schon in der Tasche, zaubert ohne weitere Umstände den Mond herab, und reißt die Welt aus ihrer Achse. Thierischer Magnetismus und Kabbala, Desorganisation und Mystik sind aus Worten zu Ideen geworden, die dem Scharfsinn zum Wetzstein dienen. Und die Depositare

*) Nikolai ließ sie ins Deutsche übertragen, und gab sie 1788 unter dem Titel: „Lustspiele wider Schwärmerei und Aberglauben von J. Maj. d. K. v. R.“ heraus.

dieser Wundergaben versammeln nicht etwa die leichtgläubige Menge um eine Jahrmarktsbude, nein, Mesmer, Cagliostro und Kompagnie sehen sich in geschmückten, vollgedrängten Assembleen; die Pariser Welt hascht ihnen ein Geheimniß nach dem andern weg und verschickt die Pariser Puppe so eilig als möglich nach allen Residenzen zum angestaunten Modemodell u. s. w. Da schüttelt nun freilich wohl die wahre Philosophie den Kopf und legt nicht immer den Finger auf den Mund; aber ihre leise Stimme wird nicht überall vernommen; man hört eben auf zu magnetisiren, und fängt mit dem Herrn Marquis von Puysegur an zu desorganisiren. Erst mußten die Akademisten zu Paris in Athem gesetzt werden, ehe Mesmer's Heiligenschein verschwand; Fürst Rohan mußte erst den Verhaftsbefehl lesen, ehe er und halb Paris mit ihm sich überzeugen konnte, daß ihn Cagliostro nicht wirklich mit Heinrich dem Vierten zu Abend hatte speisen lassen; Baiern mußte erst Männer in ansehnlichsten Posten auf die Wanderung senden, ehe es in den Köpfen Tag ward; Berlin mußte seinen Philosophen volle Arbeit, und nachbarlichen Philosophen Behutsamkeit anempfehlen. Der glückliche Norden bedurfte dieser mächtigen Anstalten nicht. Ein lachendes Lustspiel reichte hin, die schwindelnden Köpfe zu heilen, und die gesunden auf immer zu präserviren. Das bezauberte Schloß, gegen welches anderer Orten Justiz und Philosophie mit Katapulten und Ballisten anziehen, wird hier mit Knallpulver des Witzes gesprengt."

Zweites Kapitel.

Des Magiers Spruch beginnt in Erfüllung zu gehen.

Das Fräulein von Zahlheim lag krank darnieder.

Der Eindruck, welchen die gespenstische Erscheinung des unglücklichen Bruders auf ihren zarten Organismus hervorbrachte, war so mächtig, daß Regina ihm erlag. Sie war zu angegriffen, um am anderen Morgen das Lager zu verlassen, dem Drucke auf den Geist erlag auch der schwächliche körperliche Bau.

Frau Beate gerieth in Besorgniß, ihre Gedanken begannen sich von dem unglücklichen Sohne ab- und der Tochter zuzuwenden.

Regina, sagte sie ernstlich zu der Jungfrau, Du bist krank, ich werde den Arzt holen.

Lassen Sie mich, liebe Mutter, ich mag keinen Arzt, ich bin schwach aber nicht krank.

Du bist eigensinnig, Du wirst das Uebel einwurzeln lassen und dann wird es um so schlimmer sein.

Das Fräulein blieb standhaft bei der Weigerung; einige Tage vergingen und die Schwäche hatte zugenommen.

Jetzt drang die Mutter ernstlich in die Tochter.

Ich kann Deinen Eigensinn nicht länger gewähren

lassen, sagte sie, ich werde einen Arzt holen und wäre es auch gegen Deinen Willen.

Das Fräulein faßte die Hand der Mutter, umarmte sie unter Thränen und lispelte: Ich beschwöre Sie, theuere Mutter, thun Sie es nicht, ersparen Sie sich Mühe und Auslagen und mir die Qual, mich einem Manne vertrauen zu müssen, der mein Uebel nicht heilen kann.

Sei nicht thöricht, Kind, es gibt in Wien geschickte Aerzte.

Keiner von Allen würde mein Leiden begreifen — doch ich will nicht lügen, es gibt einen Arzt, der mich zu heilen verstünde, doch nur Einen —

Nenne ihn, ich werde nach ihm senden.

Regina zog die Mutter an sich und lispelte: Es ist Cagliostro, der Wundermann.

Kind, erwiederte Frau Beate ernst, wie kommst Du auf den Gedanken —

Oh, fragen Sie nicht, Mutter, der Gedanke an ihn ist nicht von mir ersonnen, er ist ein Rath, ein Befehl von Jenseits. Mein unglücklicher Bruder gab mir ihn.

Maria, Josef, Du sahst ihn?

Er erschien mir in der Stefanskirche — ich sprach mit ihm —

Du sprachst mit ihm?

Ja, Mutter, ich hörte seine bekannte Stimme, die mich an den Magier wies, entweder Cagliostro, oder kein Anderer.

Die Matrone seufzte, sie kannte die unwiderstehliche Macht, die auch sie antrieb, den geheimnißvollen Drang, der auch sie zu dem Fremden hinnöthigte.

Regina, sagte sie, wenn Du von dem Wundermanne Hülfe hoffst, so will ich Sorge tragen, daß er Dich besuche, ich will selbst zu ihm und ihn anflehen, daß er Dir beistehe.

Dieß geschah denn auch.

Die greise Mutter fuhr nach Währing, trug dem Wunderdoktor ihr Anliegen vor, und dieser erschien am anderen Morgen am Krankenlager Regina's.

Der Spruch des Magiers, welchen er damals that, als Regina sich weigerte, ihm unbegrenzten Gehorsam zu geloben, schien in Erfüllung gehen zu wollen.

„Sie sträubt sich," hatte er zu sich gesagt, „aber sie wird dennoch unterliegen!"

Der Wundermann erschien nicht mit triumphirender Miene bei dem Fräulein, sein Antlitz beurkundete im Gegentheile tiefe Trauer, in seinen Mienen las man die Worte: „Armes Geschöpf, Dein Leiden schmerzt mich, warum peinigtest Du Dich aber selbst?"

Er näherte sich der Kranken und sagte theilnehmend: Sie leiden, Fräulein, ich wußte es und harrte des Augenblickes, wo Sie meine Hülfe ansprechen würden, um zu Ihnen zu kommen. Danken Sie dem Himmel, daß er diesen Moment so bald erscheinen ließ, damit die Zeit Ihres Leidens abgekürzt werde.

Und zu Frau Beate sich wendend, sagte er: Madame, ich ersuche Sie, mich, so oft ich als Arzt erscheine, mit der Kranken allein zu lassen. Ich heile nicht allein durch Arzeneien, sondern auch durch Worte, und so wie meine Arzeneien, so müssen auch meine Worte ein Geheimniß bleiben.

Die Matrone begab sich in das äußere Gemach.

Mutter und Tochter waren durch das Unglück, welches sie getroffen, und durch die Wunder, die sie bereits erlebt, so mystisch präparirt, daß sie keinen Augenblick an Cagliostro's Macht zweifelten und seinen Worten unbedingtes Vertrauen schenkten.

Der Wunderdoktor saß der Kranken gegenüber, und sein glühender Blick ruhte auf ihrem lieblichen aber bleichen Antlitze.

Regina, begann er wehmüthig, ich bedauere Sie —

Sie haben, seit wir uns zum letzten Male hier sahen, unsäglich gelitten, durch eigene Schuld gelitten. Sie sind ein Spielball böser Geister geworden, weil Sie dem reinen Geiste zu widerstreben versuchten. Ich habe Ihren Kampf aus der Ferne mit angeschaut, ich mußte jedoch auf Befehl meiner Oberen unthätig bleiben, weil sie es nicht wollen, daß man sich Jemandem aufdringe, oder gar ihn zu gehorchen zwinge. Freiwillig mußten Sie nach mir verlangen, ohne mein Hinzuthun mich rufen lassen. Es geschah, Sie benützten den Moment hiezu, wo die bösen Geister eben auf kurze Zeit zur Ruhe gegangen waren, und ich bin da, um Ihnen zu helfen. In Ihrem Innern haust bereits der Drang nach der geistigen Welt, Sie werden im Verkehre mit Menschen kein Glück mehr finden, nur die Gesellschaft von guten Geistern kann Ihnen noch einiges Vergnügen schaffen; dieses Vergnügens hätten Sie sich aber beraubt, wenn Sie bei Ihrer früheren Weigererung hartnäckig verblieben wären.

Ach, Herr Graf, Ihre Worte enthüllen mein Inneres, als ob Sie in demselben gelesen hätten.

Ich habe es Ihnen schon vertraut, daß es vor mir keine Geheimnisse der Seele und des Körpers gibt.

Oh, mein Herr, dann helfen Sie mir. —

Nennen Sie mich Alessandro, wenn Sie nicht wollen, daß der reine Geist zurückgescheucht, sich wieder von Ihnen wende. —

Oh, Alessandro, ich flehe Sie an, helfen Sie mir, führen Sie mich ein in jene Gesellschaft, nach der mein Herz sich sehnt.

Es soll geschehen, Regina, doch jetzt sind Sie zu schwach, das Leiden hat Sie der Kräfte beraubt, die nothwendig sind, um mit Wesen des Jenseits zu verkehren. Ich habe starke Männer gesehen, die dem gewaltigen Eindrucke, welche die erste magische Empfindung bei ihnen hervorbrachte, erlagen, wie erst Sie, ein schwaches Mädchen!

Sie würden die Erschütterung nicht ertragen, Sie würden zusammenbrechen, wie ein schwaches Rohr unter der Gewalt des Sturmes. Bevor ich daher Ihrem Wunsche willfahre, muß ich Sie von den körperlichen Leiden befreien, ich muß Ihnen neue Kräfte verleihen, das Blut in Ihren Adern frischer, lebendiger rollen machen, und Ihre Nerven stärken; wenn Sie wieder gesund und kräftig geworden, dann soll Ihr Wunsch in Erfüllung gehen, Sie sollen des Umganges mit Wesen von Jenseits gewürdiget werden.

Allessandro, Sie strecken wieder die Frist des Glückes weiter hinaus! —

Wer sagt Ihnen, daß Sie nicht bald geheilt sein werden? Vertrauen Sie so wenig meiner Macht?

Oh, Allessandro, ich vertraue Ihnen ganz, aber wenn es auch nur Tage sind, so sind es doch Tage des Leidens; die Sehnsucht hört nicht auf mich zu quälen, ich kann die Stunden der Gewährung nicht erwarten; oh, ich bin stark genug, glauben Sie mir, so lange ich Sie sehe, ertrage ich Alles, ich flehe Sie an, nur eine, eine einzige Erscheinung lassen Sie mich sehen, heute — jetzt — nur eine Einzige — dann will ich harren, wochenlang, monatelang.

Es war rührend zu hören, wie die Jungfrau den Magier beschwor, in ihrem Ausdrucke lag so viel Innigkeit, Ergebenheit und Vertrauen, als ob sie zu ihrem Gott gesprochen und ihn um die ewige Glückseligkeit angefleht hätte.

Cagliostro hörte sie mit Wohlgefallen an.

Regina, bat er, fordern Sie nicht, was ich Ihnen um Ihrer selbst willen nicht gewähren kann, nicht gewähren darf. Sie sind in diesem Zustande unfähig, mit Verstorbenen zu verkehren, Sie würden nicht jenes Vergnügen finden, welches Sie hoffen; doch will ich Ihnen einen Trost gewähren, Sie sollen, wenn auch nicht im Wachen, so doch im Traume in Gesellschaft von Geistern sein. Ich verheiße

Ihnen einen Traum, in welchem Ihnen Ihr Bruder erscheinen wird, und Sie sich mit ihm über die heilige Mystik unterhalten können.

Das Herz der Jungfrau schlug vor Freude hoch auf.

Sie ergriff die Hand des Magiers und preßte heiße Küsse darauf.

Cagliostro strich ihr das braune Haar von der Stirne und fuhr öfters leise über das zarte Weiß derselben. Regina erzitterte unter seiner Berührung, schloß wie ermüdet die Augen und lag lächelnd aber regungslos da.

Der Doktor zog eine Phiole hervor und flößte ihr einige Tropfen des Inhaltes ein.

Die Kranke sog sie gierig ein und verblieb in ihrer früheren Lage.

Der Magier hielt seinen verzehrenden Blick auf sie gerichtet und beobachtete unausgesetzt die Wirkung des Trankes.

Regina, gleichsam der Gewalt seines Blickes gehorchend, schlug jetzt das Auge auf und lispelte: Alessandro, ich fühle Wärme meine Brust durchfluthen, ein angenehmes Gefühl durchschleicht mein Inneres, oh wollen Sie mich vielleicht überraschen? Jetzt schon — oder träume ich bereits?

Sie wachen, Regina, der verheißene Traum wird erst in der Nacht kommen.

Er faßte jetzt ihre Hand, drückte sie mit Wärme und lispelte: Sie vertrauen mir also?

Wie meinem Schutzgeist.

Sie werden mir gehorchen?

Ich muß — ich könnte Sie nimmer erzürnen.

Schwören Sie mir.

Ich schwöre.

Der Magier hielt der Kranken seine beiden Hände flach entgegen und fuhr einige Male gegen ihr Antlitz, als wolle er die Luft an dasselbe drücken.

Regina schloß die Wimpern.

Sie ist nicht sehr schwach, murmelte der Doktor, und wird in einigen Tagen fähig sein, das Haus zu verlassen.

Die Jungfrau lag wie verzückt da, die bleichen Lippen waren leise geöffnet, der Odem säuselte kaum hörbar zwischen denselben hindurch. Der Mund war zum schwachen Lächeln verzogen; doch währte dieß nur einige Momente, dann öffnete sie wieder die Augen, blickte erstaunt umher, sie suchte vergebens den Wundermann.

Die Mutter saß wieder an ihrer Seite.

Er war fort!

Drittes Kapitel.

Der verheißene Traum.

Man kann keinem geliebten Gegenstand mit größerer Ungeduld entgegen sehen, wie Regina der Nacht entgegen harrte, in welcher ihr der Bruder im Traume erscheinen sollte. —

Die Sehnsucht an diese Nacht ließ die Schwäche ihres Körpers, ihr Leiden vergessen. Vielleicht hatte auch Cagliostro's Wunderarzenei gewirkt und sie gestärkt, sie fühlte sich etwas besser und dachte nur an die Nacht, an den verheißenen Traum.

Die Unruhe, welche ihr die Ungeduld verursachte, war unverkennbar. Die Jungfrau bat die Mutter, ihr aus einem

Buche vorzulesen, aber Lektüre zerstreut nur, wenn die Gedanken des Lesers mit jenen des Verfassers, das heißt mit dem Inhalte des Buches Hand in Hand gehen, wo dieß nicht der Fall ist, wo die Gedanken des ersteren anderwärts weilen, während die gelesenen Worte blos an das Ohr pochen, ohne den Geist zu afficiren, dort ist die Lektüre fruchtlos, man hört blos unbestimmte Töne, Worte, die keinen Sinn haben, weil unser Sinn eben mit einem anderen Gegenstande beschäftiget ist.

So war es auch bei Regina. Die Mutter las, sie hörte mechanisch zu und war geistig bei dem Magier, bei ihrem Bruder Franz, bei dem verheißenen Traume.

Sie nahm selbst ein Buch zur Hand, dasselbe Ergebniß; die Ungeduld gestattete ihr keine Zerstreuung, sie blickte fortwährend auf die Uhr, deren Zeiger sich heute so langsam bewegten, deren Stunden wie bleibeschwert nicht von der Stelle kamen.

Endlich senkte sich der Abend, die Nacht herab.

Oh, wie wohl that ihr die Dunkelheit. — Nimmer lange und der Schlaf wird kommen und der Traum wird folgen.

Um den Gott des Schlummers schneller heran zu locken, bat sie die Mutter, die Nachtlampe im äußeren Zimmer aufzustellen und die Thüre zu schließen.

Ich werde bald schlafen, sagte sie, ich fühle mich heute wohler, ich hoffe, eine angenehme, ruhige Nacht zu haben.

Frau Beate willfahrte dem Wunsche der Kranken.

Regina blieb im finsteren Gemache.

Sie schloß die Augen — es war noch früh, der Schlummer mied ihr Lager.

Ich will an Franz denken, sagte sie bei sich, ich will den Traum, wie er vielleicht kommen wird, in meinem Geiste ausmalen. Was werde ich zu ihm sagen? Welche Fragen werde ich an ihn richten? Ich werde nach dem Jenseits forschen, nach dem Aufenthalte der Geister, nach dem

Jenseits, in dem man dort fortlebt, nach den Empfindungen der Seele, wenn sie den Körper verlassen hat. — Ich werde ihn fragen, welche Strafe den Sünder, welcher Lohn den Gerechten erwarte. — Ich werde — ach, mein Gott, was nützt mein Vornehmen jetzt, da ich wache, kann ich den Traum beherrschen? Kann ich mich zwingen, dieß oder jenes zu träumen, oder im Traume dieß oder jenes sprechen zu wollen? Nein! Es liegt nicht in meiner Gewalt, den Traum wird Er mir senden, der Mächtige, der Seher, der Wundermann, sonst nichts, was ich erfahren soll und werde, liegt nicht in meinem Willen, liegt nicht in meiner Gewalt. Ich werde Franz wieder sehen, wieder mit ihm sprechen, das genüge mir. Aber — was fällt mir ein? Werde ich mich auch, wenn ich erwache, dessen entsinnen, was ich träumen, was ich im Traume sprechen und hören werde? Ich weiß mich zu erinnern, daß mir von den Träumen einer ganzen Nacht am frühen Morgen oft nicht eine Idee blieb, während ich manchmal von dem Traume einer einzigen Stunde ein szenen- und lebenreiches Bild hätte entwerfen können. Ach, wenn ich träumte, von Franz träumte, wenn er mir die Geheimnisse des Jenseits enthüllte, und ich am Morgen von dem Traume nur eine matte Dämmerung hätte, ohne mich dessen, wornach meine Seele lechzt, entsinnen zu können? Ich habe oft gehört, daß, wenn der erste Blick beim Erwachen auf ein Fenster fällt, man augenblicklich die gehabten Träume vergißt, ach, bei mir ist's möglich; das Fenster ist wohl geblendet, allein wer weiß, ob der Vorhang vor dem Vergessen schützt. Ich will die Lage wechseln, das Haupt gegen das Fenster gekehrt, habe ich die Hinterwand vor mir, so — ach Gott, wie wohl mir's ist — so — jetzt ist die Gefahr beseitigt — jetzt kann ich ruhig den Traum erwarten — jetzt will ich schlafen — gute Nacht, Mütterchen — gute Nacht, Allessandro!

Die Jungfrau schloß die Augen.

Sie hatte ihre Wange auf dem Arme ruhen, sie fühlte das Glühen ihres Antlitzes.

Wie mir heiß ist, dachte sie, die Wärme kommt vom Herzen, ich empfinde ihren Lauf nach dem Kopfe und den Strom von da in die Wangen. Ach, ruhte mein Antlitz auf Allessandro's Arm, es würde vielleicht weniger glühen, denn ich würde ruhiger sein. Seine Macht würde Schlaf und Traum hervorzaubern; ein Wort von ihm und ich würde schlummern. Oh, was er will, vermag er, und was er will, will auch ich. Doch, ich möchte jetzt schlafen, ernstlich schlafen.

Die Jungfrau lag wieder eine Weile, sie hörte außen die zehnte Stunde schlagen.

Schon zehn, murmelte sie, jetzt ist's Zeit!

Sie schloß wiederholt die dunklen Augen, aber der Schlaf kam noch nicht.

Ob Allessandro jetzt wohl an mich denkt? fuhr sie in ihren Betrachtungen fort, er liest in meiner Seele, wie in einem bekannten aufgeschlagenen Buche, er weiß, was ich fühle, was ich denke, gewiß, er wird sich im Geiste mit mir beschäftigen, so wie ich mit ihm, seine Gedanken weilen bei mir, er sieht mich, hört mich und ist doch ferne von mir. Es ist gut, daß er nicht da ist, ich könnte die Gluth seines Auges nicht ertragen, wenn er mich ansieht, fühle ich die Spitze seines Blickes in meinem Herzen wühlen und mir fehlt die Kraft, ihm nicht zu gehorchen. Ob er wohl dieser Welt angehört? Hat nicht irgend ein geistig Wesen diese Hülle geborgt, um sich sterblichen Augen sichtbar zu machen und für das Wohl der Menschheit zu wirken? Und welche Hülle! Oh, sie ist schön, herrlich, mächtig wie der Geist, den sie einschließt. — Allessandro, gute Nacht — schlaf wohl — wohl!

Und wieder schloß sie die Augen, aber die Aufregung ihres Geistes verscheuchte den Schlummer von ihrem Lager, die Erwartung des Traumes peinigte sie, die Gedanken an

den Magier beschäftigten sie, Stunde um Stunde verging, und Regina lag noch immer schlaflos da.

Mitternacht war längst vorüber, die Jungfrau klagte in ihrem Herzen, wälzte sich von einer Seite auf die andere, schloß die Augen, wollte sich zum Schlafe zwingen, aber die geistige Aufregung triumphirte über die körperliche Schwäche. Der Schlaf mit ihm der verheißene Traum blieben aus.

Regina befand sich in einem bemitleidenswerthen Zustande — der Körper matt, die Seele abgequält, der Kopf wirr, die Augen hohl und eingesunken, die Lippen dürr, so fand sie der anbrechende Tag.

Die Mutter erkannte sogleich die schlimme Aenderung, und äußerte ihre Besorgniß, Regina behauptete jedoch, sie befinde sich wohl, und sah im Stillen dem Besuche des Arztes entgegen.

Cagliostro kam.

Die Kranke klagte ihm die Leiden der verflossenen Nacht, die verzehrende Sehnsucht, welche ihr Schlaf und Traum geraubt.

Ich habe Ihr Ringen mit angesehen, entgegnete er, und ich bedauerte Sie, weil Sie es nicht verstanden, Ihrer Seele Ruhe zu gebieten. Die größte Kraft des Menschen besteht darin, seinem Geiste zu befehlen, und ihn seinem Willen unterthan zu machen. Sie hatten sich wieder schwarzen Geistern überlassen, und diese verscheuchten den Schlummer, damit die Verheißung des reinen Geistes nicht in Erfüllung gehe. Wenn Sie erst eine wirkliche Schülerin der Magie geworden, dann werden Sie erst die Macht gewinnen, die feindlichen Geister zu unterjochen, denn dann werden Sie die höchste Vollkommenheit erreichen durch physische und sittliche Wiedergeburt. Physisch wiedergeboren wird der Mensch durch den Stein der Weisen, oder die Acacina, die Kräfte der frischesten Jugend kehren zurück, und die Unsterblichkeit steht in Aussicht. Die sittliche Wiedergeburt erlangt

man durch ein Fünfeck, sie verschafft Jedem jene Unschuld wieder, welche durch die Erbsünde verloren gegangen, diese Unschuld ist die wahre Unschuld! Kein Mensch, der hienieden wandelt, und wäre er noch so fromm, noch so tugendhaft, noch so rein, ist wirklich unschuldig, er bringt die Makel der ersten Sünde mit sich, und von dieser muß er gereinigt werden, will er das Heiligthum der Magie betreten. Auch bei Ihnen, liebe Regina, ist dieß der Fall, und auch Sie sollen erst durch mich die wahre Unschuld erhalten, dann werden die schwarzen Geister keine Macht mehr über Sie haben, und alle Qual wird zu Ende sein.

Die Jungfrau horchte diesen Trostesworten mit gespannter Aufmerksamkeit, und flehte den Magier an, ihre Pein zu lindern, und seine Verheißung zu erfüllen.

Cagliostro sah sie ernst an, und erwiederte: Dringen Sie nicht in mich, was ich thun kann, geschieht ohnedem, denn Sie haben Gnade vor meinen Augen gefunden, und kein weiblich Wesen auf dieser Erde kann sich schmeicheln, daß ich für dasselbe ein Gleiches gethan hätte. Regina, Sie habe ich auserwählt, die vollkommenste Frau zu werden, so wie ich der vollkommenste Mann bin. Ueber mir gibt es nur meine Oberen, sonst Niemanden; Sie sollen unter mir sein, und unter Ihnen die ganze Welt. Hier nehmen Sie diese Phiole, genießen Sie deren Inhalt im Laufe des heutigen Tages, wenn Sie die Kraft haben, die schwarzen Geister zu besiegen, so werden Sie heute Nacht träumen, wo nicht, so wird der Schlaf sie abermals fliehen.

Allessandro, ich flehe Sie an, lehren Sie mich, die Feinde zu unterjochen; die heutige Nacht war schrecklich, ich möchte um Alles in der Welt nicht eine zweite verleben. —

Ich kann, was Sie wünschen, Sie nicht lehren. Sie selbst müssen in sich die Kraft finden, und sie anzuwenden wissen; doch, damit Sie sehen, wie theuer Ihre Seele der meinen ist, so will ich Ihnen einen Rath ertheilen. Denken

Sie diese Nacht nicht an Ihren Bruder, nicht an die Wesen des Jenseits, sondern einzig und allein an mich. Beschäftigen Sie sich im Geiste mit mir, sprechen Sie mit mir, unterhalten Sie sich mit mir. Ich werde, wenn auch unsichtbar, Ihnen nahe sein, und Ihren Geist und Ihr Herz erforschen. Doch vergessen Sie nicht, daß Ihre Feinde nicht unthätig bleiben, sondern Alles anwenden werden, um Ihren Geist von dem meinen zu trennen; diese böse Absicht müssen Sie vereiteln, indem Sie sich in Gedanken um so fester an mich schmiegen. So, theuere Regina, ich wünschte Ihnen, bevor ich scheide, noch manches Nützliche zu sagen, allein ich darf nicht, erst wenn Sie erprobt, und als würdig befunden sind, wird die Schranke zwischen uns schwinden, und Sie werden sich mir nähern können. Leben Sie wohl.

Der Magier näherte sein Antlitz jenem der Kranken — die Blässe der Jungfrau ward von einer matten Röthe verscheucht, denn sie fühlte einen glühenden Kuß auf ihren Lippen, einen Kuß, der siedend Blei in ihre Adern hauchte.

Mit schwacher Hand den Grafen von sich drängend, lispelte sie: Leben Sie wohl, Allessandro.

Ich gehe, nicht um von Ihnen zu scheiden, sondern um unbeachtet in Ihrer Gesellschaft zu sein.

Er schied.

Regina war wieder allein.

Viertes Kapitel.

Die folgende Nacht.

„Regina soll in meine Gewalt kommen, Mutter und Tochter glauben an meine Wunderkraft, und wer einmal daran glaubt, der ist mir auch verfallen!“ So hatte Cagliostro zu sich gesprochen und seine Worte begannen sich der Erfüllung zu nähern.

Der Magier erkannte nur zu leicht den Seelenzustand der Jungfrau und als Kenner des menschlichen Herzens wählte er den richtigen Weg, seine Wünsche in kürzester Frist gekrönt zu sehen.

Die Schwächen des Menschen erforschen, sie benützen, das war von jeher die Maxime Aller, welche durch Gaukeleien oder Betrügereien eine hervorragende Rolle spielten. Bei einem Mädchen, wie Regina, war die Aufgabe eine leichte. Die gewaltige Gemüthserregung bei dem Unglücke des Bruders ebnete die ohnedem mystische Richtung des Geistes, und der Magier fand sie zu seinen Planen vollkommen disponirt.

Sein Manöver liegt offen vor uns, man durchschaut es auf den ersten Blick. Er benützt die Hinrichtung des Bruders, um den Geist der Schwester in mystische Bahnen zu lenken, er nähert sich zuerst der Mutter, weil er die Tochter erobern will, er foltert die Seele des Mädchens,

um den Körper zu schwächen und der Fantasie einen um so größeren Spielraum zu verschaffen, er erhitzt die Einbildungskraft der Jungfrau, damit er unbemerkt das Gift der Sünde in das reine Herz träufle und seine verbrecherischen Plane keinen Widerstand fänden.

Die arme Kranke ahnte in ihrer Verblendung die Gefahr nicht, welche wie ein Raubvogel ober ihrem Haupte schwebte, sie überließ sich willenlos der Leitung Desjenigen, den sie für allwissend und allmächtig hielt, den sie mit allen nur erdenklichen Vorzügen um so lieber ausstattete, da ihr Herz nicht nur dem Magier, sondern, ohne daß sie es recht wußte, auch dem Manne entgegen schlug.

Die junge Liebe stattet ihr Idol mit allen Vorzügen der Seele und des Körpers aus, wo in jungfräulicher Brust die Liebe für einen Mann erwacht, da ist es diesem leicht für einen Zauberer, Magier oder Geisterbeschwörer zu gelten — der Anblick des Geliebten übt Wunder, sein Wort ist Sphärenklang, sein Kuß belebt eine todte Welt. —

Cagliostro war bei Regina Schritt für Schritt vorgegangen, seine Berechnung, mit kaltem Herzeu angestellt, täuschte ihn nicht, die Vernunft wird immer siegen, wenn sie den Gefühlen Schweigen gebietet, nur diese sind es, die Schwäche erzeugen, der wirklich Starke muß herzlos sein.

Das Streben des Lieblosen ging dahin, eine unbegrenzte, dämonische Gewalt über die Jungfrau zu erringen und sie ganz zu der Sklavin seines Willens zu machen. Wir sehen, wie er sich mit sicherem Schritte seinem Ziele nähert.

Und die Mutter?

So denken wohl unsere liebenswürdigen Leserinnen, die für die arme Regina zittern.

Frau Beate schmachtete in den nämlichen Fesseln wie ihr Kind. Sie ward zuerst in dem Zaubernetz gefangen, sie glaubte so wie Regina, sie sah in Cagliostro den

Magier, und dachte nicht daran, daß er auch ein Mann war. Selbst der Befehl, der sie ferne hielt, wenn der Arzt bei der Tochter war, öffnete ihr nicht die Augen; sie vergaß, daß ein geflüstert Wort meist die Blüthe ist, welche sich dann im Dunkel der Einsamkeit entfaltet und zur Belladonna wird, jener glockenförmigen Blume von schmutzig-rother Farbe, deren Frucht Gift, deren Wirkung Verderben ist!

Frau Beate war eine unthätige Zeugin des magischen Verhältnisses; sie hoffte mit aller Zuversicht die Genesung ihres Kindes durch den Wundermann, sie ließ ihn daher gewähren.

Die folgende Nacht erschien.

Die Kranke hatte sich den Tag hindurch Allessandro's Worte unzählige Mal wiederholt, sein Rath — sich in Gedanken nur mit ihm zu beschäftigen — wurde befolgt; durch ihn bewirkte er, daß die Fantasie der Kranken sein Bild gefesselt hielt und immer tiefer in die Seele grub.

Regina dachte in der That immer an Allessandro; sie sprach in Gedanken mit ihm, lächelte ihm zu, glaubte seine Antwort zu hören, und rief oft, wenn sie dann aus diesem Trugspiele gleichsam zu sich selbst kam: „Oh, es ist gewiß, er hält Wort, er ist mir nahe, er spricht mit mir, ich sehe ihn zwar nicht, aber ich höre ihn!“

Die schwarzen Geister wurden heute leicht besiegt, der Gegenstand, mit dem man sich gerne beschäftiget, läßt sich schwer verdrängen, und Regina jubelte in ihrer Brust, daß sie heute über ihre Feinde triumphirte, und schrieb dieß der geistigen Nähe des Magiers zu.

Der erste Theil der Nacht verstrich schlaflos, aber angenehm. Der verheißene Traum blieb ferne, aber sie fühlte sich wohl beglückt; der Gedanke: „Er weilt bei mir, wenn ich ihn auch nicht sehe!“ goß Ruhe und Zufriedenheit in ihre Seele.

Sie strengte sich nicht wie gestern an, um zum

Traume zu kommen, Bangen und Herzpochen blieben daher ferne; sie verspürte keine krampfhaften Bewegungen, keine Beängstigung, sie lag vielmehr ruhig da, nicht an Schlaf und Traum, sondern an Allessandro denkend.

Nach Mitternacht machte sich die Natur geltend; die Schwere der sich einstellenden Entkräftung senkte sich auf ihre Augenlider, sie schloß sie, und versank in einen Zustand von Unthätigkeit, welchen man weder Wachen noch Schlaf nennen kann. Die Seele ist da in Bande der Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit geschlagen, sie vermag es nicht, sich zu entfalten und im Traume fortzuwirken, sondern sie ist an die irdische Hülle geschmiedet, ohne jede Selbstständigkeit und doch auch wieder ohne sichtbaren Zusammenhang. So denken wir uns die Puppe in dem Cocon, die Perle in der Muschel.

Als Regina aus diesem Zustande der Gefühllosigkeit zu sich kam, war es bereits Morgen. In ihrem Kopfe war es öde und dumpf, kein kräftigender Schlaf hatte sie erquickt, aber sie wähnte doch, geschlafen zu haben und forschte im Geiste nach dem Traum. Vergebens! Sie hatte nicht geträumt, kein Geist war ihr erschienen, um sie über das Jenseits zu belehren.

Die Jungfrau wurde traurig, sie ängstigte sich, daß ihr vielleicht die Fähigkeiten zum magischen Leben fehlten und erwartete mit Bangen das Erscheinen des Arztes.

Cagliostro hörte ihr Geständniß ruhig an und erwiederte: Ich habe heute Nacht meine wichtigsten Geister aufgeboten, um Ihre Feinde zu beschäftigen, die Verheißung des Traumes nahm ich jedoch zurück, weil ich wahrnahm, daß Sie selbst für den magischen Traum zu schwach seien, ich hätte für Ihr geliebtes Leben zittern müssen, und das möchte ich nicht. Denken Sie jetzt gar nicht mehr an einen solchen Traum, die Liebe zu Ihrem Bruder ist übertrieben, wer heilige Mysterien durchforschen will, darf sich von keinem irdischen Gefühle beherrschen lassen. Sie werden von

jetzt an den gewöhnlichen Weg gehen, um ein Glied der mystischen Gesellschaft zu werden, mit dem Traume ist's nichts mehr, entschlagen Sie sich dessen vollkommen. Von nun an wird mein bester Diener, Hannachiel, Ihr Schutzgeist sein, er wird Sie hüten und beobachten, verbannen Sie jedoch den Schmerz um Ihren Bruder, denn die reine Sehnsucht nach dem Weltglück muß Sie in die Arme der Mystik führen, nicht aber die Sehnsucht nach dem Todten.

Die Jungfrau versprach dem Wundermanne zu gehorchen.

Ich sehe, lispelte sie, ich bin stark genug, Alles zu thun, was Sie fordern. Sie befahlen mir an Sie zu denken und es ward mir leicht. Ihre Kraft stärkt mich, wenn es sich um den Vollzug Ihres Befehles handelt, ich werde von nun an nur an Sie und an das Weltglück denken.

Allessandro nickte ihr zufrieden zu und reichte ihr wieder eine Phiole als Arzenei.

Sein Besuch währte länger, er tröstete heute auch die Mutter und versprach ihr die baldige Genesung der Tochter.

Bevor er das Fräulein verließ, sagte er zu ihr: Bezwingen Sie Ihren Schmerz, damit Sie gesunden und ich Sie einführe in die Zauberhallen der heiligen Wissenschaft.

Das Auge der Kranken folgte beglückt dem scheidenden Magier.

Fünftes Kapitel.

Ein überraschender Besuch.

Die Kammerjungfer der Gräfin Santa Croce befindet sich in ihrem Privatlogis.

Die reizendste aller Brünetten ruht auf einem Divan, hat den Kopf auf die kleine Hand gestützt, das dunkle Auge gegen die bemalte Zimmerdecke gekehrt, wobei ihre Miene als Barometer der Stimmung Unmuth und Traurigkeit verkündet.

Woran denkt Mamsell Racine?

Gab es Zwistigkeiten im Herrschaftshause? Hat die Modistin einen Stoff verpfuscht? Ist die Pariser Modepuppe, die allmonatlich in zahlreichen Exemplaren nach Wien kam, um die französische Mode zu versinnlichen und zu verbreiten, ist sie dieses Mal ausgeblieben?

Nichts von dem Allen.

Justine schmollt, grollt, zürnt, sehnt sich, denkt im Geheimen an — Wendelin.

Seit der fürchterlichen Katastrophe bei der Abendunterhaltung waren mehrere Tage vergangen und der junge Stutzer ließ sich nicht sehen.

Die Kammerjungfer hatte ein Billet von ihm erwartet, in welchem er sich gebührender Maßen entschuldigen und sie wegen des angerichteten Unheils um Vergebung flehen

würde, das Billet blieb aus, der Sünder ließ nichts von sich hören.

Jungfer Wurzel wurde traurig, unmuthig, unzufrieden mit sich und ihrer Umgebung.

Ei was, sagte sie wohl hundertmal zu sich, was liegt daran, ob der Narr wieder kommt oder nicht?

Die Zunge wird selten etwas ausrichten, wenn der Verstand oder das Herz ihr nicht zu Hülfe kommt; bei Justine zeigte sich dieß am deutlichsten. Der Verstand sagte ihr: „Der Narr besitzt 30,000 Gulden!“ und das Herz bemerkte dazu: „Der Narr ist ein lieber Junge!“ Bei einer solchen Opposition war es natürlich, daß die Laute der Zuge wirkungslos verhallten.

Die Kammerjungfer hatte den kernigen Spruch: „Lerne Dich früher selbst kennen u. s. w.“ von jeher sehr beherzigt, so kannte sie sich sehr gut, und in Folge dieser Selbstkenntniß sagte sie, natürlich nur zu sich: „Ach, mein Gott, ich glaube gar, der Narr interessirt mich?“ und siehe da, die Antwort fiel bejahend aus.

Die Kammerjungfer erhob sich vom Divan, machte einige leidenschaftliche Gänge durch das Gemach, seufzte mehrere Male und rief dann: Der garstige Hund — es ist abscheulich, wegen einer Bestie so viel Herzleid erdulden zu müssen — wär' er mir untreu geworden, dann würde ich nicht an ihn denken — aber wegen des Hundes — der arme Junge genirt sich, er fürchtet sich, er ist bescheiden, ach, wenn er wüßte, wie oft ich an ihn denke.

So weit war die Dame in ihren Betrachtungen vorgeschritten, als die Treppe herauf ein Geräusch von schweren Männertritten erscholl.

Was ist das? dachte Justine, man sollte glauben, es stiefelte ein halbes Dutzend Fuhrleute herein.

Es waren aber keine Fuhrleute, sondern nur zwei Träger, welche die Thüre angelweit aufrissen und mit einer

geschlossenen Sänfte keuchend bis mitten in das parkettirte Gemach kamen.

Racine sah die Leute erstaunt an.

Sie begriff im ersten Momente nicht, wer sich bei ihr mitsammt der Sänfte bis in's Zimmer transportiren lassen konnte.

Die beiden Träger stellten, ohne ein Wort zu verlieren, ihren Kasten nieder und verließen das Gemach.

Was ist das? rief jetzt die Kammerjungfer den Abgehenden nach, was soll der Tragsessel in meinem Zimmer?

Die Antwort auf diese Frage erfolgte aus dem Innern des Kastens.

Die Vorhänge gingen nämlich auf, ein Fenster wurde herabgelassen und eine wie von Krankheit ermattete Männerstimme lispelte heraus: Angebetete Racine — Sie sehen einen erbarmungswürdigen Leichnam vor sich — kusch, Sultan, — ich bin es, der arme Wendelin!

Auf diese, dem Tone nach höchst jämmerliche Ansprache, erschrak die Kammerjungfer, denn der unglückliche Herr eines sehr ungezogenen Hundes saß wirklich in einem schneeweißen Lazarethkittel da, auf dem Kopfe eine weiße baumwollene Schlafhaube, die Hände gefaltet, den Kopf auf die Schulter gesenkt, als ob er, ihn aufrecht zu tragen, nicht hinlänglich Kraft besäße; die Kammerjungfer war dabei bleich geworden; ihr erster Gedanke war: Der Arme, er ließ sich das Unglück zu sehr an's Herz gehen, er ist die Beute einer Gemüthskrankheit geworden!

Sie sind krank, Herr Taub? stotterte sie als Antwort auf seine Anrede.

Wie Sie sehen —

Und Sie fanden es nicht der Mühe werth, mich davon in Kenntniß zu setzen?

Hätten Sie meiner Angabe geglaubt? Oh, was habe ich während dieser Tage gelitten! Ich ertrug Alles — kusch, Sul — — bis ich mich so weit erholt hatte, daß

ich mich hieher tragen lassen konnte. Wenn sie Dich sieht, dachte ich, mit ihren holden Augen Dich sieht, wird sie Dir gewiß glauben. —

Mein Herr, ich glaube Ihnen recht gerne, daß Sie nach einer solchen Szene unwohl wurden, damit will ich aber mein Recht, Ihnen zu zürnen, noch nicht aufgegeben haben.

Oh, Racine, zürnen Sie mir, mißhandeln Sie mich mit Worten und mit Händen, Sie haben ein Recht dazu, nicht nur Recht, sondern sogar noch mehr, es ist sogar Ihre Pflicht es zu thun, ob ich aber dadurch eher gesund werde, wage ich doch zu bezweifeln. — Kusch, Sultan! —

Wendelin sprach immer mit krankheitsmatter Stimme und einer Jammermiene, als ob er eben drei Monate im allgemeinen Krankenhause bei einer Drittel-Portion krank gelegen wäre.

Es sei ferne von mir, Ihnen, mein Herr, auf irgend eine Weise nahe zu treten, im Gegentheile, ich bedauere Sie — der Skandal ist verschmerzt — es thäte mir jedoch leid, wenn Sie in Folge dessen zu leiden hätten. —

Oh — und was mußte ich leiden!

Ich bin unschuldig daran. Ich habe vom ersten Momente an gegen Ihren Hund einen Widerwillen gehegt —

Die Bestie! Wegen eines solchen Vieh's in eine lebensgefährliche Krankheit zu verfallen — kusch, Sultan! — aber wenn ich erst gesund bin, dann — dann soll er's büßen.

Wie, Sie haben den Köter noch nicht vertilgt?

Nein — noch nicht! — Ein einfacher Tod wäre für ein solches Verbrechen viel zu milde. Er muß eines martervollen Todes sterben, oh, Sultan, Du sollst mich kennen lernen — kusch, Bestie! — keine Barmherzigkeit — keine Gnade — kusch! — ich werde Dich lehren, gehorchen —

Aber Herr Wendelin!

Vergebung, Mamsell Racine, wenn ich an das Ungeheuer denke, überkommt mich jederzeit die Wuth, und ich vergesse, wo ich bin, und in welchem miserablen Zustande ich mich befinde.

Wollen Sie nicht die Sänfte verlassen?

Ich möchte wohl, aber —

Nun? Sind Sie vielleicht zu schwach?

Gottlob, ich besäße noch die Kraft dazu —

Warum thun Sie es also nicht? —

Ein Gelöbniß verbietet es mir.

Wie? Ein Gelöbniß?

Ja, Mamsell Racine, während meiner Krankheit, als ich so schwer darniederlag, da gelobte ich es mir hoch und theuer, Ihr Gemach nicht wieder zu betreten, bevor ich von Ihnen nicht die vollkommenste Verzeihung erhalten haben würde —

Ei, mein Herr, Sie haben es aber doch betreten!

O nein, theuerste Mamsell, ich befinde mich in meiner Sänfte und habe Ihr Gemach nicht betreten, werde es auch nicht thun, bis Sie — kusch, Sultan! —

Justine unterbrach ihn: Nennen Sie schon wieder das abscheuliche Thier?

Oh, Vergebung, Verzeihung —

Kommen Sie also heraus aus dem Kasten —

Kann ich es thun, ohne mein Gelöbniß zu brechen?

Kommen Sie nur.

Wendelin kroch aus der Sänfte und die Kammerjungfer konnte sich jetzt bei dem Anblicke seiner Vollfigur eines Lachens nicht enthalten.

Sie sehen ja aus wie der Geist im Kasperl!

Oh, ich bin sehr angegriffen —

Ich werde Ihnen einige Erfrischungen serviren lassen, Obst, Thee —

Oh, nur kein Obst, angebetete Huldin, lieber Fleisch — statt des Thee's Wein, ich bedarf der Stärkung. Kusch,

Sul — ah so, ich bitte tausend Mal um Vergebung — das Unglück will mir nicht aus dem Kopfe, aber Rache, Rache. —

Während er diese Rufe hervorstöhnte, ließ er sich auf dem Divan nieder; die Dame des Hauses befahl ihrer vertrauten Dienerin, die von dem Kranken gewünschten Erfrischungen zu bringen und ließ sich dann in der Nähe ihres Gastes nieder.

Wendelin faßte ihre Hand und lispelte: Holder Engel, wie glücklich bin ich, mich wieder in Ihrer Gesellschaft zu befinden. —

Justine lächelte freundlich und sagte mit Gefühl: Ist dieß auch wahr?

Oh, Racine, Engel, Sie können noch fragen? Hätte mich der Unfall in Ihrem Hause so angegriffen, wenn Sie mir gleichgültig wären? —

Sie sehen aber nicht besonders bleich aus —

Von außen nicht, aber inwendig, oh, Gott, die Liebe —

Ihre Liebe wird doch kein Gespenst sein? —

Sie scherzen noch?

Ich traue Ihnen nicht recht. —

Oh, Sie sind unbarmherzig! —

Genug davon. Sei dem, wie ihm wolle. Sie kamen heute erwünscht, ich werde Sie mit einem Auftrage beläſtigen.

Oh, welche süße Last! Kusch — ah so — ich bitt' um Vergebung.

Herr Kornelius Lohberg ist Ihr Freund.

Ja, holde Rose.

Sie wissen, wo er zu treffen ist.

Ich weiß es.

Herr Lohberg würde, wenn Sie ihn um eine Gefälligkeit ersuchten, Ihnen Ihre Bitte nicht abschlagen?

Gewiß nicht. Aber warum diese Fragen? Kusch — ah so — ich bitt' um Vergebung.

Wendelin sprach so matt und wehmüthig, daß Justine aufmerksam sein mußte, um ihn zu verstehen.

Sie werden also die Gefälligkeit haben, Herrn Lohberg aufzusuchen —

Ja, Engel!

Sie werden ihn bitten, Morgen Abends hieher in mein Logis zu kommen.

Bei diesen Worten fuhr der Kranke auf und rief mit einer Stimme, die Todte hätte wecken können: Justine, was soll ich? Nein, nimmermehr! Kusch, Sultan, verdammtes Vieh, steigt mir immer im Kopfe herum!

Die Kammerjungfer brach bei diesem von Gesundheit strotzendem Geschrei in ein lautes Lachen aus, Wendelin, wahrnehmend, daß er im Affekte aus der Rolle gefallen war, beeilte sich, seinen Fehler schleunigst wieder gut zu machen, sank wie entkräftet auf seinen Sitz zurück und winselte: Oh, ich werde recidiv.

In diesem Momente kam die Dienerin mit Braten und Wein.

Die Kammerjungfer lächelte.

Eine Ente — vor einigen Minuten noch am Spieße steckend — durchduftete das Gemach. In der Flasche perlte köstlicher Ungarwein.

Der Patient schnüffelte verstohlen nach dem Geflügel und blinzelte nach der Flasche.

Es thut mir leid, begann die Dame des Hauses mit erheucheltem Kummer, daß meine Bitte Sie so erschüttert hat, Sie werden wohl als Recidiver auf die Erfrischung verzichten müssen. —

Wendelin, sehr schwach: Oh, Justine — diese Ente — Lohberg — ich selbst sollte ihn hieher führen zu Ihnen?

Sie scheinen mich unrichtig verstanden zu haben. Nicht

zu mir soll Herr Kornelius kommen, sondern blos in meine Wohnung.

Ist dieß nicht einerlei? Ob ich den Geier zur Taube oder in den Taubenschlag führe, die Folgen sind dieselben! Oh, Sultan — kusch, wollt' ich sagen — nein — nichts wollt' ich sagen — ach Gott, ich bin nicht mehr bei mir selbst, mein Kopf ist so schwach, so angegriffen.

Ich sehe schon, ich muß mich Ihnen deutlicher erklären, sonst kommen Sie aus Ihren Narrheiten nicht mehr heraus. Herr Kornelius wird hier von einer anderen Dame empfangen werden. —

Wendelin riß die Augen auf.

Diese andere Dame ist die Gräfin Santa Croce, meine Gebieterin —

Der Patient begann zu begreifen.

Herr Lohberg darf nicht wissen, um was es sich handelt, er muß gewissermaßen hieher gelockt werden, ohne zu ahnen, wen er hier treffen wird.

Ich verstehe — aber warum dieß Alles?

Herr Lohberg ist mit der Gräfin entzweit, will sie nicht mehr besuchen und soll sie hier unverhofft treffen.

Racine's Aufklärung befriedigte den Kranken derart, daß er ganz ruhig zu speisen begann, ohne an sein Recidive zu denken.

Sie haben mich also verstanden?

Vollkommen, göttliches Wesen. Morgen Abend komme ich selbst mit Lohberg hieher.

Sie selbst? Und Ihre Krankheit?

Ah so, richtig — kusch — das heißt — ich hoffe bis Morgen —

Jetzt genug der Verstellung, ich glaube es ist Zeit, daß Sie der Komödie einmal ein Ende machen.

Meinen Sie? fragte Wendelin ganz treuherzig.

Ich wünsche, ich befehle es.

Der junge Mann zog seinen Spitalskittel aus, nahm

seine Schlafhaube ab, und sagte mit sehr gesunder Stimme: Ja, Sie haben recht, das Trauerspiel ist aus und das Lustspiel soll beginnen.

Warum Lustspiel?

Weil diese immer mit einer Heirat enden.

Herr Wendelin!

Oh, reizende Justine, warum schlagen Sie die schwarzen Augen zu Boden, wer so liebe Augen hat, darf kühn der ganzen Welt in's Antlitz schauen.

Was Sie sagen, ist Ihr Ernst nicht.

Meinen Sie die Augen, oder das Heiraten? Beides ist mein Ernst, ich schwöre es, bei meiner Treue!

Ich glaube an Ihren jetzigen Schwur eben so wenig, wie an Ihre frühere Krankheit.

Oh, reizen Sie mich nicht, Justine, Sie wissen noch nicht, wessen ich fähig bin, wenn es gilt, meine Ehre zu retten. An einem schönen Morgen, Sie werden sich vielleicht noch im tiefsten Negligee befinden, werde ich mit Sultan — verdammt, nein, mit meinen Beiständen wollte ich sagen — in's Zimmer treten und werde sprechen: Justine, Engel, Geliebte! Der Altar ist geschmückt, die Kerzen flammen, der Priester harrt, die Gäste sind beisammen, oh, schmück' Dein reizend Haupt mit dieser Myrthe schön, aus einer Jungfer Wurzel, soll eine Madame Taub entsteh'n.

Die Kammerjungfer lächelte und rief: Sie waren ein Narr, Sie sind ein Narr und bleiben ein Narr!

Ich bleibe ein Narr? Auch wenn ich Sie heirate?

Das wäre vielleicht noch Ihr klügster Streich, versetzte Justine.

Wendelin riß die Mamsell an sich, küßte sie trotz des scheinbaren Widerstandes und rief: Sie liebt mich — oh, ich Glücklicher! Racine liebt mich, sie ist mein!

Machen Sie um's Himmelswillen keinen solchen Lärm, Sie schreien ja wie ein Weinausrufer.

Ah so, richtig, ganz in der Stille, ich bin ja krank,

das heißt, vor den Leuten, oh, wie glücklich werde ich von nun an sein, Ihre Liebe — kusch — nicht kusch — jetzt wird er vertilgt — aber ohne Rache — ganz einfach — einen Stein um den Hals und dann in die Donau, wenn Sie in mein Haus ziehen, können wir, das heißt, ich und er, ohnedem nicht mehr beisammen bleiben. Jetzt — noch einen Kuß — reizende Braut — und dann lebe wohl!

Vergessen Sie nicht den Auftrag in Bezug auf Herrn Lohberg.

Ah so, richtig, er soll erfüllt werden. Morgen Abends sind wir Beide hier, ganz sicher. Leben Sie wohl.

Leben Sie wohl und werden Sie klug.

Der Gebieter Sultans zog wieder seine Krankengarderobe an, kroch in seine Sänfte, affektirte die gut einstudirte Jammerei und ließ sich forttransportiren vom Schauplatze der gestifteten Versöhnung.

Sechstes Kapitel.

Wendelin erfüllt seinen Auftrag.

Wendelin befand sich im Zustande vollkommener Seligkeit.

Die Aussöhnung der Kammerjungfer war nicht nur gelungen, sondern er hatte in ihrer Gunst noch viele Schritte weiter gethan, er war jetzt ihr Vertrauter, sie beinahe seine Braut. Außerdem hatte er noch die beruhigende Versiche-

rung gewonnen, daß Racine von seiner rosenkreuzerischen Mission und deren so sehr verhängnißvollen Folgen keine Ahnung habe, was blieb ihm also noch zu wünschen übrig? Nichts — gar nichts!

Ja, rief er aus, als er allein war, sie ist ein Engel, diese Wurzel, Racine wollte ich sagen, ich wäre beinahe im Stande, sie wirklich zu heiraten, wenn nur Sultan nicht wäre. Ich habe es ihr zwar versprochen, aber ich kann das Thier nicht vernichten, ich habe es zu lieb, wir sind miteinander aufgewachsen, Sultan hat mir in der Hetze viele Preise gewonnen, er war immer mein Begleiter, mein treuer Anhänger, ich bin an ihn gewöhnt, kurz, ich kann nicht. Er hat mir zwar auch schon Ungelegenheiten gemacht, das ist wahr, aber dafür kann er nicht, das — gereicht ihm sogar zur Ehre, denn was er that, war nur ein Beweis seiner Anhänglichkeit, seiner Liebe zu mir. Die Zigeunerfarbige wird nachgeben; wenn es mit dem Heiraten Ernst wird, wird sie mir zu Liebe auch Sultan nicht verachten, ich werde ihr vorstellen, daß der Hund das Sinnbild der Treue sei, und wer einem Hunde Feind ist, der besitze auch kein treues Herz. Kusch, Sultan, da draußen! Der Kerl gibt keine Ruhe, er will expreß bei mir im Zimmer sein, just nicht, Bestie, bleib', wo Du bist.

Er fuhr in seinem Monologe fort: Von Sabine hat die Zigeunerfarbige keine Ahnung, und das ist sehr gut. Die Götzin ist eine angenehme Bekanntschaft, sie ist zwar eine Preußin, aber Abwechslung schadet nicht. Was braucht die Ungeschminkte in der Alservorstadt zu wissen, daß ich auf der Wieden die Bekanntschaft einer wummeligen Laborantin gemacht habe? Ich mußte diese Bekanntschaft machen, es geschah nicht im Uebermuth oder aus Treulosigkeit, die Ordenspflicht gebot es mir, mein Eid erforderte es, und ich gehorsamte. Dagegen kann die Wurzel nichts einwenden, aber ich fürchte, wenn sie es erführe, gäbe es doch ein Wetter. Bah! wie sollte sie

es erfahren? Zwischen der Wien und dem Alserbach liegen unterschiedliche Vorstädte, und ich — ich bin kein Thor, um mich zu verrathen. Doch, jetzt an meinen Auftrag, ich muß zu Lohberg, dann einen Besuch bei der Preußin, morgen wieder einen bei der Wurzel — oh Gott, das ist ein Leben — eine Zwickmühle der Liebe — Wendelin, Du bist ein Glückskind, wie es kein zweites in Wien gibt! —

Der Stutzer trillerte ein Liedchen, befahl dem Bullenbeißer mehrmals zu kuschen, da dieß nicht befolgt wurde, murmelte er: „Ei was, ich gehe ja nur zu Kornelius, da kann ich ihn schon mitlaufen lassen!“

Sultan rannte wie besessen voraus, er war entzückt, seinen Herrn begleiten zu dürfen.

Wendelin fand den Freund nicht zu Hause, um jedoch den Weg nicht umsonst gemacht zu haben, hinterließ er ihm einige Zeilen, in welchen er Kornelius dringend ersuchte, ihn am nächsten Nachmittage zu besuchen.

Lohberg kam erst spät nach Hause, wo er Wendelin's Billet erhielt.

Was mag er wollen? dachte er, gewiß wieder eine Thorheit, denn Ernstes gibt es bei ihm selten zu erwarten. Indessen, was liegt daran, ich werde ihn besuchen.

Am nächsten Nachmittage kam Kornelius zu Wendelin.

Willkommen, Korneli — kusch, Sultan — freut mich, daß Du kommst. —

Deine Einladung lautete sehr dringend. —

Sie ist es auch. —

Du treibst wohl Scherze?

Korneli, nur nicht eigensinnig — wart' — ich muß die Bestie in die Küche sperren — sie gibt keine Ruh' — marsch hinaus — marsch — da hast Eins — so — jetzt zu Dir — Du wirst mich heute begleiten!

Ich? Vielleicht statt des Sultans?

Ohne Scherz — wir haben eine kleine Unterhaltung, und Du gehst mit mir.

Ich bin jetzt zu Unterhaltungen nicht gestimmt. —

Um so besser, Du wirst Dich zerstreuen. —

Wohin willst Du mich führen?

Nur nicht neugierig geworden, frage nicht, denn ich will Dich überraschen. Kusch, da draußen!

Geht Sultan auch mit?

Bewahre, er bleibt zu Hause.

Ich möchte aber doch wissen, wohin?

Zum Henker, was liegt Dir daran, Du kennst ja die Leute nicht.

Lohberg war nicht geneigt einzuwilligen. Taub drang in ihn, wendete seine Ueberredungskunst an, und erpreßte ihm endlich die Zusage.

Um dem Freunde keine Zeit zu einer etwaigen Sinnesänderung zu lassen, so sagte Wendelin: Der Nachmittag ist vorgeschritten, machen wir eine Spazierfahrt in den Prater, dann von dort in die Gesellschaft.

Kornelius willigte ein.

Die jungen Leute machten sich auf den Weg.

Wendelin sperrte eben die Küche zu, in welcher Sultan als Gefangener zurückbleiben mußte, als Nachbarin Lucretia, die achtundvierzigjährige dürre Jungfrau, aus ihrer Thüre trat und verdrießlich zu Wendelin sagte: Herr Taub, Sie gehen schon wieder fort?

Ja, Fräulein Nachbarin, ich bin so frei!

Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?

Es ist mir nicht gleichgültig.

Wirklich? Wie so?

Mir ist es viel angenehmer, wenn Sie zu Hause sind.

Oh, Ihr Bekenntniß ist unendlich schmeichelhaft für mich. —

Es ist nicht Ihrethalben, sondern wegen des Hundes. —

Wegen des Hundes? versetzte Wendelin kleinlaut.

Das Thier heult und winselt, sobald Sie sich entfernen.

Davon wußte ich kein Wort.

Natürlich, Sie hören es nicht. Für mich ist aber der Lärm unangenehm.

Ich bedauere, verehrtes Fräulein, — kusch, miserable Bestie — das Vieh bringt mich noch zur Verzweiflung — ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich mit ihm beginnen soll? Ich gehe in Gesellschaft, und da kann ich doch den Hund nicht mitnehmen. Was würden Sie, reizende Lucretia, dazu sagen, wenn ein junger Herr zu Ihnen käme, und einen Bullenbeißer mitbrächte?

Die Lange, Dürre senkte die Augen und wisperte schämig: Oh, Herr Wendelin, Sie wissen am besten, daß zu mir keine jungen Herren kommen, es wär' auch gar nicht möglich, denn wie nur ein Fremder die Treppe heraufgeht, so fängt Ihr verdammter Hund so fürchterlich zu bellen an, daß die ganze Nachbarschaft aufmerksam wird, und die Köpfe zu den Thüren heraussteckt.

Wendelin kratzte sich hinterm linken Ohr, und dachte: Alle Wetter, das unpolitische Thier macht sich alle Welt zu Feinde!

Jetzt trat auch der Nachbar, Urban Keil, aus der Thüre.

Fräulein Lucretia hat Recht, brummte der ehemalige Kurator, Ihr Hund stört die Ruhe im ganzen Stock, man öffnet kaum die Thüre und er bellt schon. Es wäre wirklich Zeit, wenn Sie den Köter einmal vernichteten. Sonst thun wir es.

Oho, fuhr Justinen's Geliebter auf, das werden Sie bleiben lassen, Herr Nachbar, Sultan ist mein Eigenthum, und wer sich daran vergreift, den weiß ich zu treffen. Kusch, Bestie — der Kerl ist klug, er weiß, daß man von ihm spricht — er kennt seine Feinde. Wenn Ihnen mein

Hund unangenehm ist, so kündige ich die Wohnung, oder besser, ich kaufe das Haus und kündige Ihnen, verstanden? Jetzt komm, Sultan, das heißt, Korneli, komm, Bruder, komm!

Die jungen Leute verließen das Haus.

Da hast Du's wieder mit Deinem Hunde, es gehört wirklich eine Ausdauer dazu, so viel Unannehmlichkeiten wegen eines Viehes zu ertragen.

Ei was, die alte Lucretia ist eine boshafte Hexe und der Nachbar ist ein tückischer, geiziger, hinterlistiger Schuft —

Das sieht dem Manne ähnlich, er hat ein wirkliches Galgengesicht.

Oh, der verdiente schon längst zwischen Himmel und Erde zu baumeln, schon um der armen Waisen willen, die der Schurke betrogen hat.

Wie? Um der Waisen willen?

Ja, der Lump war ehedem Kurator.

Kurator? Wie heißt der Mann?

Urban Keil!

Lohberg fuhr erschüttert zusammen.

Was sagst Du, rief er in höchster Aufregung, wie heißt der Mann?

Urban Keil! wiederholte Wendelin.

Kornelius Augen glühten.

Wendelin, rief er, Freund, welch' ein Begegniß!

Oh komm, laß Dich umarmen, herzen und küssen, denn Dir verdanke ich, daß ich ihn gefunden habe.

Justinen's Geliebter begriff die Extase des Freundes nicht.

Frage nicht, fuhr Lohberg fort, heute nicht, denn ich könnte Dir nicht antworten, aber die Zeit, wo Du Alles erfahren sollst, wird kommen; oh, wie froh bin ich, Dich besucht zu haben — jetzt, da ich ihn gefunden, soll er mir nicht mehr entkommen. Komm, Freund, komm, dort ist ein

Fiaker, laß uns einsteigen, heute begleite ich Dich, wohin Du willst, ich bitte Dich nur um Eines, und dieß ist, daß Du in Deinem Hause nie meinen Namen nennst, damit der Schurke mein Hiersein nicht erfahre, der Donner der Vergeltung muß plötzlich über ihn hereinbrechen.

Die Freunde bestiegen den Fiaker und fuhren in den Prater.

Siebentes Kapitel.

Die Frucht des erfüllten Auftrages.

Die Spazierfahrt bot den beiden Freunden keine Unterhaltung.

Lohberg sprach nicht und Wendelin dachte: Sein Tiefsinn kommt mir erwünscht, er weiß, daß Justine in der Währingergasse wohnt und die Kammerjungfer der Gräfin Santa Croce ist; wenn er merkte, daß ich ihn zu Justine bringe, so würde er leicht den Grund ahnen und sich weigern, mir zu folgen; aber so wird er nichts wahrnehmen und habe ich ihn einmal in der Wohnung, dann habe ich ihn auch schon gefangen und er kann, ohne den Anstand mit Füßen zu treten, sich nicht mehr aus der Schlinge ziehen.

In Folge dieser ganz richtigen Bemerkung hütete sich Wendelin Worte zu verlieren, und schwieg mit dem Freunde um die Wette.

Es fing schon an zu dunkeln, als man die Rückfahrt begann. Kornelius kümmerte sich nicht um die Richtung, welche der Wagen nahm, und so langte man vor dem Privatlogis an.

Die beiden Freunde stiegen aus — Wendelin machte den Wegweiser und führte den Freund in das Gemach, wo Mamsell Racine gewöhnlich Gesellschaften empfing. Es war leer.

Man scheint auf unseren Empfang nicht vorbereitet.

Du irrst, mein Freund, ich führte Dich nur hieher, um Dich früher mit der Herrin des Hauses bekannt zu machen.

Wer ist die Dame?

Mamsell Racine, Kammerjungfer bei der Gräfin Santa Croce.

Wendelin, rief Lohberg betroffen, warum sagtest Du mir nicht früher, wohin Du mich führst?

Oh, Mamsell Justine, rief Wendelin der eintretenden Dame des Hauses entgegen, hier habe ich die Ehre, Ihnen meinen Freund, Kornelius Lohberg, vorzustellen.

Herr Lohberg, nahm die Dame galant das Wort, ich schätze mich glücklich, Sie hier zu empfangen.

Man verneigte sich, Kornelius verlegen, Justine ehrerbietig.

Mein Freund, begann Ersterer übellaunig, lud mich zu einem Besuche ein, ohne mir zu sagen —

Ah, ich verstehe, Herr Taub hat wieder, wie gewöhnlich, einen Schelmenstreich produzirt, er fürchtete von Ihrer Seite eine abschlägige Antwort, und bediente sich einer List, um Sie hieherzubringen. Ich werde ihn dafür zur Verantwortung ziehen, doch an Sie, Herr Lohberg, erlaube ich mir eine Frage. Sie wissen jetzt, wo Sie sind; aus dem Tone Ihrer wenigen Worte entnehme ich auch, daß Ihnen die Absicht, warum man Sie hieher wünschte, ebenfalls nicht fremd ist, ich erlaube mir offen und freimüthig die

Frage an Sie, ob es Ihnen denn widerstrebe, hier zu bleiben? Ist dieß der Fall, dann — so lautet der mir gegebene Befehl — können Sie sich ungehindert fortbegeben.

Kornelius schwankte. Es ward ihm jetzt ganz klar, daß Seraphine ihn hier zu sprechen wünsche, er hatte aber beschlossen, sie nie wieder zu sehen, was sollte er thun?

Sollte er sich neuerdings der Gefahr ihrer Nähe aussetzen? Sollte er die Dame anhören, oder durch seine Entfernung den von seiner Seite herbeigeführten plötzlichen Bruch fortbestehen lassen?

Seine Vernunft rieth ihm das Letztere, seine Eitelkeit das Erstere; den Triumph, die schöne Dame schuldbeladen vor sich zu sehen, ihr Flehen zu hören, ohne sich von demselben erweichen zu lassen, zeigte sich ihm so lockend, daß er nach kurzem Bedenken zu bleiben beschloß, und den Einwürfen der Vernunft Schweigen gebot.

Er wendete sich daher ernst, doch höflich, an die Kammerjungfer, und entgegnete ihr: Ich mache von der Erlaubniß, mich zu entfernen, keinen Gebrauch. Es könnte den Anschein gewinnen, als fürchtete ich gewisse Begegnungen; dieses ist jedoch nicht der Fall. Verfügen Sie nach Belieben über mich.

Sie bleiben also, Herr Lohberg?

Ich bleibe!

Dann wollen Sie sich gefälligst in jenes Gemach begeben.

Racine wies auf eine Thüre.

Während Kornelius sich derselben näherte, nahm die Kammerjungfer Wendelin am Arme, und zog ihn mit sich in ein anderes Gemach fort.

Nun, herrliche Racine, habe ich meine Sache gut gemacht?

Sie ist gut ausgefallen, das ist Ihr Glück, sonst wäre ich abermals bemüßigt gewesen, mit Ihnen zu schmollen.

Doch zu etwas Anderem. Sie sind, wie ich sehe, seit gestern vollkommen genesen?

Oh, erinnern Sie mich nicht an die trübsten Tage meines Lebens! Es genüge Ihnen, wenn ich Sie versichere, daß ich jetzt glücklich bin.

Ganz? fragte Justine schelmisch.

Das heißt — kusch, ah so — denken wir nicht daran. Ach, Racine, Ihre Liebe macht mich selig.

Meine Liebe? Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich Sie liebe?

Mein Herz sagt mir's. —

Ich bin nicht gewohnt, meine Gefühle durch anderer Leute Herzen verdollmetschen zu lassen. Ihr Herz lügt.

Mein Herz hat noch nie gelogen.

Es hat Ihnen also schon oft verkündet, wenn sie geliebt wurden?

Wendelin sah sich umgarnt, und rief: Nun ja — 's ist wahr — kusch, Sult — ah so — Sie sind zwar nicht meine erste Liebe, aber meine letzte werden Sie sein, hören Sie, meine allerletzte! Indessen will ich hoffen, daß wir uns wechselseitig nichts vorzuwerfen haben, denn wenn ich mich recht entsinne, so lautete die erste Erkundigung, welche ich über Sie einzog, es war an jenem glücklichen Vormittage auf dem Kohlmarkte: „Sie ist in diesem Augenblicke auch vakant!“ eine deutliche Erklärung, daß es Augenblicke gab, wo Sie nicht vakant waren.

Herr Taub!

Beruhigen Sie sich, Geliebte meines Herzens, ich mache Ihnen deßhalb keine Vorwürfe; wir sind unschuldig daran, daß wir uns gegenseitig so spät kennen lernten, übrigens danken wir den Göttern, daß es noch so zeitlich geschah, hätte ich Sie zum Exempel erst als Witwe mit sechs Kindern kennen gelernt, dann, so glaube ich, hätte ich mich kaum in Sie verliebt. Kusch — ah so — die Bestie ist nicht da.

Während die Kammerjungfer und Wendelin sich von der Gegenwart und Zukunft ihrer Liebe unterhielten, war Kornelius Lohberg in das bezeichnete Gemach getreten.

Eine ganz schwarz gekleidete Dame saß auf dem Sofa — Es war die Gräfin Santa Croce.

Das Antlitz blaß, das Auge zu Boden geschlagen, die Hände im Schoß gefaltet, so glich sie dem verkörperten Kummer, wenn man ihn nicht unverschuldet zu tragen gezwungen ist.

Kornelius blieb ruhig stehen.

Wie war sie schön, die reizende Circe! Das Schwarz der Gewänder hob das Blond der Locken zum Gold empor, die Blässe der Wangen zum Alabaster. Wenn der Kummer so verschönt, so verführerisch umgestaltet, dann, ihr Frauen, beschwört ihn herab, und feiert neue Triumphe.

Der junge Mann regte sich nicht, er schien einen einladenden Blick der Dame zu erwarten.

Dieser erfolgte, und mit ihm die erste Anrede von derselben Seite.

Herr Lohberg, sagte Seraphine schüchtern, was werden Sie von mir denken, daß ich Sie hier, in der Wohnung meiner Dienerin empfange?

Wozu diese Frage, gnädige Frau? Ich glaube, daß es Ihnen ganz gleichgültig ist, was ich von Ihnen denke.

Sie beabsichtigen mich zu kränken.

Das ist ferne von mir, ich bin zu meiner Behauptung berechtigt.

Berechtigt? Wodurch?

Durch Ihr Benehmen.

Erklären Sie sich mein Herr.

Erlassen Sie mir dieß, Frau Gräfin. Es gibt Erklärungen, die man Damen gegenüber nicht wagen kann, ohne selbst zu erröthen, ohne daß die Scham das Wort auf den Lippen zerschmilzt.

Die Dame senkte den Blick und lispelte: Sprechen

Sie weiter, mein Herr, ich will wissen, wessen Sie mich beschuldigen? Ohne Anklage ist auch eine Vertheidigung unmöglich.

Der junge Mann besann sich eine Weile, und sagte dann: Wenn am Tage außen heiß die Sonne brennt, dann geschieht's wohl oft, daß ein Strahl sich durch's Fenster stiehlt, um mit dem Schatten im Gemache zu kosen; wenn aber außen der Mond die kühle Nacht versilbert, dann fällt es auf, den Schatten aus dem Fenster schleichen zu sehen; es sei denn, er käme von einer Sonne drinnen. Ja, ja, es ist die Wahrheit, es gibt kein Licht ohne Schatten.

Seraphine erglühte. Jetzt wußte sie, warum Lohberg zürnte.

Kornelius, antwortete sie mit flehender Geberde, und Sie verdammen mich, ohne mich gehört zu haben?

Am Tage bedarf man keiner Leuchte, die Wahrheit ist unerschütterlich. Wer sich die Mühe nimmt, sie verschleiern zu wollen, wird am Ende doch das Eitle seines Thuns erkennen. Was soll ich hören, was wollen, was können Sie mir sagen?

Und dennoch wag' ich meine Vertheidigung.

Wozu, Frau Gräfin?

Weil ich den Gedanken, daß Sie mir zürnen, nicht ertragen kann.

Der Himmel ist mein Zeuge, ich zürne Ihnen nicht. Warum auch? Ich näherte mich Ihnen mit einem kindlich ergebenen Herzen, Sie suchten meinen Schutz, mein Vertrauen, ich bot Ihnen mein Herz; Sie stellten sich, als nehmen Sie es an und täuschten mich, das ist Alles. Darin sehe ich keinen Grund, Ihnen zu zürnen.

Sie mißachten mich.

Verargen Sie es mir, Frau Gräfin? Kann ich nach dem, was ich sah, anders?

Kornelius, wenn Sie meine bedauernswerthe Lage kennten?

Oh, keine Lage der Welt konnte Sie zwingen, mich zu täuschen.

Habe ich Sie getäuscht? Versprach ich Ihnen nicht Erklärungen außer Hause, weil ich in dem Landhause vor Belauschern niemals geschützt bin?

Ich erachte jede Erklärung für überflüssig.

Sie haben mich also im Vorhinein abgeurtheilt, oh, nur zu, dem starken Manne steht es wohl an, die schwache Frau zu verdammen, die von dem unerschütterlichen Willen eines Menschen abhängt, den die Welt für ihren Gatten hält, dessen List, Schlauheit, Verschmitztheit und Grausamkeit Alles überbietet, was man sich in dieser Art nur denken kann. Von Jugend auf an diesen Mann gekettet, von ihm beherrscht durch geistige und körperliche Uebermacht, von ihm geleitet und erzogen, so stehe ich da, eine Fremde in einem fremden Lande, angewiesen an ihn, abhängig von ihm, mit einem scheinbaren Glanze durch ihn. Sein Wunsch muß mein Wille, sein Wille mir Befehl sein; ohne ihn würde man mich als Landstreicherin über die Grenze schicken, bei ihm bin ich die Gräfin Santa Croce. Ich sah Sie, Herr Lohberg, ich lernte Sie kennen, und mein Herz kehrte sich Ihnen zu. Allessandro gestattete mir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft, allein er gebot mir später den jungen Grafen Nowaczky mit Aufmerksamkeit zu behandeln; zu Ihnen zieht mich mein Herz, zu dem Grafen trieb mich der erhaltene Befehl. Wollte ich den Grimm Allessandro's nicht herausfordern, mußte ich mich seinem Gebote fügen; ich that es, in der Hoffnung, daß Sie meine unglückliche Lage berücksichtigen und mir vergeben würden. Ich habe mich getäuscht, denn Sie mieden mich; statt mich aus der Gewalt jenes Mannes zu befreien, der mich zu seiner Sklavin erniedriget, lassen Sie mich trostlos und verdammen mich. —

Kornelius hörte die Klagen der jungen Frau mit bewegtem Gemüthe an.

Frau Gräfin, begann er, als sie inne hielt, Ihr aufrichtiges Geständniß hat Ihnen mein Bedauern gewonnen, doch vergeben Sie auch mir meine Offenheit, ich suche vergebens nach Gründen der Entschuldigung, ich finde keine! Ihre Lage ist bedauernswerth, doch nicht ohne eigene Schuld.

Kornelius, welche Kälte! —

Ich habe sie eingesogen an jenem Abende, der mich auf immer von Ihnen schied.

Auf immer sagen Sie? Nein, nein, das kann nicht Ihr Ernst sein. Sie können mich nicht von sich stoßen, Sie dürfen nicht. Kornelius, ich hebe meine Hände gefaltet zu Ihnen empor, retten Sie mich, schützen Sie mich, Sie haben mir Ihr Wort gegeben und werden es erfüllen. Ach, wenn Sie den Schmerz in meiner Brust sehen könnten, Sie würden sich meiner erbarmen, Sie würden finden, daß er eben so groß ist, wie meine Liebe. Warum es noch verhehlen, ich bin zu weit gegangen, um Ihnen nicht Alles zu gestehen, ja, Kornelius, ich liebe Sie unendlich, mein Herz pocht heftiger, wenn ich an Sie denke, ich sehne mich nach Ihnen, meine Seele kann Sie nicht mehr missen. Sie haben mein Herz gewonnen, können Sie so grausam sein, die Beute mit Füßen zu treten. Sie hielten mich für die Gattin eines Anderen und näherten sich mir doch, Sie durften also von mir nicht mehr hoffen, als Liebe, und diese spende ich Ihnen aus vollem Herzen. Kornelius, befreien Sie mich aus den Banden, in welche mich jener Mann geschmiedet hat, der mein Glück mit Füßen tritt, mich meiner Seele Heil beraubt. Ich flehe Sie an, retten Sie mich, beschützen Sie mich, verbergen Sie mich.

Und Graf Cagliostro?

Oh, sind auch Sie von dem Irrthume befangen? Glauben auch Sie an seine Allmacht, an seine Allwissenheit?

Soll ich es nicht, wenn die halbe Welt es thut?

Kommen Sie her, Kornelius, Mann meines Herzens, hieher, oh, wie wohl mir's in Ihrer Nähe ist, wie kräftig fühle ich mich unter Ihrem Schirme.

Seraphine faßte leidenschaftlich seine Hand und zog ihn zu sich nieder.

Hier, fuhr sie heftig fort, sind wir ungestört, hier kann ich Dir vertrauen, was bisher als tiefes Geheimniß in meiner Brust ruhte. Aber sieh' mich nicht so düster an, ich kann den finsteren Blick Deines Auges nicht ertragen, oh, lächle doch, erwärme Dein Herz, mich verzehrt namenlose Gluth und Du bist kalt wie Marmor. Kornelius, ich beschwöre Dich, sei barmherzig, stoße mich nicht von Dir.

Die Wangen der jungen Frau glühten, ihr blaues Auge strahlte, ihr Busen hob sich hoch.

Kornelius, angeregt von dieser Gluth, fühlte sein Blut sich erwärmen. Er ließ seine Hand in jener der Gräfin und antwortete milde: Sprechen Sie, Seraphine, ich höre Sie ja so gerne sprechen.

Ja, ich will es, ich bin ja schon glücklich, wenn Du mich nur hörst. Ich denke mir in diesem Augenblicke, Du seiest mein, Du liebst mich, Deine Seele sei ein Theil der meinigen geworden und ich sei verpflichtet, Dir Alles zu gestehen, was ich weiß, was meine Brust belastet. Glaube nicht, mein Geliebter, daß jener Mann der Graf Cagliostro sei — ein Gaukler, ein Betrüger ist er. Klug und verschmitzt, weiß er Alles zu benützen, was er durch reiches Wissen sich erworben, tausende von Helfershelfern stehen in seinem Solde und sind zerstreut in allen Schichten der Gesellschaft. So wie ich ihm zum Werkzeuge dienen muß, so besitzt er deren unzählige, er hört mit tausend Ohren und sieht mit tausend Augen. Oh, Kornelius, wenn Du einen Blick in diesen Menschen werfen könntest, Du würdest über das Räderwerk erstaunen, wie es hier in einander greift, um Dinge, Wundern ähnlich an das Tageslicht zu fördern.

Aber wozu dieß Alles?

Wozu? Ja, mein Geliebter, das ist die große Frage, der Zweck ist das wichtige Geheimniß, und ich, ich kenne es. Der Thor, er glaubte, das Weib vermöge nur an Flitter und an Tand zu denken, er glaubte, mich durch Liebe und Wohlleben blind und taub zu machen, aber er hat sich geirrt. Wie er mich, so hab' auch ich ihn in stiller Nacht belauscht; hab' seine Papiere durchlesen, seine Geheimnisse erspäht, ich weiß Alles — Alles. Seine Magie ist eine Decke, hinter welcher er ganz andere Zwecke verfolgt, seine Gaukelei ist doppelter Trug, um geheime Plane in's Werk zu setzen. Er nennt sich Cagliostro, ohne es zu sein, er blendet die Augen der Menschen mit Schein, damit sie die Wirklichkeit nicht sehen und seine geheimen Ränke nicht erlauschen. Dir, mein Geliebter, will ich es vertrauen, Du sollst von mir Alles erfahren. Jener Elende, der so viele Menschen blendet, Tausende zu Anhängern zählt, die ganze Stadt von sich reden macht, mich mißhandelt, unterjocht, jener Elende ist —

Graf Allessandro Cagliostro! rief plötzlich eine Männerstimme.

Seraphine und Kornelius fuhren empor.

Der Magier stand vor ihnen.

Achtes Kapitel.

Ein neuer Sieg.

Bei dem Anblicke Cagliostro's war die Gräfin verstummt.

Lohberg war gespannt auf die Entwicklung der Szene. Wenn ja noch ein Funke von Liebe in ihm geglüht hätte, das Benehmen der leidenschaftlichen Frau würde ihn verlöscht haben; eben so war durch die Mittheilung der ganze Nimbus verschwunden, in welchem ihm der Magier bisher erschienen war. Er sah in ihm nur noch den Gaukler und Betrüger.

Cagliostro hatte die Arme in einander geschränkt, und stand regungslos da.

Endlich begann er: Ich habe gestört, Madame, ich bitte, fahren Sie fort.

Tiefe Stille.

Nun, fahren Sie fort. Wer ist jener Elende, der so viele Menschen blendet, Tausende zu Anhängern zählt, die ganze Welt von sich reden macht, Sie mißhandelt, Sie unterjocht, wer ist jener Elende?

Abermalige Stille.

Wer ist er? Antworten Sie mir! Ich befehle es Ihnen.

Seraphine erhob ihr Haupt, durchbohrte mit ihrem

Blicke den Magier, und sagte: Es sei, mein Herr, Sie fordern mich heraus, ich hebe den Handschuh auf. Ich habe von Ihnen Alles ertragen, so lange es auf dieser Erde kein Wesen gab, welches meinem Herzen nahe ging, jetzt — da ich liebe — fühle ich den Muth, dieser Liebe jedes Opfer zu bringen. Die Schwäche ist fort, Sie finden in mir kein willenloses Opfer mehr, sondern eine Löwin, die für ihr Liebstes Alles wagt.

Eine Rasende, rief der Graf, die ich zum Schweigen bringen, und zum Gehorsam zurückführen werde.

Weh' mir, schrie Seraphine plötzlich auf, und sank, von einem unsichtbaren Schlage getroffen, auf das Sofa zurück.

Der Magier blickte sie hohnlächelnd an.

Die junge Frau, statt kraftlos zu erliegen — erhob sich aber, und floh wie der Blitz in eine andere Ecke des Gemaches.

Elender, rief sie, die Zeit, wo Dein Gaukelwerk meine Kraft erlahmen machte, ist vorbei. Dein künstlicher Blitz beraubt mich nicht mehr meiner Sinne, ich verachte ihn, so wie ich Dich verachte.

Der Magier war überrascht. Der Widerstand und die Fassung der Frau ließ ihn erkennen, daß das Verhältniß zwischen ihm und ihr an einem Wendepunkte stehe, und daß die frühere Behandlung ihm nicht mehr jene Herrschaft über sie verschaffe, deren er bedurfte, um vor Verrath sicher zu sein.

Madame, begann er nach kurzem Besinnen, Sie sind aufgeregt, erholen Sie sich, unten harrt Ihr Wagen, zu Hause sprechen wir uns wieder.

Nie, niemals kehre ich in jenes Haus zurück, in jenes schmachvolle Verhältniß, dem ich mich um jeden Preis entwinden muß.

Um jeden Preis?

Ja, mein Herr, um jeden.

Das schwarze Auge des Magiers sprühte zornige Blitze.

Madame, Sie vergessen, daß meine Langmuth eine Grenze hat!

Meine Schwäche hat sie auch.

Sie wagen also Widerstand?

Sie sind eben Zeuge davon.

Der Magier hatte unbemerkt seine rechte Hand in die Brusttasche gesenkt, und dort eine Phiole erfaßt. Er zog sie hervor, indem er sich der Dame näherte.

Seraphine wich ihm aus, und suchte in Lohberg's Nähe zu kommen.

Jetzt bemerkte sie die Phiole, und rief: Kornelius — rette mich — er hat betäubendes Gift. —

Cagliostro stürzte auf die Gräfin zu. —

Lohberg, bisher sprach- und regungslos, warf sich zwischen ihn und sie.

Der Magier blickte ihn betroffen an.

Es scheint, als seien Sie gesonnen, den Ritter dieser Dame zu spielen.

Ich spiele nie, versetzte der junge Mann ernst, so wie ich jedoch bemerke, spielen Sie, mein Herr, und zwar ein sehr gewagtes Spiel.

Wer berechtigt Sie, sich in fremde Angelegenheiten zu mengen?

Kein Mann von Ehre wird es ruhig mit ansehen, wenn eine schwache Frau mißhandelt wird.

Seraphine ist meine Gattin.

Ihre Angabe lautet anders; doch wenn auch — der Mann, der seiner Gattin befiehlt, einen Anderen zu lieben, der hat kein Recht sie zu strafen, wenn sie fehlt.

Sie nehmen also Madame in Ihren Schutz?

Ja, mein Herr.

Haben Sie auch erwogen, ob ich nicht die Macht besitze, den Kampf mit Ihnen und mit ihr aufzunehmen?

Ich pflege dergleichen nicht im Voraus zu berechnen. Ich baue auf meinen Muth und auf meine Kraft.

Herr Lohberg fürchten Sie meinen Zorn.

Mein Herr, fürchten Sie unsere Gesetze.

Der Magier fuhr empor.

Sie wagen es, mir zu drohen, mir, dem Hunderte von Mitteln zu Gebote stehen, Sie augenblicklich zum elendesten Menschen zu machen, oder gar zu tödten? —

Mord! rief Kornelius, nur zu, Mörder, Giftmischer! —

Elender! schrie Cagliostro, fort aus diesem Gemache, oder ein Tropfen aus diesem Fläschchen tödtet Dich augenblicklich.

Weh' uns, rief die Gräfin, sie erkannte ein fürchterliches Gift. Kornelius, Du bist verloren, zu Hülfe, Hülfe!

Die Thüre flog auf.

Was gibt's da? Bruder Korneli! Alle Wetter, welch' ein Lärm, wo ist der Mörder? Pack an, Sultan, ah so, kusch —

Der jähe Eintritt Wendelin's frappirte den Grafen. Er sah die Gegner an Zahl zunehmen, und hatte nun die Ueberzeugung, daß nöthigenfalls auch noch die Kammerjungfer mit ihrer Dienerschaft erscheinen werde. Er unterließ daher den gewaltsamen Angriff, und blieb nachdenkend stehen.

Wendelin maß den Magier von oben bis unten, und sagte: Was wollen Sie thun, Herr Graf, Kornelius ist mein Freund, ich habe ihn hieher geladen, und mein wäre die Schuld, wenn ihm hier eine Unbill widerführe. Ich halte zu ihm, und wenn es der Teufel selbst wäre, der ihn bedrohte, gleichviel. Kusch, Sultan!

Was suchen Sie hier?

Zum Henker, wie kommt es, daß Sie, der Alles weiß, mich darum fragen? Uebrigens ist das Fragen nicht an

Ihnen, sondern an mir, darum: Was suchen Sie hier, Herr Graf? frage ich. Ich bin der Herr dieser Wohnung, das heißt, ich bin es zwar noch nicht, kusch, ah so, aber ich werde es in kürzester Zeit werden. Meine Geliebte, Mamsell Wurzel, das heißt Racine, ist die Kammerjungfer dieser Dame, und so lange diese Dame hier ist, steht sie in unserem Schutze. Wir leben, Gott sei Dank, in einer aufgeklärten Zeit, kusch, Sultan, und wenn wir auch Rosenkreuzer sind, lassen wir uns doch nicht so leicht eine magische Nase drehen. Nicht wahr, Korneli, für uns gibt es nur einen Zauber, und das ist der Zauber der Liebe, alles Uebrige ist Larifari, Hokuspokus, — kusch, — ah so, wahr ist's.

Diese höchst nüchterne, laienhafte Anrede brachte den Magier noch mehr außer Fassung, er erkannte das Gefährliche seiner Situation.

In dem Kreise dieser Menschen war er von jedem Nimbus entblößt, und stand der Mensch dreien anderen Menschen gegenüber.

Hier galt es, ohne Zauberei, ohne Spuk, mit ganz gewöhnlichen Mitteln zu wirken. Hier, wo keine Präparate, kein Einverständniß, keine Vorbereitung half, hier mußte die Waffe gewöhnlicher Menschen — der Verstand, der Geist, zu Hülfe genommen werden.

Er blickte die beiden Herren ernst an, und sagte: Wir haben uns ein wenig ereifert, und sind von dem Ziele abgeirrt. Verständigen wir uns.

Ja, versetzte Wendelin trocken, verständigen wir uns, aber ohne Gewalt, ohne Mord und ohne Gift.

Kornelius leitete die Gräfin zum Sofa, und ließ sich in ihrer Nähe nieder. Der Graf und Wendelin folgten seinem Beispiele.

Madame, wendete sich der Magier zu Seraphine, ich habe Sie ersucht, mich zu begleiten.

Und ich habe erklärt, daß ich Ihnen keine Folge leiste.

Ich verspreche Ihnen, den Vorfall zu vergessen.

Ich bleibe dennoch meinem Entschlusse treu.

Sie bauen also auf den Schutz des Herrn Lohberg?

Ja, mein Herr, ich baue und vertraue auf ihn.

Man merkte es dem Grafen ab, daß er nach einem Auswege suchte.

Und Sie, Herr Lohberg? wendete er sich an diesen.

Ich schütze die Gräfin.

Ohne sie zu lieben?

Ich würde jeder anderen Frau in ihrer Lage denselben Dienst leisten.

Und Sie, mein Herr?

Diese Frage galt dem Geliebten der Kammerjungfer.

Ich stehe meinem Freunde Lohberg zur Seite, antwortete Wendelin.

Jetzt blitzte das Auge des Magiers auf — er hatte gefunden, wornach er suchte.

Herr Lohberg, wendete er sich zu diesem, gewähren Sie mir eine Unterredung unter vier Augen.

Um Gotteswillen, Kornelius, rief die Gräfin ängstlich, verlassen Sie dieses Zimmer nicht, er tödtet Sie.

Cagliostro warf der Dame einen verächtlichen Blick zu, und fuhr zu Lohberg fort: Wir werden dieses Zimmer nicht verlassen, sondern wollen blos an jenes Fenster treten, und dort miteinander sprechen.

Der junge Mann erhob sich, und ging an die bezeichnete Stelle. Der Magier trat an seine Seite.

Seraphine und Wendelin blickten unverwandt auf die beiden Herren.

Mein Herr, flüsterte Cagliostro dem Anderen zu, ich werde nur einige Worte zu Ihnen sprechen. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie nicht nur Ihre feindliche Stellung aufgeben, die Sie mir gegenüber einnehmen, sondern, daß Sie Ihren ganzen Einfluß anwenden, um Seraphine zu

besänftigen, und zur Rückkehr in das Landhaus zu bewegen. Ich erwarte es von Ihnen mit ganzer Zuversicht, ich erwarte es. Sie erinnern sich wohl noch jenes höckerigen Mannes mit der schwarzen Binde um das rechte Auge, der Ihnen am Tage nach der Hinrichtung Zahlheim's auf dem Graben das Porträt Ihrer Mutter gezeigt, jener Mann war ich, jenes Portefeuille sehen Sie hier, ich sagte Ihnen damals, ich hätte Ihre Mutter nicht gekannt, jetzt sage ich Ihnen, ich habe damals Unwahrheit gesprochen — ich weiß, was Sie bei Urban Keil suchen, ein Wort von mir, und Sie erreichen Ihren Zweck nicht; nun, mein Herr, gehen Sie hin, verrathen Sie mich, mich, Ihren — Freund!

Kornelius war mächtig erschüttert. Todtenblässe bedeckte sein Antlitz. Die Worte des Magiers fuhren ihm bis in das Innerste der Seele.

Herr Graf, stotterte er, Ihre Worte zeigen mir, daß Sie Alles wissen. Zerstören Sie nicht, was ich anstrebe —

Ich fordere von Ihnen dasselbe, murmelte der Magier, ihn unterbrechend, Aug' für Aug', Dienst für Dienst.

Ich — ver—spreche es.

Cagliostro verneigte sich höflich und begab sich mit triumphirender Miene auf seinen Platz.

Seraphine war todtenbleich.

Sultan's Gebieter schüttelte verwundert den Kopf.

Kornelius näherte sich der Gräfin, blickte sie mitleidig an, und sagte: Gnädige Frau, es gibt Pflichten, denen sich kein Mensch entziehen darf, wenn er nicht schwere Schuld auf sich laden will, diese Pflichten zwingen mich, Sie zu verlassen. Ich nahm Sie in Schutz, weil die Menschlichkeit es gebot, ich gebe den Schutz auf, weil an diese Bedingung der Zweck meines ganzen Lebens geknüpft ist. Frau Gräfin, ich bitte Sie, kehren Sie in das Landhaus zurück —

Kornelius, hör' ich recht?

Wenn Sie mich achten, wenn Ihnen mein Glück nicht ganz gleichgültig ist, dann gewähren Sie meine Bitte, der Graf wird, seinem Versprechen gemäß, die heutige Szene vergessen, kehren Sie zurück!

Seraphine bedeckte ihre beiden Augen, um die herabstürzenden Thränen zu verbergen.

Wendelin schüttelte den Kopf.

Kommen Sie, Madame, sagte jetzt der Magier in einem sehr gütigen Tone, der Wagen harrt, Sie werden es nie bereuen, sich mit mir versöhnt zu haben.

Er faßte ihre Hand und Seraphine erhob sich.

Ohne Kornelius mehr anzublicken, sagte sie: Ich folge Ihnen, mein Herr, denn jetzt habe ich hier nichts mehr zu suchen.

Auf Cagliostro gestützt, verließ sie das Gemach.

Der Teufel soll den Zauberer holen, rief Wendelin, Bruder Korneli, hast Du Dich nicht übertölpeln lassen?

Nein, mein Freund, was ich that, war nothwendig.

Mir ist's recht, aber der Satan hat mir wieder die ganze Unterhaltung verdorben; ich habe in diesem Hause viel Unglück, einmal kommt mir der Hund in die Quere, das andere Mal ein Zauberer, ku — ah so, komm', Korneli, komm'!

Die Freunde verließen nun auch das Landhaus.

Neuntes Kapitel.

Die Angst des Laboranten.

Götz und seine Gattin waren im Besitze von 15,000 Gulden, wofür sie das Geheimniß ihres Brotherrn verrathen hatten.

Die Eheleute waren nun in der Lage, ihre Wünsche, die sie früher wegen Geldmangel unterdrücken mußten, zu erfüllen. Einige Tage machte dieß ihnen auch viel Vergnügen, allein die Freuden des Besitzes verloren bald ihren ersten Reiz, und die Nachwehen stellten sich ein.

Gewissensbisse peinigten unser Ehepaar nicht, aber sie bekamen Angst, Angst vor dem Baron Liebenstein.

Der alte Soldat war ein Mann, der mit sich keine Schelmerei treiben ließ; wenn er zurückkam und den Verrath erfuhr — und er konnte ihm nicht verborgen bleiben — so hatten die Gatten Alles zu besorgen.

Der tückische Götz roch die Gefahr zuerst, und wendete sich deßhalb an seine Gattin.

Sabine, sagte er, uns droht Gefahr. —

Gefahr? Woher?

Der heutige Brief des Barons meldet mir, daß er bald aus Ungarn zurückkehren werde.

Was liegt daran?

Er wird erfahren, was wir gethan, wird — Du kennst ihn, Sabine, er ist Alles im Stande. —

Die runde Frau bekam nun auch Angst, denn das Bedenken ihres Gatten war sehr gerecht.

Du hast Recht, antwortete sie, der alte Hitzteufel ist im Stande uns umzubringen, wir müssen trachten, uns zu salviren.

Du hast Recht, wir müssen uns salviren, aber wie?

Das ist die Frage. Wir könnten Wien verlassen.

Sabine dachte an Wendelin, und rief: Ich mag Wien nicht verlassen, es gefällt mir hier so wohl, besonders jetzt, wo wir so angenehm leben. Wie wär' es, Götz, wenn wir uns hier verborgen hielten?

Das geht nicht an, er wird uns finden, und dann um so toller sein.

Auch wahr, was sollen wir aber thun?

Ich hab' meinen Einfall. Gehen wir Beide zu dem Herrn Reichshofraths-Agenten, und theilen wir ihm unsere Verlegenheit mit. Er war der Veranstalter des ganzen Handels, bei ihm empfing ich das Geld, er muß Rath schaffen, um uns vor der Wuth des Barons zu schützen.

Sabine war damit einverstanden und das Ehepaar begab sich zu Herrn Matolay.

Der Meister der Loge zu den sieben Planeten dachte an den Laboranten nicht mehr, sondern war beflissen, die Szekely'sche Errungenschaft auf's Vortheilhafteste zu benützen, indem er die Erfindung seinem Orden vindicirte und alle Mittel anwendete, um die Kunde vom philosophischen Goldsalz recht unter die Leute zu bringen; daß der Besitzer des Arkanums mit dieser Manipulation sehr zufrieden war, darf wohl kaum erwähnt werden.

Matolay war daher durch das Erscheinen des Ehepaares überrascht.

Was wollen die? dachte er, sollte sie vielleicht gar der Handel reuen? Oder wünschen sie noch nachträglich einige Gulden zu erpressen?

Der Laborant setzte dem Meister der Loge die Ursache seines Kommens auseinander.

Herr Matolay fand die Angst der beiden Gatten gerechtfertigt, und er erwiederte: Ihr habt ganz recht, wenn der Baron, wie Ihr sagt, jähzornig und schonungslos ist, dann ergeht es Euch bei seiner Rückkunft schlimm, was gedenkt Ihr also zu thun?

Deßhalb, verehrter Herr, sagte Sabine, sind wir eben hier, wir wünschen, daß Sie uns rathen.

Der verehrte Herr dachte nach.

Das Interesse der beiden Gatten ging wieder mit dem des Rosenkreuzers Hand in Hand. Die Hitze des Barons drohte beiden Theilen, es mußte daher beiden daran gelegen sein, die Gefahr abzuwenden.

Wir, sagte Sabine, dachten daran, uns auf irgend eine Weise zu salviren.

Der Meister schüttelte den Kopf; denn mit diesem Auskunftsmittel war seinem Interesse nicht gedient; die Sicherheit der Eheleute war noch kein Schutz für die Bloßstellung des Ordens.

Ihr habt Recht, versetzte er, Ihr müßt vor ihm gesichert werden, aber wie — halt — da kommt mir ein Gedanke — ich hab's — es ist ein fürchterliches Mittel — wie wär's, wenn wir den Baron verhinderten, nach Wien zurückzukehren? Wär' Euch damit geholfen?

Oh ja, rief Sabine, wenn wir ihn nur los werden, so sind wir schon beruhigt.

Und ich auch! dachte Matolay.

Ihr Gedanke, Herr Reichshofraths-Agent ist fürtrefflich, wie aber ihn ausführen?

Auch dafür will ich Rath schaffen.

Auf g'radem Weg geht's nicht.

Dieser Meinung bin ich auch. Es heißt eine List ersinnen.

Ja, eine List; aber welche?

Ich bin schon auf dem Wege zum Ziele. Sagt mir, Götz, kennt Ihr den Baron schon lange?

Ei freilich, ich habe ja mit ihm gedient, ich war in seiner Kompagnie. —

Was wißt Ihr aus seinem Leben?

Was soll ich wissen?

Ihr müßt erwägen, daß es hier um die Auffindung einer schwachen Seite zu thun ist, bei welcher man den Baron fassen kann.

Ah, ich begreife.

Verfolgt er vielleicht hier in Oesterreich irgend welche politische Zwecke?

Davon weiß ich nichts.

Ist er Maurer?

Nein.

Hat er in Berlin vor seiner Abreise hieher mit hochgestellten Personen konferirt?

Nie. Er stak immer in Büchern.

Ihr meint also, daß man ihm von dieser Seite gar nichts anhaben könnte?

Meiner Treu, ich wüßte nicht, was?

Sagt mir, hat er sich je über Oesterreich ausgesprochen?

Ich erinnere mich nicht.

Als Preuße wird er wohl übel auf unsern Kaiser zu sprechen sein?

Im Gegentheil, der Baron war Soldat mit Leib und Seele und verehrt die soldatische Einfachheit und G'radheit des Kaisers.

Da ist's also auch nichts. Der Baron ist Protestant?

Seine Eltern waren protestantisch!

Und er?

Götz schmunzelte: Er — er ist eigentlich gar nichts!

Was sagt Ihr da? Er hat gar keinen Glauben?

Meiner Treu, es ist nicht anders.

Hat er dieß je gegen Jemanden bekannt?

O ja, und zwar unserm König selbst.

Nicht möglich! — Erzählt, das muß ich näher erfahren.

Der Baron kam gleich als Offizier zum Regment. Man bringt ihm die Regimentsliste, in welche er sein Nationale, Alter, Name, Religion u. s. w. einschreiben muß. Er thut dieß pünktlich. Der Regimentskommandant bekommt die Liste zur Hand und findet bei der Rubrik Religion die Angabe: „Noch nicht resolvirt". Der Baron wird persönlich vernommen, er bleibt bei seiner Angabe. Die Sache gelangt bis zum König, dieser läßt den Liebenstein holen. Der Alte empfängt den Junker barsch und schnarrt ihn an: Was ist das? Warum noch nicht resolvirt? darauf versetzte der Offizier: Euer Majestät! Seit einem Jahrtausend schon streiten sich die Theologen herum und sind noch nicht einig, welche Religion die wahre, beste und Gott gefälligste sei. Ich beschloß daher mit meiner Resolution zu warten, bis der Streit entschieden sein wird, worauf ich mich zur vollkommensten Religion erklären werde. — Der König war mit dieser Antwort zufrieden und da der Streit der Theologen noch nicht entschieden ist, so ist auch der Baron Liebenstein noch immer nicht resolvirt.

Auf den Reichshofraths-Agenten machte diese Mittheilung einen sehr günstigen Eindruck.

Jetzt haben wir's, rief er, die Achillesferse ist gefunden, der Atheist wird nicht mehr nach Wien zurückkehren!

Götz und Sabine waren über diese tröstende Nachricht sehr erfreut.

Der Reichshofraths-Agent, dessen geschäftiger Geist den ganzen Plan bereits ausgeheckt hatte, zog den Laboranten bei Seite und instruirte ihn über den einzuschlagenden Weg, damit dem Baron die Wiederkehr nach Wien verunmöglicht werde.

Zehntes Kapitel.

Im Arbeitskabinet.

Wir betreten die kaiserliche Burg.

Es ist Vormittags um die neunte Stunde.

Im Kontrolorgange, jenem historisch gewordenen Korridor, der sich im Mezzanin im Trakte zwischen dem Schweizer- und dem Amalienhof befindet, sah man bereits Bittsteller, welche des Kaisers harrten, der täglich mehrmals aus seinen Kanzleien herauskam, hier Gesuche entgegennahm und die Anliegen persönlich anhörte.

In den Kontrolorgang mündeten die Bureau's des Staats- und Konferenzrathes. In einem derselben sehen wir an einem Schreibpulte einen Mann.

Die Emsigkeit, mit welcher er arbeitet, ließe vermuthen, er sei irgend einer der fleißigsten Beamten, der eine Aufgabe seines vorgesetzten Chefs zu Ende zu bringen trachtet; dem ist aber nicht so, der Mann ist militärisch gekleidet, eine enge weiße Hose, eine grüne Uniform mit rothen Aufschlägen, ein schwarzes Halstuch, hohe Stiefel mit Sporen, eine Perrücke mit hohem Toupet und seitwärts gelockt, bilden seine Garderobe. Sein Körper ist voll, kernig, von mittelmäßiger Größe. Wir sehen ein freundliches Antlitz, dessen volle Wangen durch eine kühn gebogene Adlernase und eine sanft gewölbte Stirn verschönt und durch zwei

Augen von sternenheller Bläue verherrlicht werden. Ja, verherrlichet! Man mußte diese Augen mit den etwas buschigen Brauen, ihren innigen, klaren Blick sehen, um den mächtigen Zauber, den sie ausübten, zu begreifen. Diese Augen, verbunden mit dem milden Zuge um den Mund, und dessen Lippen, die sich durch einen äußerst angenehmen Schnitt auszeichneten, verliehen dem ganzen Antlitze einen Ausdruck unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit. Die ganze Persönlichkeit hatte etwas Edles, Offenes, und brachte bei dem Beschauer einen eben so mächtigen als wohlthuenden Eindruck hervor.

Dieser Mann ist — Kaiser Josef II.

Der Monarch ist in seiner Arbeit so vertieft, daß er das Aufgehen der Thüre nicht wahrnimmt.

Ein Kavalier tritt herein.

Sein Schatten fällt auf das Papier, auf dem der Kaiser schreibt und erregt dessen Aufmerksamkeit.

Er blickt auf.

Ah, Graf Rosenberg, ich bin gleich zu Ende, mein Lieber. Ich war so frei, während Ihrer Abwesenheit Ihren Tisch zu okkupiren.

Der Obersthofmeister verneigte sich.

Der Monarch arbeitet fort.

In einigen Minuten ist er zu Ende. Er erhebt sich.

Der taghabende Kabinetssekretär soll meinen Entwurf kopiren, befahl der Kaiser, das Aktenstück ist etwas korpulent, die Reinschrift muß trotzdem bis Abends fertig sein.

Während der Graf den kaiserlichen Auftrag besorgte, machte der Monarch einige rasche Gänge durch das Gemach.

Rosenberg kehrte zurück.

Die Burguhr verkündete die neunte Stunde.

Jetzt wird der Statthalter kommen, begann der Kaiser, ich habe ihn um diese Zeit zur Audienz bestimmt. Haben Sie die Vorkehrungen zu meiner Reise berücksichtiget?

Wie Euere Majestät zu befehlen geruhten.

Ich beabsichtige Kroatien zu besuchen. Bleibt vor der Hand ein Geheimniß.

Lassen Sie bei Gelegenheit, ohne daß es auffällt, sämmtliche Klagen und Gesuche, welche privatim aus jener Provinz einliefen, exhibiren; wenn ich dahinreise, so will ich auch, daß den Klagen, so viel als in meiner Macht liegt und mit dem Systeme verträglich ist, abgeholfen werde.

Der Kavalier verneigte sich.

Wann gedenken Euere Majestät die Reise anzutreten?

Zwischen Ostern und Weihnachten.

Der Monarch wollte den Zeitpunkt nicht bekannt geben, daher die unbestimmte Antwort.

Haben Sie über den bewußten Kurator nähere Erkundigungen eingezogen?

Ich forschte inkognito bei den Nachbarn und erfuhr, daß dieser Urban Keil von Allen als Betrüger und Wucherer verachtet wird. Man nannte mir Waisen und Pupillen, die er auf die schändlichste Art betrogen habe, er war mit dem Referenten Cetto, der eben in Untersuchung ist, einverstanden.

Merken Sie den Namen Keil vor, damit, wenn eine Klage gegen ihn einläuft, man sich gleich orientiren kann. Wie steht es mit der Mozart'schen Oper?

Sie wird noch vor Ende dieses Monates zur Aufführung kommen.

Haben Sie im Texte des Abbé nichts Unsittliches gefunden?

Ich las ihn aufmerksam durch, er ist rein lyrischer Natur —

Wo bleibt denn der Statthalter?

Der Erwartete wurde gemeldet und trat ein.

Ich habe Sie schon erwartet, Herr Graf, sagte der Monarch nicht ohne Ironie, es sind bereits zehn Minuten über neun, wahrscheinlich sind die Uhren zu Wien vor jenen in Lemberg voraus. Ich habe ihren schriftlichen Bericht

gelesen und erfuhr daraus, daß Sie eine noch größere Theuerung in Ihrer Provinz besorgen. Meine dahin gegangene Instruktion, sagen Sie, wird pünktlich befolgt und fruchtet — jedoch nur für den Moment —

Euere Majestät, ich wage die unterthänigste Bitte, meine Ueberzeugung —

Ohne Umschweife, Sie glauben, es wäre nothwendig, auf Mittel zu sinnen, wie der zunehmenden Theuerung auch für die Zukunft abgeholfen werden könnte.

Das, Euere Majestät, ist meine unterthänigste Meinung. —

Da Sie gerade hier sind, so wollen wir über die Sache sprechen.

Wenn Euere Majestät gnädigst erlauben —

Sprechen Sie — guter Rath, sagt ein Sprüchlein, ist theuer, meiner Meinung nach hätte der Staat schon das Recht, von Ihnen einen guten Rath zu erwarten.

Meine unfürgreifliche Ansicht geht dahin, daß Euere Majestät mir huldreichst gestatten mögen, die Frage: „Wie der immer mehr zunehmenden Theuerung der Viktualien abgeholfen werden könne?" öffentlich aufzuwerfen, und für die beste einlaufende schriftliche Antwort einen Preis von hundert Dukaten zu bestimmen.

Der Monarch erstaunte — sann nach, und sagte dann: Wie viele Räthe haben Sie unter sich?

Einen Stellvertreter und zwölf Räthe.

Ganz gut, versetzte der Monarch, Ich will die Preisfrage genehmigen, doch bin Ich mit Ihrem Preise nicht einverstanden, wir wollen es so anstellen. Derjenige, der die Frage mit dem besten Erfolge beantwortet, wird Statthalter, der diesem in der Antwort am nächsten kommt, dessen Stellvertreter, und so sollen noch Zwölf, nach Maßgabe ihrer besseren Einsicht, Räthe werden.

Der Statthalter wurde betroffen.

Der Kaiser nickte mit dem Kopfe — die Audienz war zu Ende.

Der Monarch wendete sich, als sie wieder allein waren, lächelnd zu Rosenberg, und sagte: Der projektirt gewiß keine Preisbewerbung mehr. Ich wette, ehe vierzehn Tage vergehen, wird die Theuerung auch ohne Preisschrift gehoben sein.

Graf Rosenberg blickte auf die Uhr, und machte Miene, als ob er sich entfernen wollte.

Bleiben Sie nur, sagte der Kaiser, die Konferenz mit dem Grafen Keller wird keine wichtige sein. Er hat Mir blos ein Schreiben einzuhändigen.

Der preußische Gesandte wurde gemeldet.

Sie sehen, er ist pünktlich.

Der Obersthofmeister trat bei Seite.

Graf Keller trat ein, und entledigte sich seines Auftrages.

Der Kaiser öffnete den Brief, der mehr das Aussehen eines Privatschreibens hatte, und durchlas ihn.

Nachdem er damit zu Ende war, sagte der Monarch: Ich wäre dem Antrage nicht abgeneigt, nur wünschte Ich zu wissen, wer denn eigentlich die Kosten bezahlen wird?

Der Gesandte antwortete rasch: Unser König!

Wer sollte wohl dieser König sein? fragte der Kaiser spitzig.

Der Andere, wegen dieser Frage befremdet, versetzte kleinlaut: Seine Majestät König Friedrich der Zweite.

Ah so, dieser mag wohl Ihr König sein, nicht aber Unser König.

Graf Keller erschrak, und bat um allergnädigste Nachsicht wegen dieses Fehlers.

Nein, mein Herr Gesandter, versetzte der Kaiser. Ich rechne Ihnen diese Redensart für keinen Fehler an, sondern Ich war diese kleine Erinnerung Ihrem Könige schon seit jener Zeit schuldig, da er sich gegen Meinen Gesandten bei

dessen Abreise geäußert hatte, er zweifle nicht, daß dieser an seinem Hofe Verschiedenes gelernt habe. Sie sehen, es gibt in Wien auch noch Manches zu lernen.

Nach einer Pause: Es ist Mir in diesem Briefe eine wichtige Proposition gemacht. Wer bürgt mir für die darin ausgesprochenen Verheißungen?

Der Gesandte stutzte über diese unerwartete Frage, faßte sich jedoch bald, und antwortete: Euere Majestät, mein König!

Der Monarch bedachte sich sehr ernstlich, und fragte wieder: Und wer ist Mir Bürge für Ihren König?

Der Graf wurde betroffen.

Der Kaiser fuhr fort: Ich bin zu dieser Frage vollkommen berechtiget, denn Ich weiß Mich noch genau an die Antwort zu erinnern, welche Ihr König Meinem Gesandten gab, als Ich ihn bei einer gewissen Negoziation an sein freundschaftliches Versprechen erinnern ließ. Seine Majestät geruhten die damalige Erinnerung mit einem Hohnlächeln anzuhören, und versetzten: „Es zieme einem Könige, der mehrere Millionen Unterthanen zu beherrschen hätte, keineswegs, daß er noch ein Sklave seines Wortes sein sollte.“

Die Verlegenheit des Gesandten war auf's Aeußerste gestiegen, der Kaiser beruhigte ihn durch ein anmuthiges Lächeln, und sagte: Ich werde die Antwort durch Meinen Gesandten in Berlin besorgen lassen. Adieu.

Als der Kaiser mit Rosenberg abermals allein war, sagte er muthig: Diese Audienz gibt den Philosophen an der Spree wieder Stoff zu einem Dutzend Radomontaden, in welchen wacker über Mich losgezogen werden wird. Was liegt daran? Fürchte Gott, thue recht, und scheue Preußen nicht, das muß für immer eines jeden Oesterreicher's Wahlspruch sein. Ein Kourier brachte Uns die Nachricht, daß der Markgraf von Baden der preußischen Assoziation beitritt, die Agitation an den deutschen Höfen wird fortbetrieben, die Berliner sprengen sogar aus, daß auch der Herzog

von Württemberg entschlossen sei, sich dem Fürstenbunde anzuschließen, was Ich aber nicht glauben kann. Die kleine Lektion war jedenfalls zur Zeit gegeben. Ich werde heute der Rathssitzung in der böhmischen Hofkanzlei beiwohnen, Ich weiß nicht, wann sie zu Ende sein wird, lassen Sie daher zur Spazierfahrt erst gegen zwei Uhr anspannen.

Nach dieser Anordnung begab sich der Monarch hinaus auf den Kontrolorgang.

Eilftes Kapitel.

Im Kontrolorgang*).

Kaiser Josef war kaum aus der Thüre des Kabinets getreten, als er einen Herrn bemerkte, auf den er zuschritt.

Warum warten Sie hier, sagte er zu dem Harrenden, hat Ihnen Graf Rosenberg nicht gesagt, daß Sie zu Mir, das heißt in Mein Kabinet kommen sollen? Ich beabsichtige, als Aufmunterung für heimische Kunst, im Vorsaale des

---

*) Wir vermieden es bisher sorgfältig, in unserem Gemälde Anekdoten einzuweben. Da uns jedoch der Lauf der Erzählung in den Kontrolorgang führt, so können wir dem Anekdotischen nicht mehr ausweichen. Der geneigte Leser möge die hier eingewebten Kleinigkeiten als Vervollständigung des ganzen Gemäldes gefälligst hinnehmen.

Hoftheaters die Bildnisse einiger Künstler und Künstlerinnen aufstellen zu lassen. Von den Verstorbenen wählen Sie die Jaquets, den Prehauser und Weißkern, von den jetzt Lebenden wählen Sie die Weidner, Adamberger und Sako, dann von den Herren: Weidmann, Lang und Brockmann. Beeilen Sie sich mit den Porträts, Sie haben zahlreiche Schüler, die können Ihnen behülflich sein. Ich wünsche, daß die Aufstellung noch im Oktober dieses Jahres geschehen könne. Daß die Porträts gelungen sein werden, dafür bürgt mir der Name Hikel.

Der Hofmaler verbeugte sich ehrerbietig und verließ den Korridor.

Was wollen Sie? fragte der Kaiser eine Frau, deren Gatte kaiserlicher Diener war und die in höchster Aufregung sehr furienartig dastand.

Euere Majestät, um Gotteswillen, Euere Majestät, ich flehe allerunterthänigst um Schutz. Mein Mann, dieser gottlose Knicker und Knauser, hat mich so eben geprügelt.

Mein Kind, was Ihr Eheleute miteinander habt, das geht Mich nichts an.

So? Euere Majestät müssen aber wissen, daß der schlechte Mensch auch selbst über Euere Majestät auf die schändlichste Art —

Der Monarch fiel ihr in die Rede.

Mein Kind, sagte er, was Ich und Mein Diener miteinander haben, das geht Sie nichts an.

Er kehrte ihr den Rücken.

Der nächste der Supplikanten war ein wohlgenährter Herr.

Was wollen Sie?

Euere Majestät, ich bitte allerunterthänigst um eine Gehaltserhöhung oder um eine Zulage.

Ihr Gehalt ist aber ohnedem nicht zu gering.

Euere Majestät, es ist in Wien sehr theuer zu leben.

Warum nicht gar! Speisen Sie zu Mariahilf beim

Engel, da bekommen Sie Suppe, Rindfleisch mit Zugehör, Gemüse mit Fleisch und eine Portion Brot um sechs Kreuzer. Gott befohlen!

Ah, Florian, sprach jetzt der Monarch einen Hoflakai an, der mit einem jungen, schlanken Mädchen dastand, was willst Du da?

Euere Majestät, ich bitte unterthänigst, daß mein Mädl hier in die neu errichtete Stiftung aufgenommen werde, welche unter der Aufsicht der Madame Lüzac steht.

Der Kaiser betrachtete freundlich die schlanke Gestalt, plötzlich fuhr er das Mädchen barsch an: Tragt Sie eine Schnürbrust?

Um Gotteswillen, nein! stotterte das erschrockene Mädchen.

Dann ist Sie aufgenommen, versetzte der Monarch gelassen und ging weiter.

Euere Majestät, begann der Nächste, darf ich es wagen, um eine gnädige Audienz ohne Zeugen zu bitten.

Treten wir bei Seite.

Euere Majestät, lispelte der Mann mit geheimnißvoller Miene, ich war gestern in einer ansehnlichen Gesellschaft, wo ein hoher Kriegsbeamter sich verlauten ließ, daß, wenn er 80,000 solche Husaren hätte, wie jene, von denen man gerade sprach, so würde er sich getrauen, die Monarchie zu erobern.

Der Kaiser antwortete lächelnd: Der Mann sprach ganz richtig, denn wenn er 80,000 solche Husaren hätte, müßte er verhältnißmäßig dreimal so viel Kriegsvolk haben als ich, und dann wäre er ein Monarch, der es mit mir ohne Anstand aufnehmen könnte.

Wie heißt der Mann?

Der Zuträger nannte ihn und sagte dann, um seine Angabe einigermaßen zu beschönigen: Ein Mann von so hoher Kriegscharge sollte doch in seinen Reden und Ausdrücken vorsichtig sein.

Da haben Sie recht, ich werde ihm das ausdrücklich zu verweisen wissen, damit er sich ein anderes Mal besser umsehen möge, in wessen Gegenwart er spreche.

Thut mir leid, sagte der Kaiser zu der nächststehenden Dame, wie Sie wissen, ist der Kammerbeutel schon lange aufgehoben.

Euere Majestät, 500 Gulden Pension, ich und meine erwachsene Tochter sollen mit 500 Gulden auslangen, während wir früher 1500 hatten — was soll aus meinem Kinde werden!

Warum haben Sie früher nicht besser Haus gehalten, Sie hätten immer vorwärts blicken, und Ihrem einzigen Kinde etwas zurücklegen können, wenn Sie's nicht gethan haben, so ist es Ihre Schuld.

Soll ich Euere Majestät ganz ohne Trost verlassen.

Ich weiß Ihnen nur Einen Rath, wenn Sie meinen, 500 Gulden wären unzulänglich für Sie Beide, lassen Sie Ihre Tochter dienen.

Die Dame rief erschrocken: Meine Tochter soll dienen?

Und warum nicht? Ich diene als Kaiser Ihnen und so Vielen in rastloser Thätigkeit! Doch halten Sie's, wie Sie wollen, Ich kann nicht helfen, was Ich gesagt habe, bleibt gesagt. Adieu.

Was wollt Ihr?

Euerer Majestät unterthänigst aufzuwarten, wir zwei sind von der hiesigen Fleischhauerzunft und bitten unterthänigst im Namen Aller um Erhöhung der Taxe.

Die Taxe bleibt; wem die Taxe zu gering ist, der legt sein Geschäft nieder, wer für diese Taxe schlechtes Fleisch verkauft, der erhält für jedes Pfund Fleisch fünfzig Prügel auf sein angebornes Fleisch.

Der Kaiser kehrte sich zu einem jungen reizenden Mädchen.

Wer sind Sie?

Nanette, Baroneß Klein.

Was begehren Sie?

Pension, Euere Majestät, freilich ohne jedes Recht dazu. —

Und doch Pension?

Weil ich mir sonst nicht zu helfen weiß. —

Haben Sie keinen Liebhaber? Welches Mädchen hat den nicht —

Euere Majestät, der meinige ist aber nur Lieutenant bei Preiß-Infanterie. —

Ah so, warten Sie, ich komme gleich zurück.

Der Kaiser begab sich in ein Kabinet, kehrte nach einigen Minuten zurück und überreichte der reizenden Schönen ein Papier.

Lesen Sie.

Das Fräulein las:

„Der Lieutenant — quittirt die Militärdienste und wird hiemit bis zur besseren Versorgung als Polizeidirektor mit 600 Gulden angestellt, unter der Bedingung die Klein'sche Nanette zu heiraten.“

Die Reizende sank vor Freude in die Knie und brach in Thränen aus.

Stehen Sie auf, sagte der Monarch gerührt, gehen Sie nach Hause und leben Sie glücklich.

Ein alter, pensionirter Husaren-Rittmeister steht vor dem Kaiser.

Was begehren Sie, mein Lieber?

Ich bitte unterthänigst um eine Gnadenzulage.

Der Kammerbeutel hat ein Loch.

Das macht nichts, Euere Majestät, mein Kopf hat mehrere Löcher, die ich von den Feinden Ihres Hauses bekommen habe.

Dann wollen wir die Löcher heilen, bekommt von heute an 300 Gulden Gnadenzulage.

Hat Sie eine Bittschrift? sagte der Kaiser zu einem Soldatenweibe.

Majestät, antwortete die Frau, indem sie auf sechs sie umgebende Kinder wies, das ist meine Bittschrift.

Wie lange diente Ihr Mann?

Zweiundzwanzig Jahre, er hinterließ mir nichts als einen Haufen Kinder ohne Vater.

So will Ich ihr Vater sein. Lauter Buben! Wollt Ihr Soldaten werden?

Ja, ja, ja.

Gut, die vier Größeren kommen gleich in's Erziehungshaus, die Kleineren bringe Sie auf's Jahr.

Gott lohn's Euerer Majestät — (zu den Kindern:) Spitzbuben, Hand küssen, Vivat rufen.

Alle Kinder zugleich: Vivat, unser Kaiser! — Vivat!

Der Korridor erdröhnte von dem Höllenlärme.

Was will Er, Landsmann?

Euere Majestät vergeben, ich bin ein Preuße. —

Ein Preuße? Schön! Wie heußt er?

Götz, Euere Majestät.

Was will Er?

Mich treibt mein Gewissen zu Euerer Majestät. Ich diene einem Herrn, dem Baron Liebenstein, mit dem ich hieherkam, bei dem ich aber nicht mehr verbleiben kann, weshalb ich Euere Majestät unterthänigst um Schutz anflehe. —

Was hat Er gegen seinen Herrn?

Euere Majestät, ich habe gerechte Ursache zu zweifeln, daß mein Herr ein Christ sei.

So?

Er ist ein Heide, der an gar keinen Gott glaubt, er behauptet, sich zu keiner Religion resolvirt zu haben, er lästert den Heiland, die Bibel, die Propheten und verspottet Alles, was zur Religion gehört.

Der Monarch betrachtete den Kläger mit einem durchdringenden Blicke und sagte dann: Wo thut er dieß Alles?

Zu Hause.

Im Beisein fremder Leute?

Das nicht, er schimpfirt nur, wenn wir unter uns sind; es versteht sich, daß er mir damit ein großes Aergerniß gibt.

Wenn Sein Herr das thut, was Er da sagt, so ist er freilich kein Christ; ich kann ihn aber nicht strafen, so lange er keine Proselyten macht. Was Ihn anbelangt, so steht es Ihm frei, damit Er kein Aergerniß mehr habe, Seinem Herrn den Dienst zu kündigen, und sich bei einem anderen Herrn zu verdingen.

Der Laborant stand bei dieser ganz unerwarteten Entscheidung ganz verdutzt da und kam erst zu sich, als der Kaiser ihm schon längst den Rücken gekehrt hatte.

Der Kontrolorgang war geleert, der Kaiser begab sich in das Kabinet.

Ein Blick auf die Uhr überzeugte ihn, daß die Zeit, um welche die Rathssitzung in der böhmischen Hofkanzlei begann, bereits um eine volle Stunde überschritten war.

Man wird auf mich warten, sagte er, ich muß eilen.

Wenige Minuten später treffen wir schon den Monarchen auf der Treppe zu dem Sitzungssaale.

Ein Rath geht ebenfalls dahin.

Lieber Herr Hofrath, sagte der Monarch lächelnd, heute kommen wir Beide wohl am spätesten. Ich fürchte, wir bekommen vom Präsidenten einen Wischer.

Die Sitzung währte bis drei Uhr Nachmittags.

Zwölftes Kapitel.

Ein neuer Plan des Meisters.

Der treulose Diener des Baron Liebenstein verließ den Kontrolorgang in großer Bestürzung.

Herr Matolay hatte ihm begreiflich gemacht, und hoffte auch selbst darauf, daß der Monarch, der gegen Adamiten, Deisten so strenge verfuhr, einen Gottesläugner und Lästerer gewiß nicht schonen würde, und nun stand er da, ohne für seine Anklage ein geneigtes Ohr gefunden zu haben.

Er kam trostlos nach Hause, und theilte seiner Gattin die Erfolglosigkeit der gehabten Audienz mit.

Sabine gerieth in neue Angst, und redete ihrem Manne zu, allsogleich zum Reichshofraths-Agenten zu gehen, und ihn davon in Kenntniß zu setzen, damit er auf ein anderes Mittel sinne, wie die Gefahr der Rückkehr des gefürchteten Barons zu beseitigen wäre.

Götz begab sich auch unverzüglich zu Matolay.

Das Ergebniß der Audienz kam auch dem Meister unerwartet.

Ihr habt einfältig geredet, rief er dem Laboranten zu, sonst ist es unbegreiflich, wie der Kaiser Euch einen solchen Bescheid hätte geben können. Er, der eigene Unterthanen wegen Sektirerei so strenge bestraft, er würde Eueren Baron

ganz gewiß schleunigst des Landes verwiesen haben, wenn ihm die Sache wichtig gemacht worden wäre.

Was ist jetzt zu thun? Soll ich vielleicht noch einmal hingehen?

Warum nicht gar! Der Kaiser mißtrauet Euch jetzt schon und wenn Ihr noch einmal kämet, so gäbe es eine Untersuchung, und wir wären Alle verrathen. Wir müssen jetzt auf ein anderes Mittel denken, der Baron darf um keinen Preis nach Wien zurückkehren.

Was geschehen soll, muß schnell geschehen. Der letzte Brief des Barons war aus Ofen datirt, er zeigt mir darin an, daß er in zehn Tagen hier in Wien eintreffen würde. Dem Datum nach wäre dieß schon in drei Tagen der Fall.

Der Meister gerieth in große Besorgniß.

Die Gefahr ist drohend, antwortete er, wir dürfen keine Zeit verlieren. Da wir den Baron mit keiner Wahrheit fassen können, so muß etwas ersonnen werden.

Ach, bester Herr Matolay, ersinnen Sie, was nur möglich ist, ich werde keine Mühe scheuen, es auszuführen.

Der Meister überließ sich eine Weile seinen Ideen und rief plötzlich: Ich hab's, die List ist trefflich, ich wette im Voraus, der Kunstgriff wird wirken. Hört mich an, Götz. Der Baron hat Euch von Ofen aus geschrieben, daß er hieher zurückkehren werde. Euerer Berechnung nach träfe der Baron schon in drei Tagen hier ein. Mein Rath ist folgender: Ihr nehmt heute noch eine Kutsche, und verlasset schleunigst die Residenz. Ihr reist dem Baron entgegen, und werdet ihn wahrscheinlich in Wieselburg oder Raab treffen. Seid aufmerksam, damit Ihr ihn nicht verfehlt. Mit ihm zusammengetroffen, stellt Ihr Euch höchlichst bestürzt, und warnet ihn feierlichst vor der Rückkehr nach Wien. Ihr, als sein treuer Diener und einziger Freund, haltet Euch verpflichtet, ihn vor der Gefahr zu warnen, die hier in Wien auf ihn wartet. Sagt, man sei Seitens der Polizei bereits zweimal in Euerer Wohnung

gewesen, und habe nach dem Baron Liebenstein geforscht. Man suchte von Euch seinen gegenwärtigen Aufenthalt zu erfahren, Ihr hättet ihn jedoch sorgfältig verschwiegen, und auch Euere Gattin Sabine dazu vermocht. Sagt ihm weiter, Ihr hättet Euch unter der Hand erkundiget, was es mit den polizeilichen Nachforschungen für ein Bewandtniß habe, und bei dieser Gelegenheit erfahren, daß er — nämlich der Baron Liebenstein — im dringenden Verdachte stehe, ein heimlicher preußischer Werber zu sein. Der Baron kennt die Verhältnisse, und weiß, was ein solcher Verdacht bei uns sagen will. Ihr könnt ihm zum Ueberfluß von Festung und Spielberg was vormachen, und ich wette Tausende gegen Eines, der Liebenstein macht sich flugs auf die Beine, und kehrt nicht nur nicht nach Wien zurück, sondern verläßt sogar Oesterreich. Ihr könnt dann hier Eueren Gewinn in Ruhe verzehren, und wir sind vor jeder unwillkommenen Entschleierung gesichert.

Götz war von dem neuen Plane des Agenten entzückt, und versprach, ihn pünktlich auszuführen.

Er begab sich nach Hause und theilte seiner Gattin mit, daß er Wien auf einige Tage verlassen werde, da er noch heute eine Reise antreten müsse.

Sabine bestellte ihm schleunigst einen Wagen, und Götz befand sich, bevor noch der Abend heranbrach, außerhalb den Linien.

Die Berechnung war gut angestellt, der Laborant traf mit seinem Herrn in Wieselburg zusammen.

Der Baron erschrack, als er die erheuchelte Bestürzung seines Dieners wahrnahm. Dieser log ihm nun Alles vor, was der Rosenkreuzer ersonnen hatte und Liebenstein hatte nicht Ohren genug, um die Hiobsbotschaft anzuhören.

Verdammt, rief der alte Baron, ich habe in Ungarn treffliche Geschäfte gemacht, und war auf dem Wege, mir in Oesterreich großen Absatz zu verschaffen. Der Himmel weiß es, daß es mir nie einfiel, ein falscher Werber zu

sein, aber ich würde trotz meiner Unschuld viele Unannehmlichkeiten haben, man wird mich jedenfalls in das Gefängniß werfen, bei Verhören herumzerren, und mir noch tausend andere Plackereien anthun, da ist es am besten, wenn ich der Gefahr ausweiche, und mich aus dem Staube mache.

Ich kehre nicht mehr nach Wien zurück, ja, ich fürchte sogar, sie haben schon ihre Späher nach mir ausgesendet, darum werde ich trachten, das Land auf Umwegen zu verlassen.

Dem alten Soldaten bangte vor der ihm vorgespiegelten Gefahr dermaßen, daß er seinen Entschluß allsogleich ausführte.

Er dankte dem Laboranten für seine treuen uneigennützigen Dienstleistungen und sagte:

Götz, Er hat mir mit dieser Warnung einen unbezahlbaren Dienst erwiesen. Meine in Wien zurückgelassenen Kleidungsstücke, so wie die anderen Effekten, kann Er für sich behalten. Kehre Er nach Wien zurück, Ihm wird man hoffentlich nichts anhaben. In Regensburg treffen wir uns wieder. Da nehm' Er das Geld zur Reise.

Der Laborant nahm das Geld, wünschte seinem Herrn eine glückliche Reise und war froh, daß der neue Plan des Reichshofraths-Agenten besser gelang, als der frühere.

Hierauf kehrte er nach Wien zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Götzin die Abwesenheit ihres Götzen benützt.

Sabine hatte die Thüre hinter ihrem abgereisten Gatten kaum verschlossen, als das Gefühl der Unabhängigkeit sie überkam.

Mein Mann ist fort! Er wird zwar nur einige Tage abwesend sein, dachte sie, aber diese einige Tage will ich benützen. Der liebe Herr Taub, was wird er für eine Freude haben, wenn er erfährt, daß Götz verreist ist, und daß wir nun überall hingehen können, ohne auf den Alten Rücksicht nehmen zu müssen. Ich habe jetzt Geld, ich kann mir schon ein Gutes anthun, ich werd' es auch.

Die Laborantin war für Herrn Wendelin sehr eingenommen, und freute sich, an seiner Seite die Lustbarkeit der Residenz zu genießen.

Sultan's Gebieter, nicht ahnend, welche Ueberraschung ihm bevorstehe, kam Nachmittags ganz gemüthlich zum Laboranten und fand zu seinem Erstaunen nur die Laborantin zu Hause.

Wir sagen, zu seinem Erstaunen, denn Wendelin hatte nicht gehofft, die Dame allein zu treffen. Der gute Junge hatte heute eine Zeit gewählt, in welcher der Alte fast immer zu Hause war, er that dieß absichtlich, weil er, um Götzen's

Verdacht nicht zu erregen, nicht immer während seiner Abwesenheit in's Haus kommen wollte.

Die kleine runde Frau eilte ihm freudig entgegen.

Wissen Sie schon, Herr Wendelin, daß ich Witwe bin?

Davon, reizende Götzin, weiß ich kein Wort.

Mein Mann ist verreist.

Wohin?

Nach Ungarn. Er kehrt erst in einigen Tagen zurück.

Bei dieser Nachricht überlief es den Stutzer eisig kalt. Er begann schon zu ahnen, welche Gefahr ihm bevorstehe.

Denken Sie nur, Herr Wendelin, fuhr die Preußin freudig fort, wir haben jetzt wenigstens drei ganze Tage für uns.

Wendelin machte eine Jammermiene und dachte: Hol' der Teufel den Alten mit seiner Reise, ich fürchte die Witwe wird mir viel zu schaffen machen —

Drei ganze Tage, fuhr Sabine lustig fort, was können wir da nicht Alles hören und sehen!

Ja, dachte Wendelin, und wie oft können wir da nicht gesehen werden, von der Andern jenseits der Alser, das wäre eine saubere Bescheerung!

Aber mein Gott, plauderte die neue Witwe, was machen Sie denn für eine bittere Miene? Sie reden ja gar nichts? Freut es Sie denn nicht, mit mir Unterhaltungen zu besuchen!

Oh, im Gegentheil, ganz entsetzlich, die Freude ist es ja, die mich völlig stumm gemacht hat, kusch — ah so —

Das gefällt mir gar nicht von Ihnen.

Meiner Treu, dachte der Stutzer, mir auch nicht.

Es scheint, als gefiele Ihnen meine Gesellschaft nur zu Hause —

Oh, reizendste aller Götzinnen, welch' eine abscheuliche Beschuldigung! Sie sind mir im Hause eben so theuer, wie außer Haus. Wie kommen Sie nur — kusch, ah so — auf den entwürdigenden Verdacht?

Gut, sagte die Laborantin, ich will mich überzeugen, ob es mit Ihrer Betheuerung Ernst ist. Führen Sie mich heute in die Komödie.

In die Komödie? stotterte Wendelin beklommen, in welche Komödie?

In die Oper!

Daß ich ein Narr wäre, dachte der Stutzer, da könnte ich von Justine am ehesten gesehen werden.

Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, heute in die Oper zu gehen, sagte Wendelin, verstehen Sie wälsch?

Kein Wort!

Da haben Sie's, dort wird nur wälsch gesungen, Sie werden im ganzen Gesange kein deutsches Wort finden —

Gehen wir also in die deutsche Komödie.

Auch dahin gedachte der junge Mann nicht zu gehen, denn auch dort drohte ihm dieselbe Gefahr. Justine konnte ihn eben so gut im Nationaltheater, wie im Theater am Kärntnerthore bemerken; er wußte ja nicht welches von beiden sie gerade besuchte.

Sie sind heute wirklich sehr sonderbar, theure Sabine, ich weiß gar nicht, wie Sie auf diesen überspannten Gedanken kommen. Heute in's Burgtheater! Was wollen Sie heute im Burgtheater machen? Wissen Sie, welches Stück gegeben wird: „Emilie Galotti!“ Ich bitte Sie, wer wird denn ein so langweiliges Stück anhören?

Gut, sagte die Witwe, die mit sich feilschen ließ, gehen wir zum Kasperl —

Kasperl? Was wollen Sie beim Kasperl machen? Ich versichere Sie, Sie werden vom Kasperl kein Wort verstehen, er ist zu österreichisch, und das verträgt keine preußische Natur — kusch, Sultan — aber hören Sie, jetzt werde ich Ihnen einen Vorschlag machen, Sie werden sich vortrefflich unterhalten, es ist etwas, wovon Sie noch gar keinen Begriff haben. Ich führe Sie in die Kreuzerkomödie.

Da sind wir gut aufgehoben, dachte der Stutzer bei diesem Vorschlage, ich führe die Preußin in irgend eine Bretterbude, wohin die Kammerjungfer gewiß nicht kommt. Dort kann sie sich amüsiren, so lange es ihr beliebt, ich will ihr das Opfer bringen und ihr Gesellschaft leisten, sie hat mir doch schon große Dienste erwiesen, das heißt als Rosenkreuzer.

Sabine, der diese Gattung von Schauspiel unbekannt war, sagte: Sie gehen aber mit mir!

Ei freilich gehe ich mit, ich bleibe bei Ihnen, und begleite Sie dann nach Hause.

Schön, ich bin's zufrieden.

Das freut mich, rief Wendelin, indem er der wummeligen Frau einen herzlichen Blick zuwarf.

Wann gehen wir?

Meinethalben gleich.

Das ist prächtig, ich will mich ankleiden.

Um's Himmelswillen, rief Wendelin, auf's Neue erschreckt, Sie werden sich doch nicht in Staat werfen?

Ich ziehe nur mein neues Seidenkleid an —

Was fällt Ihnen ein! Wer wird denn die Kreuzerkomödie in einem Seidenkleide besuchen?

Herrgott, in welche Gesellschaft führen Sie mich denn?

Solide Gesellschaft, prächtige Gesellschaft, herrliche Leute, aber nur kein Seidenkleid. keinen Putz, ganz einfach, kusch, verdammte Geschichte, ich hab' auf einmal so ein entsetzliches Ohrenklingen bekommen —

Es ist leicht möglich, dachte Wendelin, ach Gott, wenn nur diese drei Tage schon vorüber wären, ich bin wirklich ein armer Sünder, während dieser drei Tage bin ich ausgesetzt allen Fatalitäten und Widerwärtigkeiten. Wer weiß, was dieser Preußin nicht noch für satanische Gedanken kommen!

Sabine, als sie vom Ohrensausen hörte, beeilte sich — damit keine Reue ihren Anbeter umwandle — eine

sehr einfache Toilette zu machen, und sagte dann: Ich bin fertig!

Wendelin seufzte, und erwiederte mit saurer Stimme: Gut, meine Holde, machen wir uns in Gottesnamen auf den Weg!

Sabine hing sich an Wendelin's Arm, und Beide verließen das Haus.

Dem Blondin pochte das Herz.

Es ist zum Teufelholen, murmelte er, Justine ist schon zur Hälfte meine Braut, ja, noch mehr als zur Hälfte, fast zwei Drittel, könnte man sagen, und ich bin mit ihr noch nicht außer Haus gewesen, und diese Preußin, die mich eigentlich gar nichts angeht, kusch, ah so, dieses Weib verführt mich zu einem Ausgang. Wer A sagt, muß auch B sagen; ich Esel hab' A gesagt, jetzt muß ich auch B sagen, und die Zigeunerfarbige, wenn sie, was mein Schutzengel verhüten wolle, etwas erfährt, wird G sagen. Der Teufel soll die Rosenkreuzerei holen, die ist an Allem Schuld, durch sie habe ich die Laborantin kennen lernen müssen, ihretwegen habe ich A gesagt, oh Gott, wenn nur die drei Tage schon glücklich überstanden wären. Es ist ein eigenes Gefühl, mit dem Weibe eines Anderen öffentlich über die Straße zu gehen; mir kommt es immer vor, als ob mir Jedermann zuriefe: „Spitzbube, wozu ist denn das zehnte Gebot da?"

Sie sind sehr tiefsinnig, theurer Freund! bemerkte Sabine.

Theurer Freund, sagt sie auch schon, klagte Wendelin im Stillen, sie kommt immer näher, ich begreife die Frau nicht, sie thut auf der Straße, als ob sie zu Hause wäre.

Ich denke nur nach, erwiederte er laut, welchen Weg wir einschlagen sollen —

Gehen wir über das Glacis, es fängt schon zu grünen an, die Bäume sind zwar sehr jung —

Nein, meine Theure, wir gehen nicht über's Glacis,

ich führe Sie zur Komödie auf das Neustift, nein, dort ist heute kein Kasperl, in die Josefstadt, und da ist es besser, wir gehen durch die Vorstädte hinüber.

Man war bei dem Hause angelangt, in welchem Wendelin wohnte.

Verweilen Sie nur einen Augenblick, theure Sabine.

Wohin wollen Sie, bester Freund?

Ich muß hinauf und mich überzeugen, ob die Küche und das Fenster gut geschlossen sind, damit mein Hund nicht auskommt, der Kerl fände meine Spur bis in die Komödie, und würde da einen Teufelslärm machen.

Die Laborantin harrte — der Blondin kehrte nach einer Weile zurück.

Das Pärchen spazierte nun, die Straßen durchschneidend, gegen die genannte Vorstadt.

Der Stutzer fühlte sich in den engen Nebenstraßen wohl, denn hier hatte er eine zufällige Begegnung von Bekannten weniger zu fürchten; wo man Hauptstraßen passiren mußte, beflügelte er seinen Gang, so daß die wummelige Preußin fast außer Athem kam.

Endlich langte man am Ziele an.

Außer den zwei Theatern in der Stadt, dem Kasperltheater in der Leopoldstadt und dem Theater im Freihause auf der Wieden, gab es damals noch eine ziemliche Anzahl ganz ordinärer Gesellschaften, die zum Theil in der Stadt, wie z. B. auf dem Mehlmarkte und dem Hofe, zum größten Theile aber in den Vorstädten ihre Vorstellungen gaben. Diese theatralischen Produktionen fanden in hölzernen Buden, Hintergebäuden, Scheuern, zur Sommerszeit in Gärten, oder auch in Höfen statt. Zur Zeit der Jahrmärkte vergrößerte sich die Zahl dieser Komödien, die man von dem bestimmten Eintrittspreise in die Gallerie — Ein Kreuzer — die Kreuzerkomödien nannte.

Eine derartige Kreuzerkomödie finden wir auf dem Neustift, wo eine Gesellschaft, die Wilhelmische, nicht nur

Possen, sondern auch, wie der Anschlagzettel sich ausdrückt, „serieuse Komödien“ und „Tragödien“ produzirte, ferner in der Josefstadt auf dem Bauernfeindischen Saale eine Gesellschaft, die Scherzerische geheißen, in Margarethen eine dritte Gesellschaft, u. s. w.

Auch unter dieser Gattung von Spektakel gab es Nuancen und Schattirungen; es gab Kreuzerkomödien, die in großem Verruf standen, andere wieder, die ein wenig honnet geführt wurden. Ihre Vorstellungen begannen schon — namentlich an Feiertagen — zeitlich am Nachmittage, das Stück wurde abgespielt, das verehrungswürdige Publikum, wenn es nicht ein zweites Mal zahlen wollte, mußte Parterre und Gallerie verlassen, und ein neues, Außen harrendes, zweites Publikum strömte herein, worauf dieselbe Vorstellung abermals begann. Solche Wiederholungen gab es oft an Einem Nachmittage zwei bis drei.

Herr Wendelin Taub und Madame Götz waren zeitlich genug angelangt, um in der Mitte des Parterres einen bequemen Platz zu bekommen. Die Bank war zwar hart und ohne Lehne, aber er tröstete seine Gefährtin, daß die Komödie ohnehin nicht lang dauere.

Das ist mir sehr lieb, lispelte Sabine ihm zu, denn der Dunst ist hier abscheulich.

Das kommt daher, reizende Frau, weil man bereits zweimal gespielt hat, und das Auslüften zu viel Zeit rauben würde, dafür genießen wir aber den Vorzug, daß die Komödianten — kusch, ah so — jetzt ihre Rollen viel besser können, weßwegen die späteren Vorstellungen auch immer lieber besucht werden, wie die ersteren.

Die Beleuchtung ist hier bedeutend matt. —

Dieses Opfer bringt der Direktor dem Gotte Amor; ist es Ihnen nicht lieb, wenn ich Sie, so wie jetzt, verstohlen an mich drücke, Ihnen einen Kuß gebe, ohne daß es der Nebenmann bemerkt? Das dürfte ich nicht wagen, wenn hier der Luxus der Wachskerzen eingeführt wäre.

Sie sehen also, mit der Anwesenheit dieser paar Oellämpchen werden sehr menschenfreundliche Zwecke verbunden.

Das Publikum ist hier sehr ungenirt und macht großen Lärm —

Das ist nur ein stillschweigendes Uebereinkommen, damit Einer den Andern nicht verstehe, und Jeder sich ungestört unterhalten könne.

Kaiserfleisch, Bier!

Würstel, Wein!

Kipfel, Bier!

So hört man es oben und unten, rechts und links rufen.

Ist Ihnen gefällig, etwas zu genießen?

Ich danke, mein Freund.

Sie brauchen sich nicht zu geniren, meine Liebe, hier ißt Jeder, der Appetit hat.

Ich danke. Aber wie heißt denn das Stück, welches man spielen wird?

Meiner Treu, das weiß ich nicht. Ich vergaß den Zettel an der Thüre zu lesen. Heh, Herr Nachbar, was spielt man heute?

„Der Kasperl und der türkische Renegat.“

Bravo, da wird es über die Türken hergehen.

Heute bekommt der Türk gewiß seine Schläg'; ob er sie auch in der Wirklichkeit bei Belgrad kriegen wird, das wollen wir abwarten, bis es unten losgeht.

Ich bin neugierig, was der Kasperl heut treiben wird!

Gestern war der Teufel los mit ihm. Es war nicht zum aushalten.

Was hat er Alles gemacht?

Wer kann denn das erzählen! Er war betrunken, dann ist er als schwangeres Ständelweib gekommen, man hat müssen die Hebamme holen —

Oh, das muß schön gewesen sein. —

Und er wurde richtig entbunden, aber von einer großmächtigen Zwetschken.

Herr Taub! flüsterte Sabine.

Was wollen Sie, mein Engel?

Ich habe Durst, ich möchte eine Orange. —

Um's Himmels Willen, wer wird denn in der Kreuzerkomödie Orangen speisen, ich bitte Sie, machen Sie kein Aufsehen, sonst bekommen wir Händel. — Gottlob, der Vorhang geht auseinander — die Komödie geht an.

Das Murmeln, Schreien und Lärmen hörte auf, und die Augen wendeten sich dem Schauspiele zu.

Vierzehntes Kapitel.

Die Kreuzerkomödie.

Die Bühne war ein etwas erhöhter Boden, den Bretter bildeten, welche an Schragen befestigt waren.

Drei, in zerfetzten Turbans und Kaftans umherrennende Individuen, verkünden den Weinhassern, die man aber nicht sieht, daß man zwei Christenhunde gefangen habe, die gespießt werden sollen.

Wer sind diese Drei? fragte Sabine neugierig.

Das sind drei Herren aus dem Serail, wo der Sultan seine Frauen unter Schloß und Riegel hält; ich weiß es nicht gewiß, wenn ich mich aber nicht täusche, so sind es Verschnittene. Kusch —

Wer ist das Mädchen, mit der Serviette über dem Kopfe?

Ei, meine Liebe, das ist keine Serviette, sondern ein Schleier, das Mädchen ist die älteste Prinzessin-Tochter, und ist, wie sie eben erzählt, in den einen Christenhund verliebt.

Gott im Himmel, da kommt ja ein Räuber. —

Bewahre, das ist der Bösewicht, ein Pascha mit drei Roßschweifen — hören Sie — kusch, Sul — ah so — er liebt die Prinzessin — er ist kein Renegat.

Was ist ein Renegat?

Jemand, der als ordentlicher Mensch geboren wird, und dann ein Türk wird.

Warum wird er ein Türk?

Wer kann das wissen, meine Liebe, vielleicht wegen der Vielweiberei.

Wendelin fiel es in diesem Momente ein, daß auch er einen türkischen Anflug habe, dort die Justine, hier die Sabine, diese war noch dazu die Gattin eines Anderen! Oh Gott, seufzte er, wenn die Wurzel mich hier sähe, an der Seite der Preußin, es wäre gräßlich!

Ah, ah, was ist das?

Fürchterlicher Lärm im Publikum.

Klatschen, Strampfen, Schreien, Klopfen.

Der Kasperl war da.

Er und sein Herr — Don Barba — trugen Ketten.

Beide sollen miteinander sprechen.

Kasperl (schüttelt die Ketten). Kennt Ihr diese Musik?

Don Barba (stammelnd). Ja — ich — oh — bah!

Renegat (knirscht mit den Zähnen und spricht zu sich, unglücklicher Weise so laut, daß auch das Publikum es hört). Der verdammte Kerl, er ist wieder besoffen.

Kasperl. Krieg ich eine Antwort oder nicht?

Don Barba (wie früher, taumelt auch noch dabei). Ant — wort — Kasperl — laß — ich — kann nicht. —

Kasperl. Don Barba, schämen Sie sich, die Muselmänner lachen Sie schon aus.

Ha, ha, ha.

Eine Stimme von der Gallerie. Kasperl, laß ihn geh'n, er hat ja zu viel getrunken.

Kasperl (tritt vor und spricht zum Publikum). Hoher Adel und verehrungswürdigstes Publikum! Meinem Herrn, dem edlen Spanier, Don Barba, hat die türkische Gefangenschaft schlecht ang'schlagen, er ist krank geworden.

Mehrere Stimmen aus dem Publikum. Das ist nicht wahr, er hat zu viel getrunken.

Kasperl. Er hat heute schon zweimal diese Rolle sehr gut gespielt, war aber jetzt auf einem Sprung drüben bei der goldenen Flauten, es ist vielleicht möglich, daß er dort ein wenig zu tief in's Glas g'schaut hat, wenn Sie es befehlen, so will ich hinübergehen, und mich erkundigen.

Da bleiben, da bleiben, sonst kommt der auch so zurück. —

Der Direktor hat während dieses Intermezzo's Abhilfe getroffen, der betrunkene Don wird abgeführt, und durch einen nüchternen ersetzt.

Die Szene beginnt von Neuem.

Kasperl (schüttelt wieder die Ketten). Kennt Ihr diese Musik?

Don Barba (entzückt). Oh, Kasperl — dort steht sie.

Kasperl. Verflixter Kampel, mein Herr! In fünf Minuten wird man uns spießen und braten, und er denkt noch an die Mädl.

Don Barba. Schweig', Dummkopf, Du kennst die Liebe nicht.

Kasperl. Besser wie Ihr.

Don Barba. So sag', was ist die Lieb'?

Kasperl. Das ist eine dumme Frag'! Wie kann ich hier beschreiben, was die Lieb' ist. Die Lieb' laßt sich nur auf dem Heuboden erklären.

Don Barba. Du bist ein Narr.

Kasperl. Kinder und Narren reden die Wahrheit.

Renegat (zu den Gefangenen). Seid Ihr fertig?

Kasperl (zu ihm). Schon vierzig Jahre.

Renegat. So macht Euch zum Sterben bereit.

Kasperl. Fallt mir nicht ein, Du hergelaufener Lump, Du bist gar kein Türk, ein Spitzbub bist Du, und willst uns braten lassen?

Don Barba (hat sich der verschleierten Prinzessin genähert). Ob ich Dich lieb'? — Frage nicht, Engel — ich kann nicht mehr länger leben, wenn Du nicht mein Weib wirst.

Prinzessin. Don Barba, ich hab' Dich auch gern, ich möchte schon, aber mein Vater will, daß ich den Pascha heiraten soll.

Don Barba. Oh, den Tyrann, den Bösewicht?

Kasperl. Das sag' ich auch! Ich wünsch' ihm zum neuen Jahr Feuer, Schwert, Rad und Galgen, zum Namenstag zwölf böse Weiber, und zum Geburtstag die Pestilenz.

Renegat. Man spieße sie.

Kasperl (schreit und macht Kapriolen). Einhalten, aufhören, nicht anfangen. Wenn ich nur eine Ofengabel hätt', um durch die Luft in's Oesterreicherland reiten zu können.

Prinzessin (wirft sich dazwischen). Bevor Ihr ihn spießt, müßt Ihr mich durchbohren.

Kasperl. Das ist eine Lieb'! (Zum Publikum.) Ihr Gredl, da unten und oben, Ihr Urschl, Franzl, Nannerl, Katherl, Paulinerl, Suserl, Mariandl, Sopherl, Sabinerl, Lottel, Everl, Peperl, Nickerl, da nehmt Euch

ein Beispiel, so muß man lieben, wenn man auch keine Türkin ist.

Fürchterlicher Beifall.

Prinzessin (ruft). Wer mich gern hat, nimmt den Pascha gefangen.

Die Türken thun es.

Kasperl. Bin auch dabei, ich hab' sie auch gerne, mein Herr wird schön eifersüchtig werden, wenn sich für die Prinzessin so viele Liebhaber finden.

Der Renegat wird gefesselt. Don Barba und Kasperl werden befreit.

Prinzessin (ruft). Wir wollen fliehen.

Kasperl jubelt und macht Purzelbäume.

Trompetenstöße von außen.

Der Renegat wird geprügelt.

Rasender Beifall.

Der Vorhang geht wieder zusammen.

Der eine Akt ist zu Ende.

Das Getümmel geht wieder an. Dazwischen hört man das monotone Geschrei: Kipfel! Wein! Würstel! Kaiserfleisch! Bier!

Prächtige Komödie! lispelte Wendelin, indem er die Preußin an sich drückte.

Mir gefällt sie, weil ich bei Ihnen bin, erwiederte die Laborantin zärtlich, ich werde indessen nicht böse sein, wenn sie bald zu Ende ist. Mir ist fürchterlich heiß.

Bleiben wir bis zu Ende?

Recht gerne, Sie begleiten mich aber auch bis nach Hause? —

Mit Wonne, theuere Götzin, doch hören Sie, was ist das? —

Hinter dem Vorhange entstand ein Lärm.

Da, sagte Wendelin's Nebenmann, die Lumpen raufen gewiß mit einander. Vielleicht ist der betrunkene Don nüchtern geworden.

Man hörte schimpfen und schreien.

Das verehrungswürdige Publikum wird aufmerksam, dadurch entsteht eine Stille. Hinter dem Vorhang hört man dieß; man fürchtet die neuerliche Einmischung des Publikums und beruhigt sich.

Gleich darauf geht der Vorhang auseinander, und der zweite und letzte Akt begann.

Don Barba, die Prinzessin und Kasperl befinden sich auf der Flucht in das Oesterreicherland.

Das Publikum reißt die Augen auf.

Don Barba, der Erste, nämlich der, welcher im ersten Akte wegen Trunkenheit ausgewechselt werden mußte, ist wieder auf den Brettern.

Der Künstler hatte sich ein wenig ernüchtert, und mit Schrecken wahrgenommen, daß ein Anderer seine Rolle spiele. Er tobte und fluchte. Kaum war der erste Akt zu Ende gegangen, so stürzte er seinem Ersatzmanne entgegen, und begann Händel mit ihm. Der Direktor legte sich in's Mittel, und besänftigte seinen ersten Liebhaber damit, daß er ihm zusagte, er könne die Rolle im zweiten Akte weiter spielen. Dieser Zwischenfall verursachte den früher erwähnten Lärm hinter dem Vorhange.

Mit der erwähnten direktorlichen Entscheidung war aber ein Theil des Publikums nicht zufrieden.

Kaum hatte es den ausgewechselten Don erkannt, so ging ein Murren durch den Saal, daß die Schauspieler Mühe hatten, sich verständlich zu machen.

Don Barba und die Prinzessin sollten von ihrer Liebe sprechen; Ersterer war noch nicht ganz in der Verfassung, um ungestört sprechen zu können, die Geister hatten sich noch nicht völlig verflüchtigt, er blieb daher einmal mitten in der Rede stecken.

Dieß war die Veranlassung zu noch größerem Mißvergnügen, und von der Gallerie herab ertönten Stimmen:

Fort mit dem Saufaus!

Hinaus mit ihm!

Der Andere herein!

Der Andere soll wieder spielen u. s. w.

Hui jeh, rief der Kasperl, da geht's um, wären wir lieber bei den Türken geblieben.

Einige lachten, die Früheren schrieen aber fort, und verblieben hartnäckig bei ihrer Devise: „Hinaus mit ihm, der Andere herein!"

Die Prinzessin versuchte ihre Liebesszene fortzuspielen, da aber der Lärm kein Ende nahm, so trat sie mit tragischem Pathos vor bis an den Rand des Bühnengestelles, und dieselbe Kehle, die kurz früher Liebesworte gesäuselt hatte, schrie jetzt mit fürchterlichem Ingrimme hinauf zur Gallerie: „Was gibt's da drob'n für einen Lärm? Glaubt's Ihr, daß Ihr wegen Euerem lumpigen Kreuzer da drob'n Spektakel machen, und das verehrungswürdige Publikum unten stören könnt? Der Lattenhuber Franzl spielt den Don Barba weiter, so bleibt's, und wem's nicht recht ist, der kann fortgeh'n; und wenn der Lärm nicht aufhört, so wird der Vorhang zug'macht, und die Komödie ist aus!"

Auf diese entsetzliche Drohung entstand Todtenstille und „Der Kasperl und der türkische Renegat" wurde ohne weitere Unterbrechung zu Ende gespielt.

Daß der Renegat am Schlusse umgebracht wurde, und Don Barba die Prinzessin heiratete, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Dem Himmel sei es gedankt, sagte die Laborantin, ich freue mich schon, in die frische Luft zu kommen.

Meiner Treu, man ist ganz abgemattet; sobald wir auf die Straße kommen, suche ich einen Fiaker.

Das ist sehr hübsch von Ihnen, mein Freund, ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein.

Das Pärchen kommt glücklich auf die Straße.

Der Menschenknäuel beginnt sich zu zertheilen.

Wendelin — Sabine am Arme, sucht sich durchzuwinden — da stürzt, wie aus heiterem Himmel mit einem fürchterlichen Freudengebell Sultan auf ihn los.

Der Blondin ist verblüfft — er erstarrt aber ganz, er wird zu einer Säule von Eis, bleibt völlig entgeistert und wie eingewurzelt am Boden haften, denn ihm gegenüber steht — Justine Wurzel.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine Erläuterung, damit der Leser an kein Wunder denke.

Der Blondin, Sabine zur Seite, von Sultan umsprungen, stand der Kammerjungfer gegenüber.

Heute schwebte ein böser Stern über dem Haupte des Stutzers.

Er hatte sich früher im Vorübergehen vorsichtiger Weise überzeugt, daß in seiner Wohnung Fenster und Thüren gut verschlossen waren, und doch stürzte eine halbe Stunde später der befreite Bullenbeißer in mächtigen Sätzen über die Straße.

Das getreue Thier folgte der Spur seines Herrn und langte, geleitet von seiner vortrefflichen Nase und seinem bewunderungswürdigen Instinkte, vor dem Komödienhause an.

Sultan war jahrelang der fortwährende Begleiter sei-

nes Herrn, es war also kein Wunder, daß er dessen Spur nicht verfehlte.

So kam er an die Komödienbude. Er suchte einzudringen, so wie er es im Privatlogis der Kammerjungfer gethan, dort wurde ihm aufgethan, hier aber hielt man ihm Prügel entgegen. Der Bullenbeißer knurrte, fletschte die Zähne, und war geneigt, ein Kunststückchen aus der Hetze zum Besten zu geben, ein Schlag über die Schnauze belehrte ihn jedoch eines Besseren, er zog den Schwanz ein, und floh in die Mitte der Straße. Hier blieb er stehen, und ließ von Zeit zu Zeit sein mächtiges Gebell ertönen.

In dieser Situation wurde der Bullenbeißer von einer Dame bemerkt, die in einer Kalesche vorüberfuhr.

Diese Dame war Justine.

Was seh' ich? sagte die Kammerjungfer verwundert bei sich, das ist ja Wendelin's Hund — halt, Kutscher — was macht der Hund da?

Der Wagen hielt.

Justine öffnete den Schlag, und rief: „Sultan".

Der Bullenbeißer war in einigen Sätzen bei der Dame, und umsprang freudig den Wagen.

Das Thier schien zu wissen, daß es die Geliebte seines Herrn vor sich habe, und freute sich ganz unverständig.

Bist Du allein da, Sultan? fragte die Zigeunerfarbige, die heute zum Unglücke Wendelin's vor dem Vieh nicht den geringsten Abscheu hatte.

Der Hund bellte.

Wer weiß, was der arme Teufel ihr damit erzählen wollte?

Wo ist Dein Herr? examinirte die Dame weiter.

Das Thier verstand die Frage, und sprang gegen die Thüre der Komödienbude.

Von dort zurückgejagt, kam Sultan wieder zu Justine.

Es ist gewiß, Wendelin ist in der Kreuzerkomödie, wie kommt er dazu, dieses gemeine Spektakel zu besuchen?

Durch das Herz der Kammerjungfer schlich etwas, wie eine wetterreiche Ahnung.

Er hat den Hund nicht mitgenommen, raisonnirte sie; der Hund ist ihm, wie damals, da er bei mir war, nachgelaufen. Sollte er heute Ursache gehabt haben, den Hund nicht mitzunehmen?

Sultan, sagte sie, wir wollen warten, bis Dein Herr herauskommt, komm' her, braver Sultan, kusch, schön kusch!

Und siehe da, der Hund, der seinem Gebieter niemals, oder höchst selten gehorchte, streckte sich der Länge nach nieder, und legte seinen Kopf sehr graziös auf die Vorderpfoten.

Racine verwunderte sich über diese Sanftmuth.

Ich habe dem Thiere Unrecht gethan, dachte sie, es ist treu und folgsam, man muß es nur zu behandeln wissen, aber sein Herr ist ein Ungethüm, und bringt es zur Raserei. Ich bin neugierig, was der junge Herr für Augen machen wird, wenn er beim Herauskommen mich und Sultan erblickt?

Der arme Junge machte, wie wir bereits gesehen haben, bei dieser Gelegenheit eigentlich gar keine Augen.

Er war, wie gesagt, versteinert.

Dagegen blitzten die Augen der Kammerjungfer ganz gewaltig. Sie sprühten Pech und Schwefel hinreichend, um damit ein zweites Sodom und Gomorrah zu verschütten.

Die Laborantin schaute ganz preußisch d'rein, das heißt, sie sah bald ihren Begleiter, bald die fremde Dame an, und wußte nicht, woran sie sich halten sollte.

Justine ergriff zuerst das Wort.

Mit einem Tone, dessen Hohn und Ironie zwanzig Wendelin's niedergeschmettert hätte, sagte sie: Guten Abend, Herr Wendelin, Sie waren, wie ich sehe, in der Komödie?

Ja — ich war — in der Komödie — göttliche Ra— ah so (er erinnerte sich, daß seine zweite Verehrerin anwe-

send war, und das Wort erstickte ihm in der Kehle) — kusch, Sultan — verdammtes Vieh! —

Komm' her, Sultan, wendete sich Justine an den Hund, Du bist ein braves Thier, treuer als mancher Mensch, Dir verdanke ich es, daß es mir möglich wurde, einen Bösewicht zu entlarven. —

Mamsell Racine — Prinzessin — ah so — die Komödie ist schon aus — Sie glauben — doch nicht — tausend Teufel! — kusch, Satan — Höllenhund! —

Wer ist denn diese Dame, theurer Freund? fragte jetzt die Preußin.

Wendelin hätte vor Galle bersten mögen.

Fragen Sie auch noch? rief er der Laborantin mit einer entsetzlichen Geberde zu, das hat man von dieser verdammten Rosenkreuzerei — kusch, Sultan — Höllenbestie! — ich erwürge Dich —

Warum so verzweifelt, Herr Wendelin, sagte wieder die Kammerjungfer ganz in der früheren maliziösen Weise, es freut mich, da, die Bekanntschaft Ihrer Liebsten zu machen. —

Herr Wendelin, fing wieder die Preußin ängstlich an, kommen Sie doch, Sie werden doch nicht mit ansehen wollen, daß diese Dame, die ich nicht kenne, mich beleidigt; kommen Sie, mein Theuerer.

Hol' Dich der Teufel und seine Großmutter, dachte Wendelin und sann auf eine Gelegenheit, um sich aus der Doppel-Attaque zu ziehen.

Sie sind also ihr Theuerer? lächelte Justine höhnisch zu dem Blondin, indem sie auf Sabine wies.

Und warum denn nicht, Madame? Warum soll er es mir denn nicht sein?

Ich bitte um Vergebung, ich bin keine Madame, ich bin gottlob noch nicht verheiratet.

Also noch ledig?

Bösewicht, fuhr die Wurzel auf, so wie ich merke, ist dieß gar eine verheiratete Frau!

Mamsell Justine! bat Wendelin.

In mir kocht die Wuth; ist ein solcher Frevel je erhört worden?

Bedenken Sie, wir sind auf der Straße — kusch, Sultan! — oh, wenn ich Dich nur zu Hause habe — heh da — Fiaker — halt — halt! —

Das war ein Ausweg.

Der Blondin erwischte die Laborantin am Arme, schleppte sie wüthend zum Gefährte, schob sie in dasselbe und rief, während er hinter ihr den Schlag zuwarf: „Zum goldenen Lampel auf der Wieden."

Die Laborantin, bevor sie recht wußte, was mit ihr geschah, saß schon im dahinrollenden Wagen und erstaunte, den verehrten Freund nicht an ihrer Seite zu sehen.

Wendelin hatte die Eine fortgeschafft und eilte nun zu der Anderen. Mit Einer allein dachte er sich schneller zu verständigen. Der arme Junge, er kam gerade recht, um auch die Kammerjungfer abfahren zu sehen.

Ein vernichtender Blick war Alles, was er von ihr noch erhaschte.

So stand er denn da, er und Sultan, und Sultan und er.

Jetzt sind alle Beide fort, brummte er, die Zigeunerfarbige ist wüthend, und die Andere — hol' sie der Kukuk mit ihren Gelüsten nach Unterhaltungen und Spektakeln — sie bringt mich am Ende noch um meine halbe Braut — kusch, Sultan! — ah so, jetzt fällt mir das Vieh erst ein — warte Bestie, an Dir will ich meinen Zorn kühlen. Du hast das ganze Unheil angestiftet — Du mußt sterben — heute noch, gleich.

Er suchte nach einem Fiaker, fand ihn und ließ sich an das Wasser des Donauarmes nächst den Weißgärbern führen.

Sultan rannte hinter dem Wagen her.

Während des Fahrens setzte der Blondin seine Betrachtungen fort.

Justine hat recht, daß sie böse ist, murmelte er, ich an ihrer Stelle würde ebenfalls zürnen, es ist keine Kleinigkeit, Jemanden, den man heiraten will, mit einer Andern Arm in Arm zu finden. Die Preußin — meiner Treu, sie ist auch unschuldig, sie wußte ja nicht, daß eine Wurzel existirt, und daß diese Wurzel mit mir bedeutend verwurzelt ist. Die Schuld liegt allein an mir, ich hätte der Götzin sagen sollen, daß ich bereits eine andere Götzin habe, oder ich hätte überhaupt keine Untreue begehen sollen, daran ist aber wieder die Rosenkreuzerei schuld, hol' der Teufel den Visitator, den Meister und das ganze Pack. Kusch, ah so, warte nur Vieh, Dich will ich mir vom Halse schaffen, diese ewige Verfolgung muß ein Ende nehmen. Man hat zu Hause das Vieh wieder herausgelassen, das ist sicher, die Bestie ist mir nachgerannt, Justine hat sie gesehen und ist mir mit Hülfe des Hundes auf die Spur gekommen. Wer läßt aber den Hund heraus, und wie geschieht dieß? Das muß ich heute auch erfahren, Alles muß ich erfahren, ich will doch sehen, ob ich Herr im Hause bin oder nicht? Was den Hund betrifft, so muß er in's Wasser, einen Stein um den Hals, geht er gleich zu Grunde und leidet nicht lange. Sterben müssen wir einmal Alle, es ist also gar keine Ursache vorhanden, warum ein Hund leben soll, der mir so viele Ungelegenheiten bereitet.

Der Wagen langte am Donauufer an.

Heh, Fiaker, habt Ihr einen vorräthigen Strick? —

Ja, Euer Gnaden.

Gebt ihn her, ich bezahle ihn, heh da! Sultan! — Sultan! —

Der Stutzer begann zu pfeifen.

Sultan ließ sich nicht sehen!

Alle Teufel, rief Wendelin plötzlich, wo ist mein Hund?

Er war immer an der Seite des Wagens, antwortete der Kutscher, erst als er wahrnahm, daß wir zum Wasser fahren, machte er plötzlich rechts um und rannte wie besessen zurück.

Der Blondin war verblüfft, er wußte nicht, sollte er lachen oder sich ärgern?

Das Vieh ist klüger als ich, murmelte er, es erräth sogar meine Gedanken. Was bleibt mir jetzt zu thun übrig? Nach Hause fahren! Ich weiß im Voraus, Sultan ist jetzt schon daheim. Er ist dieses Mal wieder dem Tode entgangen, er hat eine gute Nase, meiner Treu, wenn ich Sultan's Nase hätte, ich säße jetzt nicht in der Patsche, ich hätte Justinen's Nähe gerochen, und mich zeitlich genug aus dem Staube, das heißt, von der Preußin weggemacht. — Fahren wir also zurück, Kutscher, da habt Ihr Eueren Strick, ich brauche ihn nicht mehr.

Der Stutzer fuhr nach Hause.

Was er vorausgesagt, traf ein. Sultan saß schon vor dem Thore und harrte seines Gebieters.

Wendelin's Wuth hatte sich abgekühlt, er zürnte auch dem Hunde nicht mehr.

Justine, Sabine und Sultan sind unschuldig, murmelte er, aber Jene will ich zur Rechenschaft ziehen, die in meiner Abwesenheit in meine Wohnung brechen und den Hund herauslassen. Fräulein Lucretia oder der Nachbar — fremde Leute können es nicht sein — ich will doch sehen, ob ich dahinterkomme.

Der Stutzer eilte die Treppe hinauf und begann zu untersuchen. Das Ergebniß war dasselbe wie schon öfters und wie damals, da ihm der Hund zur Abendunterhaltung gefolgt war.

Die Küchenthüre war geschlossen, das Küchenfenster da-

gegen offen. Wendelin untersuchte die Scheiben, sie waren unversehrt wie immer.

Da hat man's! Das Fenster war von Innen verriegelt, ich frage nun, wer kann den Riegel von außen öffnen? Niemand. Sollte also wirklich Sultan so klug sein, und den Riegel aufmachen können? Da werde ein Mensch klug daraus. Ich kann den Nachbarn nicht an den Leib, sie werden mir wieder beweisen, daß man das Fenster von außen nicht öffnen kann, und was soll ich darauf erwiedern? Sei dem wie ihm wolle, ich werde schon dahinter kommen, für heute habe ich schon genug. Ich bin todtmüde. Verdammte Kreuzerkomödie; im Nationaltheater wäre ich heute sicherer gewesen; aber so geht es immer, man rennt oft in die Gefahr, wenn man ihr zu entgehen glaubt. Komm', Sultan, gehen wir zu Bette. Kusch, Bestie, es ist das letzte Mal, daß ich Dich pardonnire!

Sechzehntes Kapitel.

Ein neues Bündniß.

Eine Löwin, welcher man ihr Junges raubt, wird gewöhnlich zum Vergleich gewählt, wo es gilt, den höchsten Grad von Schmerz, Raserei und Wuth zu bezeichnen; was ist aber dieses Thier im Vergleiche gegen eine leidenschaftliche Frau, der man ihren Geliebten nimmt? Bei dem Thiere findet man wohl Kraft, Alles anzufallen, was ihm in den

Weg kommt, bei dem Menschen aber waltet der Geist, tausendfach erfinderischer, tausendfach mächtiger — er ist es, den Wuth und Rache in Bewegung setzen, um zu vergelten, zu bezahlen.

In dieser Lage finden wir die Gräfin Santa Croce.

Die junge Frau hat den Mann gefunden, der alle Fasern ihres Gefühllebens in Bewegung setzt, ihre Leidenschaft ist angewachsen, sie liebt Kornelius mit der ganzen Fülle ihres Herzens. Diese Liebe läßt sie das Verhältniß, in dem sie bis jetzt zu dem Magier gestanden, in einem ganz andern Lichte wie bisher schauen.

Die Huldigungen, die Cagliostro ihr verschaffte, der Luxus und das Wohlleben, eine Folge davon, ekeln sie an; sie fühlt wie noch nie das Erniedrigende, die Helferin eines Gauklers, eines Betrügers zu sein.

Aus dieser Lage will sich die Unglückliche herauswinden, sie hofft auf die rettende Hand des Geliebten, unter seinem Schutze, von ihm unterstützt, will sie sich aus dem Schlamme emporwinden — da tritt der Verderber ihrer Seele dazwischen; er, der sie leitet und beherrscht, reißt den Mann ihres Herzens von ihr, ein Wort von ihm — und Kornelius hört auf, ihr beizustehen.

„Es gibt Pflichten," sagte der Geliebte, „denen sich kein Mensch entziehen darf, wenn er nicht schwere Schuld auf sich laden will; diese Pflichten zwingen mich, Sie zu verlassen."

Der Betrüger hat also auch ihn in seiner Macht, sie kann dem jungen Manne nicht zürnen, denn er hat sie nicht treulos um einer Andern willen aufgegeben, nein, der Betrüger hat ihn umgarnt und zwingt ihn, sie aufzugeben — sie bleibt wieder allein — eine Beute ihres Verderbers, sie soll wieder seine Helferin, sein Werkzeug sein!

Der Magier ist es also, der ihr den Geliebten ihres Herzens geraubt hat, den Mann, von dem sie das Heil

ihres Lebens hoffte; ihr ganzer Grimm, ihre Wuth wälzen sich auf ihn.

Nach jener Szene im Privatlogis der Kammerjungfer fuhr Seraphine an Cagliostro's Seite nach Währing.

Der Magier hütete sich, ihr barsch zu begegnen oder sie neuerdings aufzuregen.

Madame, sagte er in sehr liebevoller Weise, Sie haben mich und sich einer großen Gefahr ausgesetzt; zum Glücke gelang es mir, sie zu beschwören; ich trat dazwischen, bevor Sie den Verrath begingen. Gestehen Sie sich's nur, Madame, Sie haben sehr unüberlegt gehandelt, denn Alles, was mich trifft, trifft auch Sie. Ihr Schicksal ist mit dem meinigen verflochten, mein Unglück wär' auch das Ihre. Ich bin Ihrer Liebe zu Lohberg nicht hinderlich entgegen getreten —

Seraphine murmelte: Aber Sie zwangen mich, den jungen Grafen zu empfangen, und Kornelius floh mich.

Wer dachte daran, daß es dem jungen Manne mit seiner Leidenschaft so ernst sei? Wer hätte voraussetzen können, daß er sich mit der Liebe nicht begnügen, sondern auch noch Treue verlangen würde? Sie selbst dachten nicht daran. Es ist wahr, ich habe Sie genöthigt, Nowaczky zu empfangen, und ich hoffe nicht, daß Sie es bereuen. Der junge Graf ruinirt sich für Sie, was können Sie mehr verlangen? Seine Liebe ist so mächtig, daß er Ihnen zu Liebe zum Verbrecher werden wird, was wollen Sie mehr? Sie schwimmen in Schmuck und Brillanten, das verdanken Sie ihm, von der Liebe allein kann man nicht leben, noch viel weniger den Staat machen, wie wir es gewohnt sind. Seien Sie daher klug, Seraphine, bekämpfen Sie die Leidenschaft und geben Sie der Vernunft Gehör. Versprechen Sie mir dieß?

Ich verspreche es! versetzte die Gräfin bestimmt und gelassen.

Der Magier begnügte sich damit.

Bevor sie aus dem Wagen stiegen, sagte er: Noch Eins,

Madame, Nowaczky wird Sie heute wahrscheinlich noch besuchen, ich will Sie daher nicht mehr belästigen, wie immer wird er Sie auch heute mit irgend einem Geschenke überraschen, Sie sind zu klug, um ihm die Freude ihrer Annahme nicht zu gönnen, seine Juwelen, sein Gold sind echt, seine Papiere sind es nicht, seien Sie daher vorsichtig, ich bitte Sie darum.

Der Graf und die Gräfin trennten sich, jedes begab sich in sein Apartement.

Als Seraphine allein war, brach die unterdrückte Wuth sich Bahn.

Seraphine wagte nicht mit sich selbst zu sprechen, denn sie fürchtete, belauscht zu werden, sie sprach daher im Geiste zu sich; ihre Gedanken konnte er nicht belauschen.

Diese Gedanken durch Worte verdollmetscht, lauteten ungefähr wie folgt:

„Ich soll meiner Vernunft Gehör geben, ich versprach es ihm, und werde mein Versprechen erfüllen, ja, ich erfüll' es, denn die Vernunft ist es eben, die dieses Mal mit der Leidenschaft Hand in Hand geht und mir zuruft, ihn zu fliehen. Aber wie? Er hat Recht, unsere Geschicke sind in einander verwoben, so wie ich ihn, so kann er auch mich verderben. Ich habe mich von ihm zum Werkzeuge gebrauchen lassen, die Welt wird mich so wie ihn verdammen, das Gesetz wird mich so wie ihn verurtheilen. Ich möchte ihn fliehen — denn ich hasse ihn. Er mag sich entschuldigen, wie er will, es ist vergebens, den Gedanken, daß ich Kornelius nur durch ihn verlor, wird er nicht verbannen, er wurzelt zu fest in meiner Seele. Der Elende nöthigte mich, Nowaczky zu empfangen, und das raubte mir den Geliebten. Der Betrüger ist also die Ursache meines Unglückes, der Qual, die jetzt meinen Busen zerfleischt, und des Schmerzes, den zu stillen nur Jener vermöchte, der mich jetzt flieht und verabscheut. Er raubte mir den Geliebten, und darum mein Haß, meine Verachtung, daher die Wuth und die Gier

nach Rache. Ich war thöricht, ich ließ mich von der Leidenschaft hinreißen und wollte ihn verrathen, damit verrieth ich auch mich, das war nicht der rechte Weg, meine Rache zu kühlen, meine Wünsche zu erfüllen, ich muß einen andern einschlagen, aber welchen?“

Die schöne Gräfin lag sinnend auf dem Divan, ihr Antlitz war geröthet, der Eifer des Denkens, die Aufregung der Gefühle hatten sie erhitzt. Das blaue Auge irrte mechanisch von Gegenstand zu Gegenstand, die Gedanken schweiften in die Ferne, um den gewünschten Pfad zu suchen.

Stunden vergingen und die Gräfin war noch immer zu keinem Entschluße gekommen, plötzlich überkam sie eine Idee.

Sie erhob sich.

Mitternacht ist vorüber, lispelte sie, der junge Graf wird heute nicht mehr kommen, er thut klug daran, mein heutiger Empfang hätte ihn wenig erfreut; Allessandro schläft schon, ich will's versuchen, ich will mit dem Burschen sprechen.

Die Gräfin begab sich in ihr Schlafgemach. Nachdem sie die Thüre desselben geschlossen, zog sie eine Glockenschnur und gleich darauf trat durch eine Tapetenthüre ein junger Mann ein.

Schläft der Graf schon?

Ja, Signora.

Kann ich mit Dir sprechen, ohne von dem Grafen belauscht zu werden?

In dieser Stunde, ja.

Dann setze Dich.

Ihr ladet mich ein, Signora, sagte der junge Mann erfreut, und ich gehorche.

Beide nahmen Platz.

Pietro, begann die Gräfin, Du besitzest das Vertrauen des Grafen.

Ich bin ein treuer Diener.

Er stellt Dich zu meinem Hüter auf.

Manchmal, wenn es gerade Noth thut.

Du leistest ihm treue Dienste. Möchtest Du mir nicht auch einmal einen Freundschaftsdienst erweisen?

Pietro erwiederte lächelnd: Warum fragt Ihr, Signora? Ich segne den Augenblick, der mir Gelegenheit gibt, Euch zu dienen. — Ihr habt den armen Pietro bisher mißachtet, er aber dachte im Stillen: „Es wird eine Zeit kommen, wo sie erkennen wird, daß kein Mensch so gering ist, daß er einem Anderen nicht schaden könnte! Ich habe Euch geschadet; ich wünschte, Euch jetzt nützen zu können, ich besitze das Vertrauen des Grafen, wer meine Gunst erringt, der braucht auch den Grafen nicht zu fürchten. Das hättet Ihr früher bedenken sollen, bevor Ihr Euch in den schlimmen Handel eingelassen habt.“

Pietro, ich will eine Frage an Dich richten. Es war vor mehreren Wochen, als uns der Graf heimlich in ein Haus auf dem Graben führte.

Ich erinnere mich.

Du erschienst dort nach mir am Fenster —

Ganz recht, man hielt mich für einen am Tage vorher geräderten Verbrecher, der Graf benützte meine zufällige Aehnlichkeit mit diesem, erhöhte sie künstlich noch mehr, indem ich sogar von dem Henker die Kleider des Verbrechers kaufen mußte. —

Sage mir, Pietro, zu welchem Zwecke hat der Graf das Gaukelspiel veranstaltet?

Ei, wozu denn sonst, als um Aufsehen zu erregen.

Das ist nicht wahr, Pietro, denn Du verließest seitdem noch zweimal — in der nämlichen Maske das Haus, und zwar am Abende in der geschlossenen Kutsche —

Der Bursche wurde verlegen.

Du siehst, Pietro, Du bist mir gegenüber nicht so aufrichtig, wie bei dem Grafen —

Signora, Ihr wollt Alessandro verrathen, und das würde ihn, Euch und mich unglücklich machen, deßhalb kann

ich Euch nicht Alles sagen, was ich weiß, meine eigene Sicherheit erheischt es.

Du bist leichtgläubig, Pietro, Du trauest ihm zu viel, mir zu wenig, und darin fehlst Du. Es ist wahr, ich war auf dem Sprunge, Alessandro zu verrathen, jetzt thu' ich es nicht mehr, ich gebe Dir mein Wort darauf. Ich beabsichtige etwas Anderes.

Gut also, ich will Euch die frühere Frage beantworten, es liegt am Ende nicht so viel daran. Ich mußte in jener Maske der Mutter und der schönen Schwester des Geräderten als Gespenst erscheinen — ihr zureden —

Die Gräfin fuhr zusammen.

Der schönen Schwester? lispelte sie fast zitternd.

Ihr seid doch nicht eifersüchtig, Signora?

Bei der Hölle und ihrem Herrn, ich bin es nicht, Pietro, aber Deine Worte geben mir eine Waffe in die Hand —

Die ich Euch augenblicklich entwinden werde, wenn Ihr nicht —

Ruhig, Pietro, von nun an wirst und mußt Du mein Verbündeter sein. Oh, gönn' mir nur zwei Minuten, um mich zu fassen, um mich zu erholen. Es ist gewiß ein Mädchen, um dessen Willen man solche Künste anwendet, um es an sich zu locken, ein solches Mädchen liebt man, oder man trachtet in gieriger Leidenschaft nach ihr. —

Ihr habt es errathen, Signora, Alessandro glüht für die schöne Regina —

Regina, heißt die Unglückliche, die er mit seinem Gaukelspiele umstricken will, Regina von Zahlheim ist also ihr voller Name, Pietro, ich danke Dir.

Was wollt Ihr, Signora?

Ich schwöre Dir's, ich thue keinen Schritt ohne Dich, Du wirst früher Alles erfahren, Du wirst mir beistehen, und ich werde Dich zu lohnen wissen. Pietro, wir Beide sind unter einem und demselben Himmelsstriche groß ge-

wachsen. Deine Art zu fühlen und zu denken ist auch die meine, in Deinen Adern wie in meinen rollt die Gluth des Südens, Du weißt, so wie ich, wie süß das Gefühl befriedigter Rache ist, und Rache will ich, sonst nichts, keinen Verrath, nur Rache. Pietro, Du kennst die Leidenschaft, die Liebe, Alessandro hat mir die meine geraubt, und ich will ihm die seine nehmen. Stehst Du mir bei, dieses auszuführen, dann will ich Lohberg vergessen, und Du sollst an seiner Stelle mein Schutz, mein Verbündeter sein; Dir will ich mich anvertrauen, und wir wollen dann fort, fort aus der Nähe dieses Mannes, der Dich und mich nur zu Werkzeugen gebraucht, um heimliche Plane zu verfolgen —

Wie, Signora, Ihr wißt?

Ich weiß Alles, Pietro, seine Zwecke sind mir kein Geheimniß. Ich habe erspäht, was er mir verschwieg.

Wie wollt Ihr es aber beginnen?

Frage mich jetzt nicht, denn ich weiß noch nichts, ich bin zu aufgeregt, um einen Entschluß zu fassen. Darum Pietro, laß mich allein.

Der junge Mann verließ das Gemach.

Die Gräfin Santa Croce war allein.

Eine lange Pause verstrich.

Also auch Deine Stunde, Alessandro, hat geschlagen! Auch Dein Herz hat sich gefangen, wie das meine; Du weißt jetzt, was Liebe ist, und hast mich doch von der meinen losgerissen? Oh, ich will Dir's vergelten! Es ist bestimmt, er liebt Regina, Pietro mußte den Geist des Bruders spielen, mußte der Schwester zureden, oh, ich sehe klar, das Mädchen ist abergläubisch, Alessandro will sie also durch Geisterworte in seine Arme treiben — ha — welch' ein Gedanke — wie wär's — wenn ich — wenn er — mein Gott, ich gerathe schon wieder in Aufregung, nur ruhig Herz, ruhig Blut, laß den kalten Verstand sprechen, er, er allein vermag den Plan zu gestalten.

Nach einer Pause: Ja, ja, so wird es wirken — diesen

Pfad schlag' ich ein, so vernicht' ich seine Plane! — ah, seine Wuth, seine Qual, ich sehe ihn schon schäumen und toben — nur zu — Aug' für Aug' — Liebe für Liebe — ich fühle jetzt schon die Wonne, die mir seine Verzweiflung bereiten wird, ich will mich laben an seiner Pein, will im Stillen jubeln, wenn der Schlag ihn trifft, ohne daß er weiß, woher und durch wen?

In diesem Momente der Aufregung durchmaß die leidenschaftliche Frau das Gemach.

Das reizende Oval ihres Antlitzes hatte sich verzerrt, die Stirne war düster, das Auge glühend, der keusche Schein ihrer Erscheinung war verschwunden.

Die Haarbinde hatte sich gelöst, und der blonde Wald wirbelte über die schneeige Schulter, fessellos und schrankenlos, so wie die Leidenschaft in dem Herzen. Der Busen hob sich hoch, der Blick flammte und Hohn und Spott lagerte auf dem Antlitze.

Hätte Kornelius sie in diesem Momente gesehen, er würde nicht begriffen haben, wie so viele Reize, eine so mächtige Schönheit zu einer solchen Häßlichkeit verwildern könne?

Ein Zufall ließ den Blick der Gräfin in einen Spiegel fallen, sie taumelte zurück, und bedeckte das Auge mit beiden Händen.

Sie war vor dem eigenen Bilde erschrocken.

Mit Hast eilte sie zur Lampe und löschte das Licht aus.

Sie wollte sich selbst nicht mehr sehen.

Die Finsterniß im Gemache verhinderte, die Dame zu sehen.

Was hatte sie beschlossen?

Wir werden es erfahren!

Siebzehntes Kapitel.

Mutter und Tochter.

Regina war genesen.

Der Wunderdoktor hatte ihr die Gesundheit wieder gegeben und ihr dafür die Ruhe des Herzens entzogen.

Die Jungfrau fühlte sich immer mehr zu dem wunderbaren Manne hingezogen, ihr Herz klopfte schon der Stunde entgegen, wo er Nachmittags gewöhnlich erschien, um ihr seinen Heiltrank zu reichen und sie mit seinen mystischen Vorträgen zu unterhalten, oder richtiger gesagt, aufzuregen.

Der Magier hatte bereits einen solchen Einfluß auf Regina's Gemüth gewonnen, daß sie in seinen Händen wie weiches Wachs war, welchem er ohne Mühe und nach Belieben jede Form geben konnte.

Er befahl ihr, nicht mehr an den Bruder zu denken; sie vergaß den unglücklichen Franz — er trug ihr auf, der Mutter keine Silbe seiner Vorträge zu verrathen, ihr die Gefühle in ihrem Busen zu verhehlen; sie gehorchte — er befahl ihr, sich immer nur mit ihm, ihrem Arzte zu beschäftigen, und die Arme hörte nicht auf, an ihn zu denken.

Je mehr der Einfluß des Magiers auf ihr Gemüth sich steigerte, desto mehr rang sich auch ihre Liebe empor. Cagliostro sah dieß und beeilte sich, die körperliche Heilung zu vollbringen, um sein Endziel zu erreichen.

Frau Beate freute sich der Genesung ihres Kindes und ahnte die Gefahr nicht, in welcher es schwebte.

Es ist am Nachmittage.

Regina hat bereits das Siechbett verlassen, und sitzt in einem Armstuhl der Mutter gegenüber.

Der Wunderdoktor tritt ein.

Die blasse Wange des Fräuleins röthet sich sanft, die Mutter bemerkte es und sagte: Herr Graf, Sie sehen die Freude meines genesenen Kindes bei Ihrem Erscheinen, das Gefühl der Dankbarkeit macht Regina erröthen; ach, wie werden wir Ihnen vergelten, was Sie an uns gethan?

Von Vergeltung darf bei mir keine Rede sein, Madame. Ich bin kein Arzt, der seine Kunst übt, um davon zu leben. Ich bin ein Arzt aus Menschlichkeit, aus Nächstenliebe. Sie fühlen sich also vollkommen genesen, Fräulein.

Ich fühle mich sehr wohl und sehr glücklich.

Ich bin entzückt, wenn ich zu dieser Aenderung etwas beigetragen habe.

Die Jungfrau sah ihn mit einem innigen Blicke an, in welchem die Betheuerung lag, daß sie ihm allein diese Aenderung verdanke.

Waren Sie nach Ihrer Krankheit schon außer Hause?

Noch nicht —

Eine Spazierfahrt wird Ihnen wohl thun, die frische Luft wird vollenden, was mein Balsam begonnen.

Ich gedenke den ersten schönen Tag dazu zu benützen.

Ich stelle Ihnen meine Equipage zur Verfügung, und bitte Sie, Ihr Versprechen zu lösen; die Gräfin Santa Croce brennt vor Begierde, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Ich werde meine Aufwartung machen.

Wer ist die genannte Dame? fragte die Matrone.

Sie ist meine Nièce. In Italien geboren, seit dem Tode ihrer Mutter, meiner Schwester, verwaist, steht sie unter meiner Aufsicht. Sie hat Niemanden, als mich, ich

bin ihr Schirm, ihr Schutz. Soll ich Ihnen morgen meine Equipage senden?

Wenn das Wetter hübsch ist, ja!

Der Wunderdoktor reichte dem Fräulein eine Phiole, bat sie, die Arzenei noch zu nehmen und entfernte sich dann.

Die Frauen waren wieder allein.

Die Matrone, ohne etwas Arges zu denken, sagte zu Regina: Der Graf ist sehr gütig. Du willst die Gräfin besuchen.

O ja, Mütterchen.

Fährst Du allein hinaus?

Wollen Sie mich begleiten?

Ich bin nicht geladen.

Der Graf vergaß wahrscheinlich darauf.

Er hätte es aber nicht vergessen sollen; er muß doch wissen, daß es für ein Mädchen unschicksam ist, in einem unbekannten Hause das erste Mal allein zu erscheinen.

Regina fand die Bemerkung ihrer Mutter sehr wahr, doch suchte sie ihren Doktor zu entschuldigen.

Der Graf, sagte sie, hat mich geheilt, er hat sich einen Anspruch auf unsere Freundschaft erworben und behandelt uns wie Bekannte. Wir sind ihm ja nicht fremd, Mütterchen.

Seine Einladung setzt aber einen gewissen Grad von Vertraulichkeit voraus.

Regina erröthete und antwortete nicht.

Die Mutter wurde aufmerksam und schüttelte mißbilligend den Kopf.

Keine der Frauen unterbrach das eingetretene Schweigen.

Das Fräulein dachte an Alessandro, und an die Vertheidigung, die sie den mütterlichen Angriffen, falls sie geschehen sollten, entgegensetzen würde. Frau Beate aber erwog die Entdeckung, die sie gemacht hatte und haderte mit sich selbst, daß sie, wie mit Blindheit geschlagen, die Tochter unbesorgt gewähren ließ, ohne daran zu denken,

daß die Kranke ein Mädchen, und der Arzt ein Mann in dem kräftigsten Alter war. Sie hielt jedoch an sich und beschloß des Gegenstandes vor der Hand nicht weiter zu erwähnen, dagegen ein obachtsames Auge zu haben, um in die Lage der Dinge eine genaue Einsicht zu gewinnen.

Der Abend rückte heran, Dämmerung hüllte das Gemach in Zwielicht, die Frauen unterhielten sich von gleichgültigen Dingen.

Später zündete man Licht an.

Mutter und Tochter saßen noch immer bei einander und die Matrone bat Regina etwas vorzulesen.

Diese war dazu bereit.

Die aufgehende Thüre störte sie jedoch in ihrem Beginnen.

Ein Mann trat langsamen Schrittes ein und blieb dann stehen.

Beide Frauen stießen einen Schrei des Entsetzens aus.

Die Gestalt des unglücklichen Franz, so wie jede von ihnen sie schon gesehen hatte, stand vor ihnen.

Mutter, Schwester, begann die ihnen nur zu bekannte Stimme mit dem Anfluge eines Grabtones, warum bedeckt Ihr Euere Augen, wollt Ihr Eueren Franz nicht mehr schauen?

Um Gottes und aller Heiligen willen, Bruder, was suchst Du hier? Was willst Du von uns?

Ich gehöre nicht dieser Welt an und will nichts von Euch; was könntet Ihr mir auch bieten, was mir drüben nützen sollte?

Wir wollen für Dich beten, Sohn?

Ja, Mutter, bete für mich, aber nur Du, nur Du, die Schwester nicht.

Regina stöhnte auf.

Ihr Gewissen sagte ihr, warum der Geist des Bruders nach ihrem Gebete nicht verlange.

Bruder, jammerte sie, auch ich will für Dich beten.

Thu' es nicht, Dein Gebet wird nicht erhört, es kommt aus sündiger Brust, aus einem Munde, der mit sündigen Geistern verkehrt hat, und der deßhalb ebenfalls sündig geworden. Wisse es, Schwester, der Mann, dessen Schutz ich Dir selbst anempfohlen, dem ich selbst das Wort geführt, als ich Dir an der Kirche erschien, dieser Mann, keusch und rein, ist seitdem von dem Guten abgefallen, und hat sich dem Bösen zugewendet. Er hat Deinen Körper geheilt, um Deine Seele zu verderben. Er will Dich nicht mehr einführen, in die Welt der Geister, sondern in jene der Sünde. Thörichte Schwester, Du bist die Verbündete eines schwarzen Unholds geworden, der Dich mit Schlangenlist umgarnt, um Dich zu verderben. Wehe Dir, wenn Du Dich nicht von ihm losreißt, er ist ein unreiner Geist geworden, und hat sich von der reinen zur unreinen Magie gewendet. Er will, daß Du die Gräfin Santa Croce besuchest, weißt Du, wer diese Gräfin ist? Sie ist seine Gattin.

Regina kreischte auf, das Gespenst fuhr fort: Unglückliche Schwester, der Böse hat Dich umstrickt, Du mußt Dich von seinem Einflusse befreien, sonst bist Du verloren. Meide seine Nähe, denn er vergiftet Deine Tugend. Mutter, wache über Dein Kind, denn nicht immer wird es mir gestattet sein, Euch zur Warnung zu erscheinen. Seid verschwiegen. Verrathet dem Bösen nicht, daß ich Euch erschien, er würde Euch Verderben bringen, und Eueren guten Geist von Euch scheuchen.

Nach dieser Rede streckte er seine beiden Hände wie segnend vor sich hin, wendete sich um und ging langsam aus der Stube.

Der Eindruck, den diese Erscheinung bei den beiden Frauen hervorbrachte, entsprach ganz der Berechnung Seraphinen's.

Die Mutter war gewarnt, die Tochter zurückgeschreckt.

Regina vergoß zahlreiche Thränen.

Die Matrone vermied es sorgfältig, dem Mädchen

Vorwürfe zu machen. Sie sagte blos: Mein Kind, die Gefahr, in welcher Du schwebst, muß groß sein, beherzige die Worte des unglücklichen Franz. Du hast es gehört, er anerkennt die Wundermacht Cagliostro, aber er offenbarte uns, daß böse Geister den Magier auf Irrwege geleitet, und daß er Dich zu sich auf den sündigen Pfad locken will. Wirst Du die Kraft besitzen, ihm nicht zu folgen?

Ich werde — ich hoffe zu Gott, daß er mich stärken wird, den Kummer meines Herzens zu ertragen und der Macht des Bösen zu widerstehen.

Regina war aus allen ihren Himmeln gerissen. Ihr Herz blutete, denn der Mann, dem es sich zuwendete, war bereits vermält. Ihr Geist litt, denn die Enthüllung zerstörte die Erfüllung ihrer Wünsche, mit der Geisterwelt in Verbindung zu treten. An der Seite eines Unholdes, eines Verderbers konnte sie nur in den Kreis böser Geister gerathen und dort erwartete sie das Verderben. Die Jungfrau fühlte sich sehr unglücklich, so nahe dem Ziele, sah sie sich wieder von demselben weiter als je entfernt. Herz und Geist litten, ersteres war gekränkt, letzteres niedergeschlagen. Die Aufnahme in den Kreis reinerer Geister war ihr jetzt unmöglich, denn Er, der allein es zu bewirken vermocht hätte, er war für sie verloren, er war der Macht der bösen Geister verfallen.

Seraphinen's Plan gelang. Sie konnte nichts Klügeres ersinnen, um Alessandro's Plan in Bezug auf Regina zu durchkreuzen. Sie zerstörte das Werk, welches Gaukelei aufgeführt hatte, durch Gaukelei — sie vernichtete die Wirkung des Aberglaubens durch den Aberglauben. So heilt man oft ein Uebel durch eben jene Mittel, welche das Uebel hervorbrachten.

Am anderen Nachmittage hielt die Equipage des Wunderdoktors vor dem Hause, um das Fräulein von Zahlheim zur Gräfin Santa Croce zu bringen.

Der meldende Diener wurde jedoch mit der Weisung

fortgesendet, daß das Fräulein sich unwohl befinde und nicht ausfahren werde.

Regina, sagte die Mutter, wir müssen darauf gefaßt sein, den Grafen noch heute zu sehen, er wird Dich in Währing erwarten, wenn der Wagen ohne Dich zurückkommt, wird er hieher eilen, sei standhaft und ich werde bei Dir sein.

Die Matrone hatte richtig vorhergesagt, der Graf erschien noch an demselben Nachmittage zum Besuch.

Das Unwohlsein Regina's berechtigte ihn dazu.

Das Fräulein war so angegriffen und bleich, daß es keiner Verstellung bedurfte, um für unwohl zu gelten.

Der Magier ahnte nicht, was vorgefallen war, denn sein getreuester Helfer war ihm dießmal untreu geworden und zauberte auf eigene Faust.

Er begriff die Verschlimmerung des Zustandes nicht. Er bat die Matrone, ihn mit der Kranken allein zu lassen, Frau Beate willfahrte dießmal nicht, sondern sagte: Meine Tochter befindet sich etwas unwohl, aber sie ist gottlob nicht krank. Wir danken Ihnen schon so viel, Herr Graf, daß wir es nicht wagen, Ihre Kunst fürder zu beanspruchen.

Sie sind zu ängstlich, Madame, Sie vergessen, daß meine Kunst der leidenden Menschheit gilt, und daß zu dem Fräulein mich die Theilnahme für ihre Familie hinzieht.

Ich danke Ihnen für diese Theilnahme, Herr Graf, und bitte Sie, uns dieselbe auch in der Ferne zu erhalten.

Der Magier stutzte. Der Widerstand der Matrone, ihr gemessener Ton fielen ihm auf. Er blickte auf Regina, und sie hatte die Augen zu Boden gesenkt und schaute ihn nicht an.

Was ist das? dachte er, was ist hier vorgefallen?

Seien Sie überzeugt, Madame, versetzte er dann laut ohne seine Befangenheit zu verrathen, daß ich überall mit Wärme an Sie und Fräulein Regina denken werde. Meine

Wundermacht setzt mich in die angenehme Lage, immer, wo ich mich auch immer befinde, in Ihrer Nähe zu sein. Wer so wie ich über Geister gebietet, dem ist es ein Leichtes hier und dort zugleich zu sein.

Wir sind von Ihrer Wunderkraft überzeugt, und wünschen, daß die Geister, die Ihnen gehorchen, auch immer gute Geister sein mögen.

Der Magier wurde jetzt betroffen. Er faßte sich jedoch gleich und wendete sich lächelnd an Regina.

Haben Sie vergangene Nacht geträumt, fragte er forschend, tragen vielleicht schwarze Erscheinungen die Schuld an Ihrem heutigen Unwohlsein?

Die Jungfrau versetzte schüchtern: Ich habe nicht geträumt, ich schlief fest und ruhig. Das Unwohlsein ist gewiß nur vorübergehend.

Welche Kälte in ihrer Antwort, dachte Cagliostro, hat sie sich der Mutter vertraut und sollte die Alte? —

So wie ich merke, sagte er traulich zu dem Fräulein, hat meine Kranke nicht alle Anordnungen befolgt, die ich ihr gab.

Sie thun meinem Kinde Unrecht, Herr Graf, Regina befolgte genau, was Sie ihr auftrugen. Sie fragten sie vorhin, ob sie vergangene Nacht geträumt habe? Sie antwortete mit Nein. Hätten Sie diese Frage an mich gerichtet, ich würde sie bejaht haben. Ja, Herr Graf, ich hatte einen Traum von einem bösen Geiste, der mein Kind verführen wollte.

Wär' es möglich, Madame?

Ich glaube an Träume, und Sie werden es mir nicht verübeln, wenn ich der Warnung Gehör gebe, die mir im Traume ward. Ich sah den bösen Geist, der uns Gefahr bringt, und gestehe Ihnen, daß ich in ihm Sie erkannte.

Der Magier wurde unruhig, er lächelte gezwungen, und wollte schon auf die Nichtigkeit der Träume hinweisen, allein er besann sich, daß dieß seinen behaupteten Prinzi-

pien zuwider sei, und sagte: Auch ich glaube an Träume, allein es gibt Träume, wo die bösen Geister ihr Spiel mit uns treiben, um uns von guten Geistern zu trennen.

Ueber mich, antwortete die Matrone, haben die bösen Geister keine Macht, weder im Traume noch im Wachen; ich glaube fest und unerschütterlich an meinen Traum.

Der Magier zuckte zusammen, und sein blitzend Auge drohte die Mutter zu durchbohren.

Madame, rief er mit finsterer Miene, Sie beleidigen mich. Ist dieß der Dank dafür, daß ich Ihre Tochter heilte?

Ich danke Dem nie für die Genesung des Leibes, der die Seele verderben will.

Der Magier sah sich entlarvt.

Madame, zürnte er auf, Sie fordern mich heraus, Sie häufen Beleidigung auf Beleidigung, ich verlasse Sie und das Fräulein, ich sage Ihnen aber, daß ich meine gekränkte Ehre zu rächen wissen werde.

Er verließ stürmisch das Gemach.

Regina warf sich an die Brust der Mutter.

Oh, Sie haben ihn erzürnt, er wird sich rächen, wird uns verderben.

Sei ruhig, mein Kind, die bösen Geister haben über Jene keine Macht, die Gott schützt. Und er schützt uns, sonst wäre uns der unglückliche Franz nicht erschienen.

Achtzehntes Kapitel.

Graf Nowaczky.

Der Magier war aus der Wohnung der Zahlheim fortgeeilt, und verließ in einem Miethwagen die Stadt.

Welch' eine Veränderung? reflektirte er. Welch' ein Unterschied zwischen gestern und heute? Was ist da vorgegangen? Sollte die Alte wirklich geträumt haben? Sie glaubt an Wunder, so wie Regina, es wäre also möglich, daß ein Traum sie zu ihrem Benehmen veranlaßt hat. Warum aber gerade heute? Woher diese Festigkeit? Sollte sie nur von dem Glauben an den Traum herrühren? Und Regina? Uebt der Traum der Mutter auch auf ihr Gemüth eine solche Macht aus? Ich sah den Zwang, den sie sich anthun mußte, um mir gegenüber kalt zu erscheinen, daraus schließe ich auf die Wucht des Hindernisses, welches sich zwischen sie und mich warf. Ich verhehle mir's nicht, ich stehe auf dem Punkte, die Beute zu verlieren, nach der mein Herz strebt. Ihr Besitz ist das Ziel, welches ich seit Wochen mit Beharrlichkeit verfolge, und nun sollte ich es nicht erreichen? Nimmermehr! Ich gebe Regina nicht auf. Ich habe den Wunsch zu lange in meinem Herzen genährt, als daß ich jetzt so leichtsinnig auf ihn verzichten sollte. Die Grille oder der Traum eines alten Weibes soll mich

nicht um ein Mädchen bringen, dessen Liebe mir das Leben versüßen, dessen Gesellschaft mir nicht mehr entzogen werden soll.

Der Magier langte in seiner Wohnung an.

Man meldete ihm, Graf Nowaczky befinde sich bei Madame, und harre seiner Rückkehr.

Cagliostro begab sich zu Seraphine.

Gut, daß Sie kommen, Graf, sprach die Dame ihn an, der Besuch des jungen Herrn galt heute Ihnen und nicht mir.

Und doch, versetzte der Magier, freundlich lächelnd, sehe ich hier einen Silberschatz, der nicht für mich bestimmt scheint —

Herr Graf, nahm der junge Kavalier das Wort, Sie zürnen mir doch nicht, wenn ich dieß der Frau Gräfin als Beweis meiner Dankbarkeit verehre, die ich Ihnen schulde. —

Meine Gemalin liebt es, Geschenke anzunehmen, Frauen lassen sich gerne huldigen, ich verbiete es ihr nicht, doch sehe ich es nicht gerne. Ich bin uneigennützig, und bin nicht gewohnt, mir meine Dienste bezahlen zu lassen. In meinen Augen haben Metalle keinen Werth, Blei oder Silber, Kupfer oder Gold, mir ist Alles einerlei. Jedes Metall ist edel, wenn man nur versteht, es zur Reife zu bringen.

Wer in diesem Augenblicke die Gräfin genau betrachtet hätte, würde einen höhnischen Zug um ihren Mund bemerkt haben. Ihr Blick fiel dann auf Nowaczky, den sie mit einem Gemisch von Mitleid und Verachtung ansah.

Ich stehe Ihnen zu Diensten, sagte der Magier, indem er den jungen Kavalier durch eine Pantomime einlud, ihm zu folgen.

Die Herren verließen das Gemach.

Die Frau Gräfin, begann Nowaczky, sind heute etwas übel gelaunt.

Wie so? Ich habe nichts bemerkt.

Aber ich habe es empfunden.

Wodurch, mein junger Freund?

Der Empfang war sehr förmlich.

Wohl nur der Empfang?

Die Unterhaltung wortarm.

Was liegt an Worten?

Das Benehmen kalt.

Wirklich? Sie sprach erst gestern sehr freundlich von Ihnen.

Erst gestern? Der Wechsel kam also über Nacht?

Halt — was fällt mir da ein! Ich bin der Ursache ihrer Kälte auf der Spur.

Sie machen mich neugierig, Herr Graf.

Sie sprachen, wenn ich nicht irre, gestern von einem hübschen Service, welches Sie zu kaufen beabsichtigen.

Ich kaufte es auch, es ist dasselbe, das sie bei der Gräfin sahen.

Dasselbe? Oh, jetzt begreife ich. Die Gräfin hatte in der Stadt auch ein Service gesehen, das ihr außerordentlich gefiel. Wie ich mich erinnere, sagte sie mir, es sei vom feinsten Silber und schwer vergoldet. Sie mochte im Stillen erwartet haben, daß Sie von diesem Service sprachen, heute fand sie sich enttäuscht, daher ihre Mißlaune.

Der junge Kavalier erröthete, theils aus Unwillen über sein Mißgeschick, theils aber statt des Grafen, der mit einem Phlegma, wenn auch indirekt, Aufmerksamkeiten forderte, die schwer zu erschwingen waren.

Der junge Kavalier war, wie wir bereits aus seinem eigenen Bekenntnisse ersehen haben, erfahren genug, um das Spiel Cagliostro's und Seraphinen's zu durchschauen, er hatte auch eine klare Einsicht in das ganze Verhältniß und dennoch vermochte er der Dame nichts zu versagen, weil

die falsche Scham des Kavaliers sich dagegen sträubte, er vermochte sich aber auch nicht loszureißen, weil die Leidenschaft den Mann fesselte.

Sein jugendlicher Leichtsinn ließ ihn die Gefahr nicht achten, die er bereits heraufbeschworen hatte, und die wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte hing. Er war einer jener Unglücklichen, die mit offenen Augen in ihr Verderben rennen, die den Abgrund fast mit Gewißheit voraussehen und ihm doch nicht ausweichen.

Die Herren waren in dem Gemache des Magiers angelangt, und dieser fragte: Ist es wahr, daß Sie mich sprechen wollen?

Ja, Herr Graf.

Vielleicht, setzte der Magier geheimnißvoll hinzu, in der bewußten Angelegenheit?

So ist es! lispelte Nowaczky.

Nun, haben Sie die Maschine bereits benützt?

Ja, Herr Graf.

Die Erzeugung geht vortrefflich vor sich, nicht wahr?

Und dennoch habe ich eine Bitte an Sie.

Lassen Sie hören, mein junger Freund.

Sie waren so gütig, mich durch Ihren Rath und Ihre Kenntnisse in dieser Angelegenheit zu unterstützen. Ich habe das Werk vollbracht und benütze die Maschine. Ich kann Ihnen jedoch nicht verhehlen, Herr Graf, daß die Verausgabung gefährlich ist —

Ganz ungefährlich ist sie nicht —

Eben deßhalb möchte ich Sie bitten, mir in einer andern Weise beizustehen.

Der Magier sah den jungen Grafen fragend an.

Ich benöthige dringend tausend Dukaten —

Nur tausend?

Sie könnten mir leicht helfen, wenn Sie mir eine Quantität Ihres Pulvers zur Erzeugung des nöthigen Goldes abließen.

Sie fordern eine Kleinigkeit.

Sie sind also geneigt?

Mit größtem Vergnügen, nur muß ich wissen, wozu Sie das Gold erzeugen wollen?

Um es zu verwenden.

Dann ist mein Arkanum unwirksam, wer Gold um des Goldes willen erzeugen will, dem versagt das Pulver seine Wunderkraft —

Wozu sollte man aber sonst Gold erzeugen wollen?

Ihre Frage, junger Mann, ist sehr profan. Man erzeugt Gold, um der Wissenschaft einen Triumph zu bereiten, man erzeugt Gold, wenn es gilt, als Meister der Magie die Welt in Erstaunen zu setzen, aber man erzeugt kein Gold, um seine Ausgaben zu bestreiten, um es am Pharaotische zu verlieren, oder um einer Dame seine Aufmerksamkeiten zu bezeigen, dazu, mein Freund, ist Papier gut genug, und die Kunst, Papiere zu erzeugen, habe ich Sie gelehrt.

Nowaczky war mit dieser Erklärung nichts weniger als zufrieden. Er war mißgestimmt, und der übrige Theil der Unterhaltung wurde mit einiger Kälte fortgeführt.

Lump, Schuft, räsonnirte der junge Graf, als er von dem Magier ging, für eine solche Kunst danke ich, er kann Gold erzeugen, aber nicht um des Goldes willen, wozu ist dann die Kunst, wenn sie mir keinen Nutzen bringt? Er besitzt eine außerordentliche Geschicklichkeit, im Namen seiner Gattin Geschenke zu begehren, ich hätte ihm schon längst meine Meinung gesagt, aber die Gräfin ist zu schön, zu liebenswürdig, solchen Frauen muß man schon ein Opfer bringen, und wenn man einmal gibt, so läßt man seinen Stand nicht außer Acht und gibt mit vollen Händen.

Der Magier blieb nach der Entfernung des jungen Grafen nicht lange allein.

Er klingelte und bald darauf trat Pietro ein.

Cagliostro sah ihn forschend an und sagte: Du mußt Deine Aufmerksamkeit verdoppeln, Pietro!

Der Vertraute stellte sich überrascht und erwiederte: Verdoppeln? Was ist vorgefallen?

Seraphine ist bösartig geworden, ich traue ihr nicht mehr, sie widersetzt sich meinen Befehlen, heute hat sie den Grafen kalt empfangen, in der Stadt ging etwas vor, was mir ebenfalls immer verdächtiger wird, je länger ich darüber nachdenke, kurz und gut, Du mußt Seraphine strenge überwachen.

Es soll geschehen.

Hast Du nicht bemerkt, daß sie Briefe schrieb?

Ich sah nichts.

War Lohberg hier?

Nein.

Was ist's mit Justine?

Die Kammerjungfer hat den Dienst gekündiget —

Um so besser; sie ersparte mir den Befehl, Du kennst jetzt meine Weisung.

Ich werde sie befolgen.

Du kannst gehen! — Halt, noch Eins! Im Gemache der Gräfin wirst Du ein neues Silberservice finden — bring' es herüber.

Pietro entfernte sich.

Der Magier harrte seiner.

Nach einer Weile kam der Vertraute mit dem Geräthe, der Gebieter nahm lächelnd die Geschenke in Empfang, an welchen das Lebensglück eines Menschen klebte.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Kurator der damaligen Zeit.

Die Begebenheiten waren für Lohberg rasch aufeinander gefolgt.

Die Bekanntschaft mit Seraphine, die Entdeckung ihres Verhältnisses mit Nowaczky, die Szene mit Aurelie, das Auffinden Urban Keil's und endlich die Trennung von Seraphine in Gegenwart des Magiers, dieß Alles kam rasch hintereinander.

Der junge Mann stand nun allein, getrennt von zwei Frauen, wovon jede sein Herz völlig gefesselt hätte, wenn er der Gefahr nicht bei Zeiten aus dem Wege gegangen wäre, und eine Gefahr war es, bei Aurelie die Gefahr einer Liebe ohne Vereinigung, bei Seraphine die Gefahr einer Vereinigung ohne Treue.

Es gibt Charaktere, die in allen Lagen des Lebens die Herrschaft über sich behaupten, die sich zwar oft von der Situation bewältigen lassen, die aber bei kälterem Blute der Vernunft Gehör schenken, ihre Fehlschritte einsehen und die Kraft besitzen, sie für die Zukunft zu vermeiden. Auch Lohberg gehörte zu diesen. Er fühlte für Seraphine wärmer und inniger wie Nowaczky, und doch riß er sich los von ihr, während dieser — das Verderbliche seiner Bekannt-

schaft ebenfalls einsehend — sich von ihr nicht zu trennen vermochte.

Seit der Trennung von Seraphine waren einige Tage verflossen.

Kornelius war im Geiste ohne Unterlaß mit Urban Keil beschäftiget. Die Erscheinung dieses Menschen, mit dem er eine so große Abrechnung zu pflegen hatte, machte auf ihn einen widerlichen, abschreckenden Eindruck.

So muß Derjenige aussehen, dachte er, der so wie dieser Abscheuliche handeln kann.

Er mochte nicht unbedächtig handeln, um nicht durch einen voreiligen Schritt den Schuldigen auf die Gefahr aufmerksam zu machen, daher sein Zaudern, dieß die Ursache, daß er in den letzten Tagen nichts unternommen hatte.

An einem Vormittage finden wir Lohberg auf dem Wege zu Wendelin.

Er ist eben am Eingange der Wiedner Hauptstraße angelangt, da kommt ihm der Blondin entgegen.

Oh, Bruder Korneli, guten Morgen, es ist gut, daß ich Dich treffe, ich wollte eben zu Dir gehen.

Und ich zu Dir.

Machen wir einen Gang auf die Bastei, der Vormittag ist angenehm, da plaudert es sich im Freien angenehmer wie in der Stube.

Gehen wir.

Wendelin hängte sich in Lohberg's Arm.

Was wolltest Du bei mir? fragte der Letztere.

Mich zerstreuen.

So? Ein glücklich Liebender, der nebenbei eine schöne Frau besucht, und dennoch bei Freunden Zerstreuung sucht, dieser Casus ist neu.

Glücklich? Oh Korneli, rief der Blondin schwermüthig, wenn Du wüßtest, was mir gestern in der Josefstadt

begegnet ist! Ich habe mit Preußen — kusch, ah so — entschiedenes Unglück —

Ich ahne, die Kammerjungfer —

Errathen, Freund, sie hat mich mit der Anderen gesehen.

So geht es immer, wenn man sich mit Einer Liebe nicht begnügt —

Freund Korneli, ich bin gewiß der genügsamste Mensch auf dem ganzen Erdboden; mir wäre es gar nicht in den Sinn gekommen, mich an die Preußin anzuschließen, aber diese Rosenkreuzer — kusch, Sultan! — oh, ich war ein Esel.

Justine zürnt also?

Zürnen? Das wäre eine Kleinigkeit! Sie wüthet.

Du gibst sie also auf.

Nein, Bruder Korneli, ich werde trachten, sie zu versöhnen.

Und ihre Wuth?

Wird sich legen.

Und die Preußin?

Die muß nach Spandau. Meiner Treu, wenn sie nicht gutwillig geht, so klag' ich sie an, als falsche Werberin.

Du bist ein Narr!

Aber ein unglücklicher Narr, das ist mein Trost. Du wolltest gerade zu mir, womit hätt' ich Dir dienen können?

Ich gedachte nach Herrn Keil zu forschen.

Keil — der Lump — richtig — der Mann liegt Dir am Herzen — Du versprachst mir neulich, daß die Zeit, wo ich Alles erfahren sollte, kommen würde, die Gelegenheit ist günstig, erzähle —

Mein Freund, ich vertraue Deiner Redlichkeit, wozu willst Du Dich aber mit anderer Leute Unglück herumtragen?

Bist Du nicht mein Freund? Geh' Korneli, thu' nicht

so kalt, als ob Du schon achtzig Jahre alt wärst, oder noch mehr. Erzähle, vertraue Dich mir an — kusch, ah so — vier Augen sehen mehr wie zwei, und zwei Nasen riechen mehr wie eine.

Du bist ein guter Mensch, Wendelin, etwas schußig, aber ehrlich, leicht, ohne Verdorbenheit, Du wirst an meiner Mittheilung keinen Geschmack finden. Es gibt Begebenheiten, für welche sich nur Jene interessiren, die dabei betheiligt sind.

Und nicht auch Jene, die Freunde der Betheiligten sind? Oder meinst Du, ich sei kein treuer Freund?

Wenn Du in der Freundschaft so treu bist wie in der Liebe, dann —

Kusch, Sultan! — ah so — hör' auf, — zwischen Liebe und Freundschaft ist ein großer Unterschied, die Liebe ist für das Herz die Speise, die Freundschaft der Trank, und in Speisen, das weißt Du ohnedem, liebt man immer mehr die Abwechslung. Jetzt aber ohne weitere Einwendung erzähle.

Es sei denn, ich werde mich kurz fassen, Du sollst erfahren, wie weit die Hartherzigkeit und Schlechtigkeit der Menschen zu gehen vermag. Meine Mutter war die Tochter eines Offiziers, der durch eine lange Reihe von Jahren dem Kaiserhause treu gedient hatte. Bei seinem Tode hinterließ er der Mutter und dem Kinde ein Vermögen von 20,000 Gulden, diese Summe durfte nicht angetastet werden, erst wenn das Mädchen sich vermälte, erhielt ihr künftiger Gatte das Geld als Mitgift und zwar 10,000 Gulden gleich und 10,000 nach dem Tode der Mutter; bis zur Vermälung bezogen Mutter und Tochter nur die Interessen. Mein Großvater beging die Unvorsichtigkeit, in seinem Testamente keinen Vormund zu bestimmen, und so ward meiner Mutter von Seite der Behörde ein Vormund bestellt, und dieser war der damalige Kurator Urban Keil. Du weißt, es war hier von jeher gebräuchlich,

Agenten und Advokaten Vormundschaften zu übergeben, es gab welche, die bei vierzig solcher Kuratelen besorgten, und die von Allen ihre Prozente zogen, für ihre Rechnungen Sporteln einsteckten, ohne daß sie dabei den mindesten Betrug hätten begehen müssen. Mit diesen einfachen, gewöhnlichen, aus dem Säckel der Witwen und Waisen fließenden Einkünften, begnügte sich Herr Keil nicht, er sann darüber nach, einen Theil des Erbes an sich zu reißen, der Schlaue sah, daß er hier leichtes Spiel haben würde, Mutter und Tochter standen allein, ohne Verwandte, ohne männlichen Schutz, mit den hülflosen Frauen hoffte er bald fertig zu werden, und wurde es auch.

Eines Tages kam Herr Keil zu meiner Großmutter und theilte ihr mit, daß er für Maria — so hieß meine Mutter — einen Mann gefunden habe. Die alte Frau war überrascht. Sie wandte ein, daß ihr Kind noch zu jung sei und noch einige Jahre warten müsse. Es sei ja von der Verheiratung ihrer Tochter noch gar nie die Rede gewesen.

Deßhalb, versetzte der Vormund trocken, ist jetzt die Rede davon, darum kam ich hieher, Marie wird den Grafen Todor zum Manne nehmen, sie kann von Glück sagen, daß ein so reicher Kavalier sie zur Gattin nimmt.

Die Großmutter, weit entfernt, sich voreilig dem Glücke ihres Kindes feindlich entgegen zu setzen, fügte sich dem vormundschaftlichen Willen in so ferne, daß sie dem Brautwerber gestattete, ihr Haus zu besuchen, damit sie ihn kennen lerne.

Herr Keil führte den Grafen Todor ein. Dieser war ein junger Mann, noch nicht zwanzig Jahre alt, aber bereits selbstständig, rauh im Aeußern und roh im Innern. Er war aus Montenegro und seine Tracht — so erzählte später meine arme Mutter — gehörte dem Schnitt und der Form nach, mehr jenem Lande als dem unseren an.

Meine Großmutter wurde durch das barsche Benehmen

des jungen Grafen nicht wenig erschreckt, sie erkannte leicht, daß ihre sanfte, zarte Marie zur Gattin eines solchen Mannes nicht tauge und beschloß, sich dem Vormund zu widersetzen. Nun gab es stürmische Szenen; der Kurator bestand auf seinem Willen, meine Großmutter auf dem ihren. Meine Mutter, in die Angelegenheit eingeweiht, widersetzte sich der Verbindung hartnäckig. Keil, um seine vormundschaftlichen Rechte zu wahren, reichte gegen seine Pupillen Klage ein, Mutter und Tochter wurden vor Gericht citirt. Die Großmutter begehrte Sicherheit für ihr einziges Kind und erzählte, sie habe gehört, Todor sei kein Graf, sondern ein Montenegriner Räuber, ein Vagabund u. s. w., meine Mutter warf sich auf die Kniee und erklärte, daß sie die Gattin eines so barbarischen Mannes Mannes nicht werden könne. Man hatte kein Mitleid mit den Frauen, der Rath Cetto, derselbe, welcher sich jetzt in Untersuchung befindet, war mit Keil und dem angeblichen Grafen einverstanden, und die Heirat zwischen meiner Mutter und dem Montenegriner wurde gerichtlich dekretirt. Der Bräutigam empfing aus den Händen des Rathes zehntausend Gulden, verschrieb meiner Mutter im Heiratskontrakte ein großes Gegenvermächtniß; welchen Theil er für diese Büberei seinen Verbündeten gab, wußte meine Mutter nicht — dann nahm er die junge Braut und reiste mit ihr schleunigst nach Ungarn. Nun begann eine schwere Prüfungszeit für meine Mutter — Rohheiten und Mißhandlungen ausgesetzt, wurde sie auf's Strengste bewacht — Todor verschob die Heirat von einem Tage auf den andern, in Wien hatte er angegeben, die Vermälungsceremonie müsse auf seinen Gütern geschehen, hier zögerte er damit. Er lebte mit meiner Mutter in einem einsamen Gehöfte, welches er sein Sommerschloß nannte; seine Diener, Räuber, wie er, waren die einzige menschliche Gesellschaft. Er besaß nichts und praßte, so lange es auslangte, von dem Gelde meiner Muter. An einem Morgen erhob sich

meine unglückliche Mutter vom Lager und war erstaunt über die tiefe Stille, die im Hause herrschte, denn gewöhnlich nahm der Lärm den Tag hindurch kein Ende. Ein Ausbruch ihrer Verzweiflung war am Tage vorher die Veranlassung zu einer stürmischen Szene zwischen ihr und Todor, welche wie gewöhnlich mit einer körperlichen Mißhandlung endete. Heute war's im Hause todtenstille. Meine Mutter ahnte nichts Gutes, sie eilte hinaus und gewahrte bald die entsetzliche Lage; die Wohnung war leer, wie ausgeplündert, Todor mit allen seinen Leuten hatte sich fortgeflüchtet, sie stand allein da, nackt, schutzlos, verlassen, verlassen mit dem Kinde, welches sie unter ihrem Herzen trug, dieses Kind — war ich!

Der Erzähler hielt inne.

Armer Korneli! seufzte Wendelin mit einem Tone, der seine wärmste Theilnahme beurkundete.

Ja wohl arm, versetzte Lohberg, arm durch die Schlechtigkeit Anderer, geboren im Elende, großgesäugt von Gram und herangewachsen in bitterer Entbehrung. Doch höre weiter, noch ist das Maß Desjenigen, den ich anklage, nicht gefüllt, Du wirst Dinge hören, die Dich vor der Verworfenheit dieses Menschen noch mehr zurückschaudern machen werden. Meine unglückliche Mutter hatte drei Monate bei dem Räuber gelebt, jetzt raffte sie sich auf, und begab sich auf den Weg zurück in die Heimat; erwäge ihren Zustand, ihre Armuth, und Du wirst ermessen können, was sie auf dieser Reise litt, sie hat sich zu Fuß hieher gebettelt! Sie langt in Wien an — da vernimmt sie eine neue Schreckenspost, ihre Mutter ist während ihrer Abwesenheit in Wien gestorben, sie begehrt von dem Vormunde die zweiten zehntausend Gulden, die bis zum Tode der Mutter deponirt blieben, der Vormund erklärte, das Geld sei ihrem Manne nach dem Tode der Mutter allsogleich übersendet worden.

Verzeih' mir, Freund Korneli, daß ich Dich hier un-

terbreche. Wie kommt es denn, daß Deine Großmutter so unvorsichtig war, Deine Mutter mit dem Bräutigam allein abreisen zu lassen?

Du nennst Unvorsichtigkeit, was die Frauen aus Vorsicht thaten. Sie hatten im Stillen beschlossen, daß die alte Frau zurückbleibe, damit nicht Beide in die Gewalt des Montenegriners kommen, und die Großmutter hier Klage führen könne, wenn es, was vorauszusehen war, Anstände geben sollte. Die Frauen hofften in brieflicher Verbindung zu bleiben, was aber nicht geschah, meine Mutter wurde am Schreiben verhindert, und die Briefe der Großmutter geriethen wahrscheinlich in die Hände des Montenegriners. Das Vermögen meiner Mutter war also für sie verloren. Nun stand sie da. Was sollte sie thun? Sie schrie um Gerechtigkeit, um Erbarmen — vergebens, man sagte ihr, sie sollte zu ihrem Gatten zurückkehren, die Unglückliche, sie war nicht vermält, und doch Mutter, sie gestand das entsetzliche Spiel, welches mit ihr getrieben wurde, sie ward als Lügnerin verlacht, als leichtsinnige Dirne verspottet. Jetzt faßte sie den Entschluß, ihre Klage bis zur Kaiserin — damals lebte die gute Fürstin noch — zu bringen. Hier hätte sie Abhülfe gefunden, allein Herr von Cetto witterte Unheil, und setzte Alles in Bewegung, um die Audienz zu verhindern. Du wirst gehört haben, wie groß der sittliche Abscheu war, welchen die selige Monarchin vor leichtsinnigen Frauen hatte, als eine solche nun wurde ihr meine Mutter geschildert, und sie ward nicht vorgelassen.

Meine unglückliche Mutter sah nun ein, daß sie zu schwach sei, um mit dieser Rotte — es war eine förmlich organisirte Bande — den Kampf zu wagen. Sie gab ihn auf — sie verließ heimlich Wien — damit ihre Feinde jede Spur von ihr verlieren und sie nicht weiter verfolgen könnten.*)

---

*) Das ganze Faktum ist historisch. A. d. V.

Sie fand in der Steiermark bei einer armen Familie Unterkunft — hier erblickte ich das Licht der Welt. In der Seele der unglücklichen Frau, erzeugt von Gram und Bitterkeit, war ein Gedanke erwacht, der — so seltsam es Dir scheinen mag — sie stählte, und ihr die Kraft zum Dulden und zum Leben verlieh. Ihr Kind war ein Knabe — dieser Knabe wird einst zum Manne erwachsen — und dieser Mann soll sie rächen. Meine Mutter hat es mir oft gestanden, daß nebst der Liebe der Mutter, das Gefühl der Rache ihr die meiste Kraft und Ausdauer gewährt habe. Der Gedanke: „Du mußt leben, bis Dein Sohn erwachsen sein wird, Du mußt ihm die himmelschreiende Bosheit, die erlittene Niederträchtigkeit schildern, damit Du ihm das Gefühl der Rache einflößen kannst!“ Dieser Gedanke ließ sie alle ferneren Leiden mit Leichtigkeit ertragen, mit diesem Gedanken überwand sie alle Mühen, es war ihr ein Balsam gegen jede Krankheit. Ein alter, verkrüppelter Offizier nahm später meine Mutter und mich auf, ich war damals acht Jahre alt, er unterrichtete mich, und ihm — den ich wie einen Vater verehre — verdanke ich Alles, was ich weiß und besitze. Es ist wenig, aber es reicht hin, die Aufgabe meines Lebens zu erfüllen, und den in die Hand meiner sterbenden Mutter geleisteten Eid zur Wahrheit werden zu lassen. Ich werde jene frühe Morgenstunde nie vergessen, ich war neunzehn Jahre alt. Die Mutter hatte mir früher schon oft von ihren Leiden erzählt, und mit herzzerreißender Wahrheit ihre gräßlichen Qualen in Ungarn, ihre Leiden nach der Rückkehr geschildert. Sie grub dadurch den Stachel in meine junge Brust und an jenem Morgen, in ihrer Sterbestunde weihte sie ihn. Ich habe geschworen, ich werde meinen Schwur halten. Vor einigen Monaten starb auch mein alter Pflegevater, jetzt machte ich mich auf und reiste hieher. Ich forschte nach Keil, er war nirgends zu finden. Ich wußte seinen Namen, sonst nichts. Er hatte sich von allen Geschäften zurückge-

zogen und Niemand wußte, wo er sich aufhalte, er ahnte nicht, daß der Sohn Marien's hier sei, um ihn zur Rechenschaft zu fordern, um zu rächen, was er an meiner armen Mutter verschuldet.

Schändlich, abscheulich, rief jetzt der Blondin, und dieser Keil ist mein Nachbar?

Derselbe!

Der Schuft, der Lump, jetzt glaube ich auch, daß er es ist, der meinen Sultan immer herausläßt, damit er mir nachrenne und Unheil stifte, er ist's, das ist gewiß, nur das „Wie" ist mir ein Räthsel. Verdammter Sultan, ah so, verdammter Keil wollte ich sagen, der Kerl ist ja tausend Mal schlechter wie ein Hund, da verdient ja mein Sultan in Gold gefaßt zu werden, aber was wirst Du jetzt thun, Bruder Korneli?

Wozu räthst Du mir?

Mein Rath ist, mache kurzen Prozeß. Geh' hin, faß' ihn an der Gurgel und schrei ihm zu: Niederträchtiger Kerl, ich bin Marien's Sohn, derselben Marie, die Du in's Unglück gejagt und um 20,000 Gulden betrogen hast, erstatte mir das Geld zurück, oder ich erwürge Dich.

Aber lieber Wendelin, an das Geld denke ich ja gar nicht. —

Das Geld ist aber die Hauptsache, wenn Du Dich nicht an das Geld hältst, womit willst Du ihn des Betruges zeihen?

Du hast recht, aber die Geschichte ist verjährt.

Eben deßhalb. Was kannst Du Besseres thun, als Dich an seine Person halten.

Kornelius war mit diesem Rathe nicht einverstanden.

Dein Weg, antwortete er, ist der kürzeste, das ist wahr, aber nicht der beste. Meinst Du, daß meine Drohung fruchten wird? Ich sage nein!

Zum Teufel, wer spricht denn von einer Drohung? Du mußt den Schuft wirklich erdrosseln.

Geh, das ist Dein Ernst nicht! Ich sollte einen Mord begehen? —

Mord? Richtig! Kusch — ah so! Auf diese Art geht es nicht.

Wendelin sann eine Weile nach, dann begann er wieder: Bruder Korneli!

Nun, was willst Du sagen?

Ich habe einen prächtigen Einfall.

Laß hören.

Ein Weg, der zum Ziele führt, ohne daß man Dir etwas anhaben kann.

Nun, so rede!

Du kennst meinen Sultan?

Lohberg sah den Blondin mit großen Augen an.

Wozu soll diese Frage?

Antworte mir nur, kennst Du meinen Sultan?

Ja!

Er ist ein prächtiger Hund.

Pause.

Er hat schon viele Ochsen gehetzt.

Abermalige Pause.

Er kann auch den Keil hetzen! —

Du bist ein Narr!

Kein Narr! Das ist das Klügste, was Du thun kannst, Sultan muß den schlechten Kerl anfallen und ihm den Bauch aufschlitzen.

Du treibst den Scherz zu weit.

Das ist mein voller Ernst. Verdient der Dieb einen solchen Tod nicht?

Davon ist keine Rede, nicht Jeder stirbt so, wie er es verdient, sonst müßte der ehemalige Kurator von unten hinauf gerädert werden.

Oh Gott, das wär' eine Wonne! Einmal rädern und dreimal zwicken, — kusch, Sultan — das wünsch' ich ihm,

sonst nichts. Mit meinen Rathschlägen ist's also nichts. Jetzt sage Du mir, was gedenkst Du zu thun?

Ich habe noch keinen Entschluß gefaßt, ich schwanke zwischen zwei Wegen —

Du hast also zwei Wege? —

Der Eine führt in Keil's Stube. —

Und der Andere?

Zum Kaiser.

Weißt Du was, Bruder Korneli, jetzt werde ich Dir wieder einen Rath geben.

Pause.

Betrete diese beiden Wege zu gleicher Zeit, oder wenigstens an einem Tage.

Du meinst?

Du gehst früher zum Kurator und dann zum Kaiser.

Wie ich merke, bist Du auf den Kurator nicht gut zu sprechen.

Den Henker auch, der Schuft ist es ganz gewiß, der meinen Sultan — kusch, ah so — kurz und gut, er muß gerädert werden.

Wir wollen sehen, was sich thun läßt.

Die beiden Freunde waren auf ihrem Spaziergange oberhalb des Stubenthores angelangt.

Wendelin warf nach einer ihm sehr bekannten Gegend sehnsuchtsvolle Blicke.

Dort, vor den Weißgärbern, lag die vielgeliebte Hetze, wo er so manchen Nachmittag verhetzt, und so manchen Preis gewonnen hatte; etwas rechts von dem hölzernen Amphitheater befand sich ein eingeplankter Platz, der Ochsenstand, wo sein Sultan bei den Ochsentheilungen eine hervorragende Rolle spielte, ach, welch' wehmüthige Erinnerungen für den Stutzer, der da Alles der Kammerjungfer zu Liebe aufgegeben hatte und — nun gab es für ihn keine Hetz', keine Theilung und keine Kammerjungfer mehr.

Wendelin, was hast Du denn, Du bist ja auf einmal ganz traurig geworden.

So, Lohberg. Worauf der Blondin seufzte: Korneli, Alles ist vergänglich auf der Erde, sogar die Kammerjungfern. Du hast doch eine Ursache, warum Du lebst, Du willst den Kurator züchtigen! ich aber, ich weiß nicht, warum ich lebe? Komm, Sultan — ah so — komm Korneli, gehen wir zur „Schlange“ in die Kärntnerstraße, da wollen wir uns erquicken. Deine Mittheilungen und meine Betrachtungen haben mich zu sehr angegriffen.

Und sie gingen.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine Hiobspost.

Fräulein Aurelie hatte wohl erklärt, daß zwei Scheidewände sich zwischen ihr und Lohberg thürmten, „seine Geburt und die Gräfin,“ die Gefühle fügen sich aber nicht immer dem, was die Zunge spricht, und beiden Scheidewänden zum Trotze hing ihr Herz doch immer an ihm — sie dachte an ihn — sie trauerte um ihn.

Seit jener Erklärung hatte sie Kornelius nicht gesehen, und die schnippische Betti war boshaft genug, sie täglich ein paar Mal an ihn zu erinnern. Das Fräulein that bei solchen Gelegenheiten wohl, als dächte es nicht an den jungen Herrn, allein man merkte es nur zu deutlich,

daß es nichts weniger als böse wurde, wenn man von ihm sprach.

Ich weiß nicht, äußerte Aurelie bei einer solchen Gelegenheit, was Sie mit diesem ewigen Wiederkehren zu Lohberg bezwecken will? Sie scheint viel Antheil an ihm zu nehmen.

Weil er ein hübscher, junger Herr ist.

Der mit Gräfinnen umgeht.

Das ist wahr, aber er that es gewiß nur aus Verzweiflung.

Aus welchem Grunde?

Weil man ihn anderwärts zurückweist.

Aus Verzweiflung sich verlieben, ist neu.

Wer weiß, ob er verliebt war.

Sie will ihn noch vertheidigen?

Warum nicht?

Nützt nichts. Wir sind geschiedene Leute.

Ei, was, Ehen werden im Himmel und nicht im Gardepalais geschlossen.

Sie spricht manchmal sehr albern.

Wenn Herr Lohberg zu Ihrem Gatten bestimmt ist, so wird er es, Sie mögen dagegen thun, was Ihnen beliebt.

Das Fräulein erröthete, kehrte der Dienerin den Rücken und ging in ein anderes Gemach.

Jungfer Betti war Fatalistin, sie glaubte fest an Bestimmung, besonders in Männer-Angelegenheiten. Der Glaube, daß auch ihr ein hübscher, junger Mann beschieden sein könnte, war zu süß, als daß sie dem Fatalismus nicht hätte huldigen sollen.

Was Aurelie anbelangt, so hatte sie sich wohl aus dem Gemache, aber nicht von ihren früheren Betrachtungen entfernt, diese blieben die nämlichen — ihr Trübsinn, ihre Treue, ihr Kummer, nichts änderte sich.

Herr von Szekely war von seinen eigenen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich viel

um seine Nichte hätte kümmern können. Die Erzeugung des philosophischen Goldsalzes nahm einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch; er laborirte mit Aufmerksamkeit und Fleiß und hoffte mit seinem Arkanum eine große Summe zu verdienen.

Mitten in dieser hoffnungsvollen Geschäftigkeit, bevor er noch dazu kam, sein Geheimniß in irgend welcher Weise zu verwerthen, wurde er wie durch einen Donnerschlag aus heiterem Himmel aus seiner Sicherheit aufgeschreckt.

Ein kleiner Herr, mit einem stacheligen Schnurbart, lebhaften Augen und sehr beweglichen Gliedmaßen erschien bei ihm zu Besuche. Der Herr war magyarisch gekleidet, und hätte auch ohne dem seine Nationalität nicht verleugnet.

Er wurde von dem Oberstlieutenant sehr freundlich empfangen.

Servus amice, rief der Kleine mit einer breiten schnarrenden Stimme, und strich seinen Schnurbart, quomodo vales? Bene! Freut mich, daß Du bist gesund, freut mich wirklich sehr.

Du bist es hoffentlich auch?

Oh, frisch und gesund, wie ein Fogosch im Plattensee. — Wo ist Fräulein Aurelie? Was macht Fräulein Aurelie?

Sie befindet sich ebenfalls wohl.

Das ist sehr schön, wirklich sehr.

Wie lebst Du immer, Freund Farkasch?

Bene, valde bene, Amice!

Ich kann mir's denken, einem Esterhazy'schen Sekretär und Inspektor kann es nicht schlecht gehen.

Gratias, carissime frater, Du machst meinem Fürsten ein Kompliment, und ich bedank' mich statt seiner. Der Fürst ist ein homo excellentissimus, dilingentissimus, der erste Magnat und erster Ungar. War ich gestern bei ihm — und deßwegen komm' ich zu Dir.

Szekely wurde aufmerksam.

Hast Du von Seiner Durchlaucht einen Auftrag an mich erhalten?

Non amice, Durchlaucht hat mir keinen Auftrag gegeben, aber audivi novitatem magnam.

Eine Neuigkeit? Die für mich Interesse hat?

Und welches! Solum pro te.

Nur für mich?

Szekely, Du bist mein Freund, ich bin Dein Freund, wir sind alte, gute Freunde. Was ich Dir anvertraue, thu' ich keinem Anderen. Amicitia et amor, Du kennst die Sententia, ich hab' sie schon vergessen. Hör' mir also zu. Ich war gestern beim Fürsten, er hat mir diktirt und ich hab' geschrieben, dabei bin ich gesessen an seinem Sekretär, und hab' vor mir liegen sehen einen offenen Brief. Beim Schreiben warf ich meine Augen auf den Brief, und les' — amice — Du mußt nicht bös sein, aber in den Brief hat gestanden, daß in der Gardekasse ein Defizit von, ich weiß nicht, wie viel tausend Gulden, und wenn der Fürst es nicht glaubt, soll er hergeh'n zu Dir, und soll sich überzeugen.

Der greise Soldat wurde bei dieser Nachricht todtenbleich. Er hätte umsinken mögen, und mußte alle Kraft anwenden, um sich vor dem Sekretär nicht zu verrathen.

Welch' — abscheuliche — Verleumdung! stotterte er.

Das hab' ich mir auch gedacht, aber besser ist besser — man soll Dich nicht überraschen, wir sind ja Landsleute und Landsleut' müssen zusammenhalten. Du mußt auf eine Visitation gefaßt sein, der Fürst wird gewiß die Gelder revidiren lassen. Jetzt muß ich fort. Vale et fave, leb' wohl Bruder, grüß' mir Fräulein Aurelie, servus, na, gib mir doch Deine Hand, so amice, komm' bald zu mir, besuche mich — servus humillimus.

Der gutmüthige Landsmann und gefällige Freund war fort.

Der Greis befand sich allein.

Er sank auf einen Sitz, und bedeckte das gefurchte Antlitz mit beiden Händen.

Noch klang die Hiobspost in seinen Ohren.

Man wird die Kasse untersuchen!

Das war der Schreckensgedanke, der jeden Nerv beben, jeden Blutstropfen erstarren machte.

In der ersten Stunde saß er, wir möchten sagen, regungslos da. Der Schrecken ließ ihn Alles vergessen — er sah nur die fürchterliche Gefahr, ohne an die Möglichkeit einer Rettung zu denken; erst später faßte er sich in etwas, und die Frage: „Was ist da zu thun?“ tauchte zum ersten Male in ihm auf.

Aber auf diese Frage gab es keine Antwort für ihn — jede Antwort war eine vergebliche, woher hätte er in so kurzer Frist die fehlende Summe nehmen sollen, um das Defizit zu decken?

Die Summe vermag ich nicht zu ersetzen! Dieser Gedanke stand fest in ihm; er mußte also ein anderes Mittel auffinden, um wenn auch nicht der ganzen Gefahr, so doch den schrecklichen Folgen derselben vorzubeugen.

Der unglückliche Greis hatte wieder einen schrecklichen Kampf zu bestehen.

Einen Moment lang tauchten Gedanken des Selbstmordes in ihm auf, sein besseres Gefühl sträubte sich mit ganzer Macht gegen dieses unsühnbare neue Verbrechen.

Komme, was da wolle, rief er, ich will Alles über mich ergehen lassen, aber das thu' ich nicht!

Etwas, fuhr er später in seinen Gedanken weiter fort, muß aber doch geschehen, und zwar heute oder morgen schon; soll ich die erhaltene Warnung gar nicht benützen? Aber w i e? Was soll ich thun? Oh Gott, sende mir einen Gedanken, damit ich nicht das Unglück ganz unthätig über mich ergehen lasse.

Der greise Soldat war blaß und erschöpft, die furcht-

bare Nachricht und die darauf folgende Aufregung hatten fast seine ganze Kraft aufgezehrt.

Ein Gedanke beschäftigte ihn.

Die Lebhaftigkeit seiner Mienen bezeugten dieß.

Sein Blick wurde wärmer, seine Züge verloren einen Theil der Abgespanntheit.

Der Gedanke beschäftigte ihn anhaltend.

Endlich war er zu einem Resultate gekommen.

Ja, murmelte er, das will ich thun, dieser Rath kommt vom Himmel, ich will ihn befolgen. Die Summe ist nicht zu ersetzen, ich will daher der Gefahr zuvorkommen, ich will ihr entgegen gehen. Ich will mich Ihm anvertrauen. Er soll mein offenes, aufrichtiges Geständniß hören, Er ist streng, aber gerecht. Er wird dem Greise ein barmherziger Richter sein. Ein reuevolles Bekenntniß hat noch nie schlimme Frucht getragen. Es ist beschlossen, ich gehe zum — Kaiser!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Augarten.

Ein sehr angenehmer Aprilmorgen.

Im Augarten beginnt es bereits zu grünen, die Zweige entfalten emsig ihre jungen Blätter, die Rasenplätze schmücken sich mit saftigem Grün.

Die Fenster der kaiserlichen Sommerwohnung sind

bereits geöffnet, ein Beweis, daß der Monarch entweder schon den Frühlingsaufenthalt hier bezogen hat, oder im Laufe des Tages herauszukommen gedenkt, um sich von den Geschäften zu erholen, und um einige Stunden in der Mitte der Wiener zu verleben.

Wir sagen in der Mitte der Wiener, denn der Augarten war damals, was jetzt unser Hietzing ist.

Welch' muntere und lebenslustige Gesellschaften, zusammengesetzt aus allen Klassen und Ständen, hier Glanz und Prunk, dort bürgerliche Einfachheit, hier Eleganz, dort Schmucklosigkeit.

Ah, welch' eine Lebhaftigkeit herrscht in den Alleen!

Herren und Frauen — Knaben und Mädchen — Stutzer und Fräuleins — Männer und Weiber.

Auf dem Halbzirkel vor dem Sommerpalais spielt eine Musikkapelle.

Das verehrungswürdige Publikum wogt von diesem Brennpunkte nach allen Radien auf und nieder — man ist sorglos, heiter, ungenirt, kurz man ist ein echter Wiener; das heißt, Einer nach altem Schnitt.

Wie hat sich da Alles herausgeputzt? Wie ist das geschniegelt und gebiegelt, geschmückt und parfümirt, geschnürt und frisirt, bordirt und gallonirt!

Da, die mächtige Baumzeile, das ist die damalige Seufzer-Allee, oh, wie viele Paare und Pärchen! Haben Freund Amor und seine Frau Mama heute ihre ganze Sippschaft losgelassen, oder lockt der Frühling diese Vertraulichkeit hervor, so wie er beiläufig Kuhblümchen und Sauerampfer aus der Erde zaubert?

Hier ein Haufe Studenten, dort ehrbare Pfahlbürger mit ihren von Perlen und Korallen umschnürten umfangreichen Frauen, dort ein Paar lustige Kommis, dazwischen die damals wenig ehrwürdigen Abbé's, Broschürenschreiber, Fräuleins mit ihren Vätern oder Onkels — das Geschlecht der Onkels und Tanten war auch damals schon recht zahl-

reich — hie und da lebenslustige Kavaliere, die hinter Modedamen her sind, dann wieder eine nicht mehr sehr jugendliche Dame von Stand, die es nicht verschmäht, nach manchem schmucken Herrn zu schielen, der eigentlich gar nicht vom Stande ist — so regt und bewegt sich's in den Alleen, froh, heiter, ungezwungen, ohne Rücksicht auf Stand und Würde.

Aber nicht nur das Ohr, das Auge und das Herz fanden hier Nahrung, auch für den Gaumen und Magen ist gesorgt. Der unsterbliche Kaiser kannte seine Wiener, — die alten nämlich, die jetzigen würde er freilich auch nicht mehr kennen — und er sorgte für die Hungerigen und Durstigen. Zwei prächtige Säle und mehrere kleine Gemächer wurden angebaut, ein Traiteur öffnete seine gastliche Küche und Keller, und somit war für Alles gesorgt.

Mitten unter diesen Hunderten und manchmal auch Tausenden, die ihn in seinem Garten umgeben, wandelt der Kaiser.

Schlicht, ohne Gefolge, manchmal allein, manchmal von einem einzelnen Kavalier begleitet, so sieht man ihn herum spazieren, ehrfurchtsvoll gegrüßt und von den strahlenden Blicken der Anwesenden gefolgt.

Heute ist er allein, rasch — wie Alles was er that und unternahm, wandelt er dahin, man sieht ihm's an, Bewegung ist ihm ein Bedürfniß.

Er gelangt in eine etwas einsame Allee — hier begegnet er einem jungen Manne.

Es ist der junge Graf Nowaczky.

Der Monarch bleibt plötzlich stehen, und läßt seinen ernsten Blick auf dem jungen Kavalier ruhen.

In dem klaren Auge des Fürsten spiegelt es sich wie Theilnahme.

Sie leben jetzt in Wien, Graf? fragte ihn der Kaiser.

Ja, Euere Majestät.

Womit beschäftigen Sie sich hier?

Ich studire.

Sie sollten studiren!

Kurze Pause.

Treten Sie näher zu mir, ich habe eine ernstliche Frage an Sie zu richten.

Der junge Kavalier machte scheu einige Schritte vorwärts.

Nowaczky, fuhr der Monarch mit gütigem Tone fort, haben Sie mir nichts zu sagen, nichts anzuvertrauen?

Der junge Mann wurde betroffen.

Euere Majestät, stammelte er, wie, sollte ich es wagen dürfen —

Der Kaiser unterbrach ihn.

Sprechen Sie immerhin, sagte er ernst, ich stehe in diesem Augenblicke nicht als Kaiser, sondern als Ihr Vater vor Ihnen — ich spreche nicht als Fürst zu Ihnen, sondern als Mann, der Ihrer Familie wohl will. Ich frage Sie also, haben Sie mir gar nichts zu sagen, nichts anzuvertrauen?

Nowaczky's Antlitz entfärbte sich jetzt ganz.

Euere Majestät, stotterte er, ich weiß nichts.

Wirklich nichts? Bedenken Sie wohl, was Sie sagen!

Ich weiß nichts.

So gehen Sie. Ich fürchte sehr, Sie werden Ihrem braven alten Vater Kränkung und Schande verursachen.

Der Monarch kehrte ihm den Rücken und begab sich rasch zurück in das Palais.

Er war da kaum angelangt, so meldete man, daß Madame Cetto mit ihren Kindern vor der Thüre harre, und um Gehör flehe.

Die Miene des Kaisers verfinsterte sich.

Es thut mir leid, ich kann sie nicht empfangen.

Der dienstthuende Kavalier brachte der Supplikantin den kaiserlichen Bescheid, und kehrte mit der erneuerten Bitte der Dame zurück, mit dem ausdrücklichen Zusatze der

unglücklichen Frau, daß sie von ihrem Manne nichts sprechen würde.

Gut denn, lassen Sie sie eintreten.

Madame Cetto, von fünf Kindern umgeben, erschien vor dem Monarchen, und sank ihm zu Füßen — die Kinder thaten dasselbe.

Alles weinte und schluchzte.

Der Kaiser vermochte seinen Thränen nicht zu gebieten, die Rührung hatte ihn übermannt.

Aber sprechen Sie doch, fing der Fürst endlich an, was verlangen Sie von mir, reden Sie. —

Euere Majestät, wir flehen Ihre Hülfe an. Wie wir hier Euerer Majestät zu Füßen liegen, sind wir bettelarm; wir müssen vor Elend sterben, wenn uns Euere Majestät nicht helfen.

Wovon lebten Sie aber bisher?

Von Almosen guter Menschen.

Gehen Sie, ich werde auf Sie Bedacht nehmen.

Die unglückliche Familie entfernte sich.

Der Kaiser wendete sich an den Kämmerer und sagte: Senden Sie der Armen gleich ein Geschenk von hundert Dukaten. Schreiben Sie ihr in meinem Auftrage, daß ich die Macht des Gesetzes nicht stören, und den Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen kann; ihr Gatte hat den Staat bestohlen, ich kann ihr daher keine Pension aus der Staatskasse anweisen; da sie jedoch an den Vergehungen ihres Gatten unschuldig ist, so sichere ich ihr, so lange sie lebt, um sie vor Noth zu schützen, aus meiner Privatchatouille eine jährliche Pension von fünfhundert Gulden zu, für die Versorgung der Kinder soll auch etwas geschehen. Beeilen Sie sich, damit der Unglücklichen die zugesagte Hülfe und der Trost sogleich überbracht werde.

Der Monarch war allein.

Ach, seufzte er, welch' ein trauriger Vormittag! Um mich zu erheitern, kam ich heraus, und hier finde ich Verdruß

und Kränkung. Da eine Familie, die schon unglücklich ist, dort eine, die es werden wird, und noch ist des Jammers kein Ende — hier — vier Bogen — leicht und unansehnlich, und doch wie schwer fallen sie in die Wage; sie enthalten die traurigen Sünden von zwölf Staatsdienern — wann wird diesem Leichtsinne oder der Schlechtigkeit einmal ein Ziel gesetzt sein? Sie haben schon so oft meine Strenge erfahren, wenn es gilt, das beleidigte Wohl des Staates zu schützen, und immer tauchen neue Verbrecher auf, die mich zwingen, meinen eigenen Dienern ein strenger Herr zu sein.

Oberstlieutenant Szekely bittet Euere Majestät um allergnädigstes Gehör! meldete der Kämmerer.

Die Miene des Monarchen wurde eine freundliche.

Nur herein, rief er, Gott sei Dank, auch Freuden sind mir beschieden, und ich freue mich immer, wenn ich einen alten, treuen Diener meines Hauses vor mir sehe.

Oberstlieutenant Szekely trat ein.

Der greise Soldat sah aus wie eine Leiche.

Bleich und starr stand er vor dem Monarchen, der ihn zuerst anredete: Ah, wie sehen Sie aus? Was fehlt Ihnen, Oberstlieutenant?

Euere Majestät sehen einen unglücklichen Menschen vor sich.

Mein Gott, was ist Ihnen widerfahren? Haben Sie irgend einen Verlust erlitten?

Noch nicht, Euere Majestät, stotterte der Zitternde, aber er steht mir bevor.

Sprechen Sie.

Euere Majestät, ich will in wenigen Worten meine entsetzliche Lage enthüllen. — Der verstorbene Garde-Rechnungsführer, dem ich die Schlüssel der Gardekasse auf immer anvertraute, hat mein Vertrauen mißbraucht, und in dem Kassestand ein Defizit von 80,000 Gulden hinterlassen.

Heiliger Gott! rief der Kaiser erschrocken, doch fahren Sie fort.

Ich wagte es nicht, den Abgang anzuzeigen, sondern trachtete nach Mittel ihn zu ersetzen. Das Geheimniß eines erprobten chemischen Mittels, des philosophischen Goldsalzes, wurde zum Verkaufe ausgeboten, ich brachte es an mich um 15,000 Gulden, welche ich —

Nun, weiter, um Gotteswillen, reden Sie! —

Euere Majestät, flehte der Greis, der Drang nach Rettung ließ mich mein Pflichtgefühl vergessen, ich war verblendet, ich nahm die Summe aus der Kasse.

Der Kaiser zuckte zusammen.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als wolle er einen bösen Traum verscheuchen.

Eine lange Pause entstand.

Während derselben hatte sich die Stirne des Monarchen in Falten gelegt, die Oberlippe bebte, ein sicheres Zeichen seiner zornigen Aufregung.

Endlich begann er: Es ist noch keine halbe Stunde verflossen, daß ich einen jungen Menschen, von dem es mir bekannt ist, daß er ein Verbrechen an dem Staate beging, zu einem offenen, reumüthigen Geständnisse veranlassen wollte, der Verstockte sträubte sich dagegen, und wird die Folgen schwer zu tragen haben. Bei diesem jungen Manne, den jugendlicher Leichtsinn und Verführung durch Frauen zum Verbrechen verleitet haben, wäre ein offenes Selbstgeständniß ein gewichtiger Milderungsgrund gewesen, Ihnen nützt es nichts. Wenn die Thorheiten der Zeit so weit um sich greifen, daß sie sogar siebzigjährige Greise aus einem tadellosen Wandel zum Verbrechen hinreißen, dann ist es Pflicht des Regenten, mit aller Energie dagegen einzuschreiten, und Strenge im vollsten Maße walten zu lassen.

Euere Majestät, ich wage um Gnade und um Schonung zu flehen. Meine Familie, wenn sie von meinem Unglücke hört, wird gewiß alle Anstrengungen machen, um einen Theil des Abganges zu ersetzen; was den anderen anbelangt,

so wage ich an Euere Majestät die unterthänigste Bitte, dafür von mir das Geheimniß des Goldsalzes entgegen zu nehmen, und es auf Rechnung des Staates zu erzeugen.

Der Monarch schüttelte verneinend den Kopf.

Ich habe genug, erwiederte er: Reden Sie mit Mir, als mit Ihrem Freunde, oder als mit Ihrem Kaiser? Der Freund eines untreuen Haushalters kann Ich nicht sein, und als Kaiser gebe Ich Ihnen den Rath, Ihre Deklaration vor dem Tribunale zu machen! Gehen Sie.

Der Greis schwankte aus dem Gemache.

Der Monarch sank, als er allein war, erschüttert auf einen Stuhl, und bedeckte seine Augen mit flachen Händen.

Außen war ein sehr angenehmer Aprilvormittag.

Das Publikum im Garten amüsirte sich.

* * *

Schon am anderen Tage verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, Oberstlieutenant Szekely, dem die ökonomische Leitung der ungarischen Garde anvertraut war, sei wegen eines großartigen Kassedefekts eingezogen worden. Eben so vernahm man, daß der junge Graf Nowaczky verhaftet worden sei, weil er falsche Banknoten gemacht hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nach der Oper.

Es war am 28. April 1786.

Die Vorstellung im Theater nächst dem Kärntnerthore war zu Ende.

Man hatte zum ersten Male aufgeführt: „Le Nozze di Figaro“. — Text von Da Ponte. Musik von W. A. Mozart.

Das Bierhaus zur „Schlange“ in der Kärntnerstraße füllt sich mit Menschen.

Das Lokale ist, für die damalige Zeit, elegant eingerichtet.

Tapeten, Spiegel, gepolsterte Sitze, die Beleuchtung besteht sogar aus Wachskerzen. Man sieht, daß dieser Ort gewohnt ist, von honorablen Gästen besucht zu werden.

Die geschornen Kellner — heut zu Tage werden in der Regel die Gäste geschoren — fliegen umher, der Gastgeber kommandirt, empfängt die Kommenden, weist ihnen Plätze an und nimmt von den Abgehenden die Zahlung.

G'schwind Maxl, dorthin zu Herrn von Alxinger, er will was zu essen. —

Guten Abend, Herr von Ratschky, ich bitt', nehmen's Platz, dort sitzen schon die anderen Herren. —

Bin schon da — was schaffen's? Ah, Poldl, eine Halbe Horner für Herrn von Haschka!

Tummelt's Euch, Kinder, Ihr seht ja, daß die Komödie aus ist, und daß heut' der Pummel umgeht; gleich, gleich, Herr von Blumauer; Maxl, eine Halbe Luft für Herrn von Blumauer.

Der Wirth kehrte und wendete sich nach allen Seiten, daß ihm der Zopf wackelte, die Gäste begannen sich immer lauter zu unterhalten, die Kellner thun ihre Schuldigkeit.

Während die genannten Gäste im äußeren Zimmer sich an einem Tische sammelten, saß in der Zechstube nebenan eine zweite Gesellschaft, die sich lärmvoll aber in wälscher Sprache unterhielt. Unter dieser befand sich, gleichsam den Ton angebend, ein Mann, vielleicht sechsunddreißig Jahre alt, klein von Statur, aber wohlbeleibt. Sein Gesicht voll und rund, das Auge dunkel, der Teint olivenfarbig. Eine große Perücke deckt den Kopf, und paßt ganz zu dem dünkelvollen, stolzen Benehmen des Mannes.

Die Unterhaltung wurde bald in wälscher, bald in deutscher Sprache geführt, denn die Gesellschaft bestand aus italienischen Künstlern und Kunstenthusiasten und der Mann, welchen wir eben geschildert haben, war Maestro Antonio Salieri.

Man unterhielt sich wie natürlich vom „Figaro," und der Triumph, über die heutige, etwas laue Aufnahme leuchtete aus den Augen der Wälschen.

Ik wundere mir gar nit, daß hat nit gefallen, die Opera, sagte eben Salieri, der selbst bis in sein hohes Alter nicht deutsch sprechen lernte, obwohl er bis zu seinem Tode (7. Mai 1825) in Wien lebte, wie gesagt, ik wundere mir nit, der Amadeo kann nit sreiben eine Opera, weil er nit versteht zu sreiben für die Gesank, für die Gurgel, mein ick, — nit Alles, was man kann spielen auf der Violine, kann man auch singen mit der Gurgel.

Wahr gesprochen, Maestro, darin liegt's, und das

verstehen nur unsere Landsleute. Singen können nur Italiener, und daher können auch nur Italiener für Gesang schreiben.

Es is nit leicht, versetzte Salieri, indem er den Kopf maestoso emporhob und selbstgefällig lächelte, schöne Melodie zu erfinden, und su sreiben, daß sie kann werden con bravura gesungen. Ein Aufen voll Noten macken nit aus der Kunst, und immerfort blasen lassen der Clarinetto, der Corno und Posaune, das is auch keine Kunst. Ein Aufen Instrumente macken wohl Lärm, aber keine Gesang.

In diesem Tone ging es unter den Wälschen fort, und die Gäste außen fanden es für gut, den Kriterien eine Weile zuzuhören, ohne ihre Bemerkungen darüber zu machen.

Jetzt kehrte sich der zierliche Alxinger zu seinen Tischgenossen, und sagte: Man sollte doch den guten Herren da drinnen ein Bischen auf die Finger klopfen, Sie nehmen sich sonst zu viel aus der Schüssel des Verdienstes heraus. —

Was liegt daran, versetzte der geschmeidige Haschka, wenn sie zu viel herausnehmen, werden sie es wieder zurücklegen müssen; mit dem Ruhme und dem Verdienste ist es so wie mit jeder anderen Last, wer seiner Schulter mehr aufbürdet als er zu tragen vermag, der muß entweder einen Theil davon abwerfen, oder er wird zerquetscht.

Die Wälschen thun, als ob die Oper gar nicht gefallen hätte, bemerkte Ratschky.

Das ist lächerlich, kreischte Blumauer, der Erfolg war günstig, aber nicht in dem Maße, als es den Wälschen gegenüber wünschenswerth gewesen wäre. Ich hatte einen Erfolg gehofft, der den ganzen Salieri mit einem Schlage niedergedonnert hätte, damit er sich gar nie mehr hätte erheben können — übrigens geb' ich meine Hoffnung nicht auf — geschieht's nicht auf einmal, so geschieht es nach und nach, der Mozart macht den Wälschen doch ein Ende, ist's nicht heute, so wird's morgen sein; die Italiener haben eine feine Nase, sie riechen die Todesgefahr, die ihrer Gurgelei

von Seite des deutschen Meisters droht, daher ihre Wuth, ihre Verfolgung, ihre Kabalen.

In diesem Momente kam Mozart in die Bierstube gestürmt.

Kinder, raunte Alxinger seinen Genossen zu, haltet an Euch, er weiß nicht, daß die Wälschen nebenan sind, das gibt ein prächtiges Amusement.

Guten Abend, Mozart! schrie Ratschky so laut, daß man es in der Stube nebenan hören mußte.

In Alxinger's Idee eingehend, that er dieß absichtlich, um die Wälschen auf die Anwesenheit des deutschen Meisters aufmerksam zu machen, wodurch sie augenblicklich kleinlaut wurden, und, mehr nach Außen horchten, weniger sprachen.

Hiemit erreichten die Deutschen einen doppelten Zweck, erstens hörten die Wälschen, was Mozart sprach, und zweitens merkte dieser nicht, daß jene anwesend waren, in welchem Falle er das Lokale augenblicklich verlassen hätte.

Mozart ließ sich auf dem angebotenen Platze nieder.

Er war aufgeregt, die Perücke verschoben, das Antlitz glühend, die Brust pochend.

Warum so spät? fragte Alxinger.

Ich hab' nur meine Frau nach Hause begleitet.

Nun, wie waren Sie zufrieden?

Womit?

Mit dem Erfolge Ihrer Oper.

War das auch ein Erfolg?

Ein Erfolg war es immerhin.

Ich glaub's gerne, aber was für einer? Oh, nur noch einmal möcht' ich geboren werden, und ich werde ein Lakai, ein Krebsenzähler, ein Sesselträger, aber kein Kompositeur. Ah, diese Komödienbagage, dieses wälsche Castratengesindel, hat mich der Teufel wieder geritten, eine Oper zu schreiben, geschieht mir schon recht, warum hab' ich's gethan. War't Ihr im Theater, habt Ihr's gehört? Wenn Ihr nur

menschliche Ohren habt, so müßt Ihr die jämmerliche Plärerei gehört haben. Meine arme Musik! Der Basilio hat gebrüllt, wie ein Stier, wenn er gehetzt wird, und die Cherubini hat gegagert, wie eine Gans. In der Arie: „Voi che sapete che cosa è amor!" hat sie die Augen verdreht, wie eine alte Grabenstreicherin, wenn sie im Finstern einen reichen Chapeau erwischt, und diese Susanna, hat sie nicht gesungen, als wenn sie Schindelnägel in den Gedärmen hätte? Aber ich habe gleich gewußt, wo der Bartl den Most holt, das Alles war abgemacht, rein abgemacht, im Voraus abgemacht, dahinter steckt der Salieri mit seinem ganzen Anhange, die haben sich hinter die Sänger gesteckt, haben kabalisirt und intriguirt. Zwei Akte lang hab' ich die Marter ausgehalten, dann aber im Zwischenakte bin ich fort vom Klavier, denn in mir hat es gekocht, wie in einem Glühofen. Der Kaiser war in seiner Loge, der Graf Rosenberg daneben. Ich stürz' also hinauf, aber nicht zum Grafen, sondern zum Kaiser. Man meldet mich, der Monarch kommt aus der Loge in das angrenzende Gemach.

Bravo, Mozart! ruft mir der kaiserliche Herr zu, das ist Ihre beste Oper!

Um Gotteswillen, Euere Majestät, bat ich, helfen Sie mir.

Was fehlt Ihnen, was haben Sie?

Euere Majestät, die Wälschen richten meine Oper zu Grund, und zwar geflissentlich. Sie distoniren, bleiben stecken und machen Pausen, daß man verzweifeln muß.

Sie glauben also, daß dieß Alles absichtlich geschieht.

Euere Majestät, ich bin davon vollkommen überzeugt, denn bei den Proben ging Alles gut, und heute ist es nicht zum Anhören.

Der Graf Rosenberg! befahl der Kaiser.

Gleich darauf trat der Obersthofmeister ein.

Lieber Rosenberg, wandte sich der Monarch zu ihm, was ist denn das mit den Sängern? Sie singen ja, wie

die Schulkinder — Mozart sagt mir da, bei der Probe wär' Alles gut gegangen und jetzt bei der Vorstellung stockt es, wie kommt das? Es scheint, als steckten da ganz andere Dinge dahinter. Lassen Sie den Sängern gleich hinabbefehlen, daß, wenn sie in den folgenden Akten nicht besser singen — ich mit ihnen so verfahren werde, wie der Landgraf von Hessen-Kassel mit seinen französischen Schauspielern. Die Hauptwache ist in der Nähe.

Bei diesem Theil der Mozart'schen Erzählung brach die ganze Gesellschaft in ein lautes Gelächter aus.

Wie der Landgraf, rief Alxinger, das ist köstlich?

Wie hat er es denn gemacht? fragte Haschka.

Seine französischen Schauspieler, erzählte Alxinger, trieben es zu bunt, es gab nichts, als Klagen, Streitigkeiten, Kabalen und Zänkereien; der Landgraf, dessen müde, drohte ihnen, die Akteurs lachten dazu und trieben ihr Wesen fort. Bei der nächsten Gelegenheit läßt der Landgraf zwei der Intriguanten auf die Hauptwache führen und jedem fünfundzwanzig Stockstreiche aufzählen!

Neue Heiterkeit.

Meiner Treu! rief Blumauer, fünfundzwanzig ist eine hübsche Portion; wenn ein ungarischer Korporal einem wälschen Tenor dergleichen aufzählte, ich glaube schier, er würde ihm das hohe A verschlagen.

Ah, das ist das dreimal gestrichene! rief Ratschky.

Doch weiter, Mozart, hat die kaiserliche Drohung gefruchtet?

O ja, fuhr der Meister fort, von da an ging's besser — wenigstens so gut, als es Jeder vermochte, das will zwar nicht viel sagen, aber für den Haufen ist's gut genug, denn er versteht es nicht besser.

Sie sind also mit dem Erfolge nicht zufrieden?

Der Teufel mag's sein, ich nicht!

Sie dürfen aber nicht vergessen, lieber Mozart, daß

Ihre Gattung Musik dem Publikum auch ganz neu ist, daß es sich erst daran gewöhnen muß.

Das eben ist es ja, die Massen hören und verstehen mich nicht. Bis die mich verstehen werden, leb' ich schon lang nicht mehr. Und was hab' ich davon? Mein Honorar ist der Ertrag der dritten Vorstellung, geht hinein, wenn die Oper zum dritten Male gegeben werden wird, die Wälschen werden es schon so einrichten, daß dies mitten im Sommer geschieht, und Ihr werdet das Haus leer finden, und da sollte ich zufrieden sein? Kabalen von der einen, Mißverständniß von der andern Seite. Nein — nie mehr — für die Wiener keine Oper mehr!

Das ist nicht Ihr Ernst.

Er ist es, ja er ist's. Für dieses Publikum gehört der Kasperl, die Kreuzerkomödie und der Salieri —

Aus dem Nebenzimmer drang ein Gepolter heraus —

Die Gesellschaft lachte.

Mozart, zu sehr in Extase, um darauf zu achten, fuhr fort: Ich hab' mir's heute am Klavier geschworen, für Wien schreibe ich keine Oper mehr. Guardasoni hat mir den Antrag gemacht, seine Gesellschaft besteht zwar auch aus Wälschen, aber sie und ihr Direktor verstehen was, er spielt abwechselnd in Prag, Leipzig und Warschau, und zahlt mir hundert Dukaten für die Partitur; meine Opern sollen von jetzt an in Prag zum ersten Male gegeben werden, die Böhmen sind es, die mich verstehen; laßt nur den „Figaro“ in Prag gegeben werden und wir wollen hören, was man dort zu dieser Oper sagen wird*). Dort wird man gegen mich keine Kabalen schmieden, dort gibt es keinen Salieri, dessen Favoritinnen, um meine Oper zu stürzen, wie die

*) Von dem Entschlusse Mozart's, für Wien keine Oper mehr zu schreiben, machte ihn vier Jahre später Schikaneder abwendig. „Don Juan,“ „Cosi fan tutte“, „Clemenza di Tito“ wurden für Prag geschrieben.

Katzen singen, wenn sie im März auf den Dächern herumspazieren.

In der Stube nebenan entstand nun ein noch heftigerer Lärm.

Man hörte den wälschen Meister schreien: Lasciate mi — laßt mick — muß ick sprecken mit der Mens, — soll er sreiben gut, werden Primadonna singen gut —

Was ist das? rief Mozart aufspringend, denn er erkannte die Stimme seines Nebenbuhlers.

Er wollte fortstürmen — Alxinger faßte ihn jedoch an der Hand und lispelte ihm zu: Bleiben Sie, der verdient nicht, ein deutscher Meister zu sein, der vor einem Wälschen weicht.

Mozart bezwang sich und blieb.

Ratschky erhob sich vom Sitze und rief: Unser Meister hat Recht — hoch lebe Mozart!

Es lebe Mozart! akkompagnirten die Anderen.

Die Wälschen im Nebenzimmer, um den Deutschen Schach zu bieten, riefen: „Eviva Maestro Salieri!"

Hoch, Mozart!

Eviva Salieri!

Beide Parteien brachen nach diesem Toast-Wettstreite in ein lautes Lachen aus.

Außen lachte Mozart mit, drinnen zürnte Salieri.

Der italienische Meister konnte die Anklage des Deutschen nicht vergessen, sie ärgerte ihn vielleicht um so mehr, je gerechter sie war.

Er griff nach seinem Hute — seine Freunde folgten dem Beispiele.

Die Unterhaltung draußen wurde immer lauter, drinnen wurde es immer stiller.

Was ist das? rief Blumauer, mir scheint gar, die Wälschen sind eingeschlafen.

Nicht eingeschlafen, versetzte der Wirth, sie haben sich durch die Hinterthüre in der Stille entfernt.

Bravo, jubelte Mozart, durch die Hinterthüre, diesen Weg sind sie gewohnt.

Und wir haben das Schlachtfeld behauptet, rief Haschka.

Es lebe der deutsche Meister!

Bravo!

Hoch, die deutsche Musik!

Bravissimo.

Und die ganze deutsche Kunst! jubelte Mozart.

Sie lebe hoch!

Hoch! —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Wendelin sich wieder aus der Klemme zieht.

Die Kammerjungfer außer Dienst, fühlte sich unglücklich.

Das Zerwürfniß zwischen der Gräfin Santa Croce und Cagliostro hatte sie bewogen, diesen Dienst zu verlassen — sie hoffte nun, ungestört ihrer Liebe leben zu können und mit Wendelin die herannahende schöne Jahreszeit in Gemeinschaft zu verleben, so recht idyllisch, wie die Chloes und Daphnes zu leben pflegen. — Da schleudert ein tückischer Zufall sie aus ihrem irdischen Himmel heraus, sie findet Wendelin Arm in Arm mit einer jungen Frau, aus der Kreuzerkomödie kommend.

Hätte sie ihn in der Oper, im Schauspiel, oder sonst an einem anständigen Orte getroffen, ihr Schmerz wäre lange nicht in diesem Maße erwacht — aber in der Kreuzerkomödie!

Was muß das für eine Person sein, dachte sie, die sich von einem Manne in die Kreuzerkomödie führen läßt? Welche Gemeinheit von ihm, welch' eine Erniedrigung für mich, welch' eine Sottise für meinen guten Geschmack, mich zu einem Manne hingezogen zu fühlen, der in die Kreuzerkomödie geht!

Es war nicht so sehr die Eifersucht, von der sie gequält wurde; den größten Theil ihrer Pein verursachte die üble Meinung, die sie jetzt von dem jungen Manne hegen mußte. Leichtfertigkeit hätte sie ihm eher verziehen, sie wußte ja, daß er ein Stutzer, ein munterer Junge war, aber Gemeinheit — dagegen sträubte sich ihr guter Geschmack. Wessen man sich zu schämen hat, den kann man nicht mehr lieben.

Justine fühlte sich also sehr unglücklich.

Auch die Neugierde war erwacht.

Wer war die junge Frau? Wo hatte Wendelin sie kennen gelernt? Wie weit war sein Verhältniß mit ihr gediehen? Liebte er sie? Liebte sie ihn? — Diese und noch hundert andere Fragen stellte sie an sich ohne eine Antwort zu finden.

Groll, Eifersucht, Neugierde und gekränkte Eitelkeit waren also thätig, ihr die Stunden zu verbittern und sie mürrisch, mißlaunig und zänkisch zu machen, mit einem Worte, Mamsell Racine fühlte sich sehr unglücklich.

So finden wir sie in ihrem Privatlogis oder eigentlich jetzt in ihrer beständigen Wohnung, da sie dienstlos und ihre eigene Herrin war.

Einmal schon war zwischen ihr und Wendelin eine Mißhelligkeit eingetreten, allein damals war's nur ein

Hund, der eine Abendunterhaltung störte, es war dieß ein kleiner Skandal, eine Unannehmlichkeit, sonst nichts; heute aber — heute steht eine junge Frau zwischen ihr und ihm — eine junge Frau, an welche sich der Gedanke an eine Untreue knüpft, die Kreuzerkomödie, mit der unzertrennlichen Erinnerung an eine Erniedrigung. Welch' ein großer Abstand zwischen heute und damals, zwischen einer bloßen Unruhe und einer peinlichen Empfindung, zwischen einem leichten Schleier und einer pechschwarzen Wolke.

Die Ex-Kammerjungfer spaziert in ihrem Garten auf und nieder, sie überläßt sich ihren traurigen Gefühlen, und genießt dabei den anbrechenden Frühling.

Sie denkt an weiß Gott was Alles, am meisten aber an ihn und sie — das heißt an Wendelin und ihre Nebenbuhlerin.

Auf einmal wird Justine durch ein Geräusch aus ihren Gedanken gerissen.

Sie blickt auf und sieht — was?

Die unglückliche Dame befand sich gerade in einer breiten Allee, welche, von der Wohnung aus, den Garten der Länge nach in zwei gleiche Theile durchschnitt — diese Allee herauf kam eine Gruppe. —

Justine traute ihren Augen nicht.

Wachte oder träumte sie.

Waren es wirkliche Menschen oder Gespenster.

Herr Wendelin Taub, ganz elegant herausgeputzt, stolzirte einher, an seiner Rechten hing die unbekannte Frau, ihre Nebenbuhlerin, an seiner Linken führte er an einem Strick Sultan.

Der Bullenbeißer, welcher in Mamsell Justine bereits eine Bekannte verehrte, wedelte schon in der Ferne mit dem Schwanze, machte vergebliche Anstrengungen, sich loszureißen, weßhalb der Blondin ein über das andere Mal rief: „Kusch, Sultan!“

Wendelin kam so gravitätisch und wohlgemuth daher, wie ein ehrsamer Pfahlbürger, der am Sonntage mit seiner Frau belastet, zum Heurigen geht.

Justine wußte im ersten Momente nicht, was sie denken sollte. Sie hatte Mühe, ruhig zu bleiben, um die Ankunft ihrer Gäste abzuwarten und deren Anrede zu hören.

In einer Entfernung von ungefähr acht Schritten blieb Wendelin stehen, machte sich auf eine sehr delikate Weise von seiner Begleiterin los, zog seinen Hut und verneigte sich.

Göttliche Racine, ich grüße Sie herzlich und bin zugleich so frei, Ihnen hiemit Madame Götz vorzustellen; sie ist eine geborne Preußin — kusch, Sultan — aus Potsdam bei Berlin gebürtig.

Hierauf, ohne von Justine eine Antwort abzuwarten, kehrte er sich zu Sabine, und sagte: Madame Götz, Sie sehen in dieser Dame Mamsell Justine Racine, die reizende Herrin dieses Hauses, meine künftige Gattin und meine Braut, wenn auch nicht ganz, so doch — kusch, Sultan, dummes Vieh, benimm Dich anständig, damit Du nicht wieder die Zuneigung verlierst, die Du jüngst auf Kosten Deines Herrn erworben. Kusch!

Justine zwang sich zu einer finsteren Miene, und sagte: Wie es scheint, beliebt es dem Herrn wieder eine Komödie zu spielen?

Einmal hab' ich es gethan und nicht wieder. Ich habe den Besuch aller Komödien abgeschworen. —

Auch den der Kreuzerkomödie?

Auch den, göttliche Racine. —

Ihr Gelübde kommt etwas spät. —

Besser spät, als nie.

Was wünschen Sie eigentlich hier?

Nichts, reizende Racine, gar nichts; ich bin bloß der Madame Götz zu Liebe hergekommen.

Blos ihr zu Liebe?

Das heißt, blos aus Nächstenliebe zu ihr, um den schrecklichen Verdacht abzuwälzen, mit dem Sie, holder Engel, mich und diese Dame belastet haben. Als Zeugen habe ich Sultan mitgebracht, das heißt, nicht als Zeugen, sondern aus dem Grunde, da ich bei unserem letzten Zusammentreffen gehört habe, daß Sie diesen Hund ein braves Thier nannten, welches treuer ist, als mancher Mensch, so dachte ich mir, ich könne Sie am besten von meiner Unschuld überzeugen, wenn Sie mit eigenen Augen sehen, daß ich dieses brave Thier nicht als einen Verräther, sondern wie immer als einen treuen Freund behandle; Sultan hat mich ja nicht verrathen, denn so wie ich jetzt vor Ihnen stehe mit Madame Götz, so wäre ich auch erschienen, wenn Sie mich auch mit Madame Götz bei der Kreuzerkomödie — kusch, Sultan — nicht bemerkt hätten. Mamsell Racine, es gehört wenig dazu, Jemanden durch einen schmählichen Verdacht zu Boden zu schmettern, aber ihn aufzurichten, das geht langsam, und manchmal ist es sogar nicht mehr möglich.

Sehr rührend, versetzte die Kammerjungfer mit einem Tone boshafter Ironie, dieß Alles ist wirklich sehr rührend, ich bin von der Wahrheit dessen, was Sie sagten, so überzeugt, daß ich gar nicht weiß, was ich darauf erwidern soll.

Sie schleuderte ihm einen vernichtenden Blick zu, und murmelte: „Ungetreuer — Frevler!“

Wendelin machte zwei Schritte zurück, kehrte sich zu Sabine, und sagte: Madame, jetzt ist die Reihe an Ihnen, ich beschwöre Sie bei Ihrer preußischen Ehre, sprechen Sie, denn ich — ich kann die Qual des Verkanntwerdens nicht mehr ertragen.

Er kehrte die Augen gegen den Himmel, und murmelte: Ihr, dort oben, Ihr werdet es wissen, wie rein mein Herz ist, und wie sehr ich jetzt leide.

Sabine war bisher mit einer sehr erbarmungswürdigen Miene da gestanden; sie glich einem armen Teufel, der eine volle Börse findet, und durch Verhältnisse bedroht, gezwungen wird, das Eigenthum an den früheren Besitzer zurück zu erstatten.

Wendelin hatte alle seine Ueberredungskunst und Energie angewendet, um die Laborantin zu der gegenwärtigen Szene zu vermögen. Er hatte ihr erklärt, daß Justine seine Braut, von der er nicht lassen wolle, und mit der ihn auszusöhnen auch sie das ihrige beitragen müsse, weil sie die Ursache dieses Zerwürfnisses sei. Als die Götzin einigen Widerstand versuchte, erklärte Wendelin in seiner Verzweiflung, sich an ihren Mann zu wenden, und das wirkte.

Sabine befand sich als gezwungene Friedensstifterin zwischen einer ihr unbekannten Dame, und einem jungen Manne, dem sie selbst sehr zugethan war; man kann sich also ihre Stimmung und das Forcirte ihrer Situation denken.

Als Wendelin sie zum Sprechen aufforderte, näherte sie sich der Dame des Hauses, und sagte: Fräulein, Sie stehen wirklich auf dem Punkte, Herrn Taub Unrecht zu thun; es ist nothwendig, daß Sie erfahren, wer ich bin, und wie Herr Taub veranlaßt wurde, meine und meines Mannes Bekanntschaft zu machen.

Ja, göttliche Racine, fiel der Blondin ein, ich wurde veranlaßt, weil ich nämlich ein Rosenkreuzer bin; der Henker hole die Rosenkreuzerei und die Arkana, die Geister und das Goldsalz, kusch, Sultan! Verteufeltes Vieh, willst Du mich auch noch ärgern?

Madame, wendete sich Justine zu der jungen Frau, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen; wenn Sie mir jedoch etwas mitzutheilen haben, dann bitte ich Sie, es unter vier Augen zu thun, damit Sie durch die Gegenwart dieses Herrn nicht genirt sind. Wenn es Ihnen gefällig ist,

begleiten Sie mich in die Seitenallee; Herr Wendelin und sein Hund werden indessen hier verweilen.

Sabine willigte in das Verlangen der Kammerjungfer.

Als die Damen sich entfernten, machte der Bullenbeißer einige Versuche, ihnen zu folgen; der Blondin riß ihn jedoch am Strick zu sich, und rief: Kusch, Sultan — Du mußt nicht überall dabei sein.

Dann murmelte er: Die Wurzel ist mehr aufgebracht, als ich gedacht habe. Sie wird jetzt die Preußin in's Examen nehmen; zum Glücke weiß diese, was sie zu sagen und was sie zu verschweigen hat; übrigens ist sie auch nicht so einfältig, wie sie aussieht; es hat mich Mühe genug gekostet, ihr begreiflich zu machen, daß sie von wegen ihrer eigenen Ehre — kusch, Sultan — verpflichtet ist, die Rolle der Vermittlerin zu übernehmen — wenn es ihr nur gelingt — die Zigeunerfarbige ist auch verdammt klug — wenn sich Sabine nur nicht verplaudert — ich schwebe in Todesangst — meiner Treu — jetzt merke ich erst, wie sehr mir die Racine an's Herz gewachsen ist; ich war sehr leichtfertig, daß ich mich der Gefahr aussetzte, sie zu verlieren, und wofür? Wegen einer Preußin! Oh, ich war ein großer Esel, die Rosenkreuzerei und die preußische Lieb' — kusch, Sultan! — werd' ich mir merken.

Er machte mit dem Bullenbeißer am Stricke einen Gang durch die Allee.

Jetzt gewahrte er die beiden Frauen in der Ferne.

Sie standen und sprachen sehr heftig mit einander.

Man erkannte die Heftigkeit an den Bewegungen ihrer Hände.

Justine faßte die Hand der Laborantin, drückte sie krampfhaft und sprach dabei.

Sabine legte ihre Rechte auf das Herz, als betheuere sie etwas.

Racine machte eine Pantomime, die so deutlich war,

daß Wendelin ordentlich die Worte zu hören glaubte: „Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich!“

Jetzt sprach die Preußin wieder.

Jetzt verloren sich Beide hinter den Bäumen.

Der Kampf ist heftig, murmelte er, es gilt mein Glück, die Götzin scheint ihre Schuldigkeit zu thun —

Nach einer Pause, auffahrend: Herrgott! — wenn die Preußin ein falsches Spiel spielte? Wenn sie, statt für mich zu sprechen, gegen mich spräche? Wenn sie mich verriethe, um Justine ganz von mir zu trennen? — Das wäre abscheulich, niederträchtig, aber unmöglich ist es nicht. Die Götzin liebt mich auch, folglich ist sie auch eifersüchtig, und ein eifersüchtiges Frauenzimmer ist Alles zu thun im Stande.

Dieser Gedanke rollte wie eine Kugel in dem Blondin herum, und machte ihm den Kopf wirbelig.

Genug! rief er, sie haben genug mit einander konferirt, allzuviel ist ungesund, jetzt will ich dazwischen treten, und auf den Gesichtern lesen, ob sie schönes Wetter oder Sturm anzeigen.

Er eilte hastig in die Allee, in welcher sich die Damen befanden.

Diese, Arm in Arm gehend, waren eben im Begriffe, sich zu ihm zurückzubegeben.

Die beiden Barometer, die zu studieren der Blondin beschlossen hatte, gaben ihm gar keine Auskunft.

Die Wangen der Damen waren geröthet, ein Beweis, daß sie sich ereifert hatten, sonst merkte er nichts, weder die Eine noch die Andere verrieth ein Ergebniß des Zwiegesprächs.

Da die Frauen stumm blieben, und Wendelin auch nicht wußte, womit er die peinliche Stille unterbrechen sollte, so rief er: Kusch, Sultan!

Herr Wendelin, begann jetzt Justine, ist Ihnen ohne uns die Zeit lang geworden?

Entsetzlich! lautete die Antwort.

Wir haben uns gut unterhalten, nicht wahr, theuere Freundin, recht gut.

Gewiß, meine liebe Justine, ich fühle mich ganz glücklich, Dich kennen gelernt zu haben.

Du schmeichelst!

Wendelin machte ein Gesicht, so lang, wie der Stefansthurm.

Was ist das? dachte er, als Todfeindinnen gingen sie von dannen, und als Busenfreundinnen kehren sie zurück? Am Ende wollen sie sich gar in mir theilen, und ich werde, wie der Graf von Gleichen, zwei Frauen auf einmal haben.

Nach einer Pause: Meine Damen, ich bemerke zu meiner größten Seligkeit, daß der Zwiespalt ausgeglichen und der abscheuliche Verdacht, der mich belastete, beseitiget ist.

Woraus entnehmen Sie dieses? fragte die Kammerjungfer spitz.

Aus dem neuen Freundschaftsbunde, welchen Sie und Madame Götz gestiftet haben.

Wissen Sie, warum dieser Freundschaftsbund entstand? fragte Sabine mit einem heiratsmäßigen Kniff.

Der Blondin riß die Augen auf.

Weil der Liebe nicht mehr zu trauen ist! riefen beide Frauen zugleich.

Jetzt riß Wendelin auch die Ohren auf.

Die Frauen lachten boshaft, der Stutzer wurde noch mehr verlegen, und schrie: Kusch, Sultan!

Herr Wendelin, begann jetzt die Laborantin, ich bin meiner Aufgabe treu und redlich nachgekommen.

Das Zeugniß geb' ich Dir, liebe Sabine.

Sie erlauben daher, daß ich mich entferne.

Madame Götz machte einen Knix — Racine hängte sich jedoch an ihren Arm, und sagte zu dem Stutzer: Da ich meine neue Freundin heute zum Abendmahle bei mir behalte, so sehe auch ich mich gezwungen, Sie zu verlassen.

Beide brachen in ein boshaftes Gelächter aus und eilten aus dem Garten.

Jetzt riß Wendelin Augen und Ohren zugleich auf.

Einige Minuten lang blieb er verdutzt stehen, dann schüttelte er sich wie eine Ente, wenn sie aus der Traufe kommt, und murmelte traurig: Komm, Sultan, früher Zwei — jetzt gar keine — geschieht mir recht, warum hab' ich mich mit der Preußin eingelassen — dergleichen bringt nie gute Früchte — die Preußin hat Verrätherei gesponnen, und ich komm um meine Kammerjungfer — kusch, Sultan! — ich bitte Dich, nur heute kusch — sonst meiner Treu — da hast Eins — noch Eins, und wieder Eins — er befand sich gerade unter Justinen's Fenster — und noch Eins, heul' zu, noch besser, damit sie es hört, wie Du der Dollmetsch meiner Stimmung bist.

Der Bullenbeißer stieß wirklich ein anhaltendes Geheul aus. —

Wendelin rief dazwischen: Ich Unglücklicher — kusch — heul' zu, Bestie!

Der Lärm mußte oben gehört werden — aber kein Schatten, viel weniger ein wirklicher Mensch ließ sich sehen.

Der Blondin verließ traurig und mit herabhängendem Haupte das Landhaus.

Der Bullenbeißer war froh, aus dem Hause fortzukommen, wo auch ihm, so oft er hieher kam, keine Rosen blühten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Rächer seiner Mutter.

Durch die Mittheilung, welche Lohberg seinem Freunde machte, waren die Erinnerungen an seine unglückliche Mutter lebhafter geworden, der Drang, sein Wort zu lösen, erwachte mit neuer Kraft.

Er hatte, wie er sagte, zwei Wege, deren einer in die Stube zum Kurator, der andere zum Kaiser führte. Welchen sollte er betreten?

Wendelin hatte ihm zwar gerathen, den Gegner von beiden Seiten zugleich zu fassen, allein er konnte sich dazu nicht entschließen; er beschloß, erst wenn der Angriff auf der einen Seite mißlingt, den Andern zu versuchen. Er wollte früher seinen Mann näher kennen lernen.

Diesem Entschlusse gemäß begab er sich zu dem ehemaligen Kurator.

Herr Urban Keil empfing den jungen Fremden in seiner Stube, deren ärmliches, schmutziges Aussehen, Jeden, nur vielleicht seinen Bewohner nicht, anwidern mußte.

Unordnung und Unreinlichkeit gingen hier mit dem Geize Hand in Hand — nur das Unentbehrlichste war vorhanden, und selbst dieses in einer Form und Umgebung, daß es mit Mühe nur den Dienst leistete, für den es eigentlich bestimmt war.

Kornelius schreckte vor dem Manne und seiner Wohnung fast zurück.

Der Kurator bemerkte den üblen Eindruck und sagte, indem er unter den buschigen Braunen hervor den jungen Mann mit seinem finsteren Blicke durchbohrte: Was wünschen Sie, mein Herr, wen habe ich die Ehre zu empfangen?

Sie sind Herr Urban Keil?

Ja, mein Herr.

Sie waren ehedem Kurator?

So ist es.

Betrachten Sie mich genau, haben Sie mich noch nie gesehen?

Ich erinnere mich nicht.

Finden Sie in meiner Physiognomie keine Aehnlichkeit mit Personen, mit denen Sie ehedem verkehrt haben?

Nein, mein Herr, ich habe ein schlechtes Personen-Gedächtniß.

Dann muß ich Ihnen ein wenig zu Hülfe kommen. Vielleicht ist Ihr Namens-Gedächtniß besser. Erinnern Sie sich des Namens Lohberg?

Keil besann sich und antwortete gleichgültig: Ja — ich entsinne mich — der Name ist mir nicht ganz unbekannt.

Wirklich? Nicht ganz unbekannt? Wo hörten Sie diesen Namen?

Wenn ich nicht irre, hatte ich vor Jahren eine Pupille, die Tochter eines Offiziers, die sich später verheiratete.

Der junge Mann hatte Mühe an sich zu halten. Er knirrschte mit den Zähnen und sagte: Das Mädchen hieß — Marie.

Richtig, Marie, so hat sie geheißen.

Ihr Vater hinterließ seiner Gattin ein Vermögen von 20,000 Gulden.

Sie sind gut unterrichtet.

Gedulden Sie sich, mein Herr, Sie werden erst erfahren, wie gut ich unterrichtet bin.

Der drohende Ton des jungen Mannes machte den ehemaligen Kurator stutzig.

Wollen Sie mir jetzt auch Ihren Familiennamen nennen? sagte er mürrisch.

Ich kann nicht, mein Herr.

Warum nicht?

Aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht den Namen meines Vaters führe.

Sie belieben zu scherzen.

Und doch ist es so.

Nicht möglich.

Und wissen Sie, warum ich ihn nicht führe? Weil ich ihn nicht beerben durfte, weil mein Vater nicht der Gatte meiner Mutter war.

Und warum dieß Alles?

Kornelius hatte nicht mehr die Kraft, sich zu zähmen. Er stürzte auf Keil los, faßte ihn an der Brust und rief: Und Du frägst noch, Schurke? Du wagst es noch, nach der Ursache meines Unglückes zu forschen, welches Du selbst heraufbeschworen hast? Elender Betrüger, wisse, ich bin Marien's Sohn, der Sohn Todor's, den Du ihr zum Bräutigam aufzwangst, und der nie ihr Gatte ward, ich bin Kornelius, das unglückliche Kind jenes Verhältnisses, das Du gestiftet hast, um die Hälfte meines großväterlichen Erbes zu stehlen — ich bin gekommen, um Dir die Qualen meiner unglücklichen Mutter zu vergelten, um mein Vermögen von Dir zurückzufordern, um Dich zur Rechenschaft zu ziehen, für die Schmach, mit der Du mein ganzes Leben vergiftetest, indem Du mir die Wohlthat eines väterlichen Namens entzogst — deßhalb, Schurke, bin ich hier, und deßhalb wollen wir Abrechnung halten.

Nach diesen Worten stieß er den Kurator von sich, daß er taumelte, und auf einen Stuhl sank, der unter seiner Last erdröhnte.

Kornelius zitterte unter der Bewegung seines Gemüthes.

Keil schlug den düsteren Blick zu Boden, in seiner Brust kochte es, sie hob und senkte sich in raschen Wallungen.

Eine stumme Pause folgte dem heftigen Ergusse des jungen Mannes.

Der Kurator unterbrach ihn.

Mein Herr, sagte er, Sie erlauben sich in meiner Wohnung Freiheiten, die ich selbst in dem Falle, wenn Sie ein Sohn Marien's wären, nicht dulden würde.

Du thust also noch, als ob Du zweifeltest? Sagt Dir es Dein verbrecherisches Herz nicht, daß ich wirklich Marien's Sohn bin? Elender, glaubst Du mir zu entkommen, oder mich fortzustoßen, so wie einst meine Mutter, als sie mich unter dem Herzen trug und elend hieher kam, um von Dir die andere Hälfte des Erbes zu fordern, welches ihr nach dem Tode der Großmutter zukam? Deine Zeit ist um, denn Dein Einfluß ist aus. Seit Dein Verbündeter Ceiko im Gefängniß sitzt und dem Zuchthause entgegenschmachtet, seitdem ist die Möglichkeit da, Dir ein gleiches Los zu verschaffen.

Keil entfärbte sich.

Mit unsicherem Blicke sah er den jungen Mann an, der drohend vor ihm stand.

Ich zweifle nicht, begann er einlenkend, daß Sie der Sohn der Marie Lohberg sind, allein ich begreife nicht, wie Sie dazu kommen, an mich Forderungen zu stellen, zu denen Sie nicht berechtigt sind.

Du wagst es noch von Recht zu sprechen? In Deinem Munde nimmt sich das Wort aus wie ein Rosenblatt in dem Rachen einer Natter. Womit willst Du beweisen, daß Du die zweiten zehntausend Gulden dem Grafen Todor übersendet hast?

Sie fordern nach zwanzig Jahren Beweise von Dingen, auf die man längst vergessen hat. —

An die ich Dich aber erinnern will, daß Du nie mehr darauf vergessen sollst.

Was suchen Sie hier, und was begehren Sie von mir?

Ich suche Sie und begehre das Vermögen meines Großvaters, und will Ihnen vergelten die Leiden meiner Mutter; bieten Sie mir nicht das Verlangte, so werden Sie Herrn Cetto Gesellschaft leisten, so wahr ein gerechter Kaiser unser Herr ist.

Der ehemalige Kurator zog den Kopf zwischen die Schultern, als strebe er sich vor dem ungestümen Forderer unsichtbar zu machen.

Sie fordern Unmögliches! murmelte er.

Was Sie an meiner Mutter gethan, dünkt jedem Rechtschaffenen auch unmöglich und dennoch haben Sie es vermocht; waren Sie damals im Stande, so Unerhörtes zu vollbringen, so müssen Sie es auch heute sein.

Ich bin, wie Sie sehen, arm und dürftig.

Sie sind ein Betrüger. Ihre Armuth ist Schein, damit die Welt nicht erkenne, daß Sie sich durch Witwen- und Waisengut bereichert haben. Man wird Ihren Reichthum zu finden wissen.

Sie wollen Geld — woher soll ich die ungeheuere Summe nehmen.

Das ist Ihre Sorge.

Ich habe Ihrer Mutter nichts Böses zugefügt.

Reizen Sie mich nicht, oder bei Gott, ich vergesse, daß Selbsthülfe verboten und verpönt ist.

Ihre Mutter wurde von den Gerichten —

Sprechen Sie nicht weiter — sondern antworten Sie mir, worüber ich Sie befragen werde: Was wollen Sie und was können Sie thun, um die Qualen zu sühnen, die Sie meiner armen Mutter angethan?

Keil gab keine Antwort.

Antworten Sie!

Fragen Sie weiter, dann werde ich Ihnen auf alle Ihre Fragen zugleich antworten.

Gut. Ich stelle also die zwei anderen Fragen an Sie: Welchen Ersatz wollen Sie mir für die großväterliche Hinterlassenschaft leisten, die durch Ihre Schuld verloren ging, und endlich, was wissen Sie von meinem Vater, lebt er noch und wo lebt er?

Sind Sie mit Ihren Fragen zu Ende?

Ja, mein Herr.

Nun denn, kommen Sie Morgen um diese Zeit hieher und Sie sollen Antwort erhalten.

Morgen, weßhalb erst Morgen?

Weil es mir unmöglich ist, Ihnen in diesem Momente zu erwidern.

Kornelius besann sich.

Ich bin es zufrieden, antwortete er kurz, ich werde kommen!

Er kehrte dem Kurator den Rücken und ging aus der Stube.

Keil sank auf einen Sitz.

Seine Bestürzung offenbarte sich erst jetzt, wo er des überlästigen Zeugen ledig war. Jetzt brauchte er sich keine Gewalt anzuthun, sein wirrer Blick durfte sich nicht mehr an den Boden heften, sondern konnte unstät und gespenstisch die schmutzige Stube durchstreifen.

Ich bin verloren, murmelte er, die Todten stehen nicht auf, aber sie senden ihre Rächer. Der junge Mann kennt meine Lage gut, er weiß, daß die erste Anklage schon hinreichen würde, mich in einen Knäuel von Untersuchungen zu verwickeln, aus dem ich mich nie mehr herauslösen könnte. Dieser Gefahr muß ich entgehen — aber wie? Er will Geld von mir, nimmermehr, mein schwer erworbenes Geld gebe ich nicht so leicht her. — Ich soll die Qualen seiner Mutter sühnen, womit? wodurch? Will er sie auch mit Geld bezahlt haben? Er will Kunde von seinem Vater

haben, ha, das ist der Punkt, der mir eine Aussicht bietet. Sein Vater, ja, da liegt es. Aber darf ich? Was soll ich thun? Soll ich ihm offenbaren, was ich zu verschweigen gelobt? Nimmermehr! Ich werde mich nicht von einer Gefahr befreien, um mich einer anderen, nicht minder großen auszusetzen. Ich verrathe ihn nicht. Das wäre das letzte Mittel — das letzte — da gibt es aber früher noch einen anderen Weg, und der heißt — Flucht.

Der ehemalige Kurator schwieg — er war mit dem Resultate seiner Betrachtungen nicht unzufrieden, und begann nun den oberflächlich gefaßten Plan in seinen Details auszuarbeiten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Blondin macht einige Entdeckungen.

Wendelin war mit seinem Sultan nach Hause gekommen.

Er war sehr traurig, und auch der Hund äußerte Zeichen seines Mißmuthes.

Von zwei Herzensangelegenheiten so degradirt zu werden, daß er plötzlich an einer Tabula rasa stand, das war für den armen Stutzer zu viel, oder eigentlich zu wenig.

Früher Zwei und jetzt keine! diesen Gedanken konnte er nicht los werden.

Mit einem Schlage, jammerte er, von zwei Geliebten

verlassen zu werden, das hat gewiß noch kein Mann erlebt; ich bin entweder ein Unglücksvogel, oder ein dummer Mensch, sonst ist so ein Phänomen gar nicht zu erklären, denn gewöhnlich hat man ja eben deßhalb mehrere Geliebte, damit man nicht verwaist dasteht, wenn man die Eine verläßt oder verliert.

Aber weder das Jammern noch die Klagen brachten ihm einen Ersatz, er war allein mit seinem Sultan.

Es war gegen Abend.

Der Hund befand sich in der Küche, der Herr im Zimmer.

An der Thüre wurde geklopft. Der Blondin geht zu öffnen.

Ein Mädchen, mehrere Kleidungsstücke am Arme, trat ein.

Sultan knurrte nicht, ein Beweis, daß er die Angekommene sehr gut kannte.

Das Mädchen legte die Gewänder in einen Schrank, und fragte dann: Wünschen Sie, daß ich aufräume?

Thun Sie es, Jungfer Hanni, antwortete der Blondin schwermüthig, nehmen Sie auf mich gar keine Rücksicht, scheuern Sie, kehren Sie, stauben Sie, es ist gleichviel, ob ich heute oder morgen sterbe.

Sind Sie krank, Herr Wendelin?

Sehr, liebe Hanni. Da, nehmen Sie den harten Thaler, er ist für die fleißige Bedienung, die Sie meiner Wohnung im jetzigen Monate angedeihen lassen —

Sie kündigen mir doch nicht den Dienst?

Nein, gute Jungfer, ich bin nur vorsichtig, damit Sie keinen Verlust erleiden, wenn ich eines gähen Todes stürbe, und meiner Treu, das ist jetzt sehr leicht möglich.

Sie sind schwermüthig.

Ich bin, oh Jungfer — kusch, draußen — ich bin sehr unglücklich. Ich bin um Alles gekommen.

Hat man Sie bestohlen?

O nein, ich habe mich selbst bestohlen, um meine Braut — um meine Freundin — Zwei auf einmal, es ist schrecklich. Auch Sultan ist nicht unschuldig daran.

Wie so der Hund?

Das Vieh ist mir nachgelaufen, hat meinen Aufenthalt verrathen — und ich war so vorsichtig, ich sperrte ihn immer ein.

Die Jungfer schmunzelte.

Wendelin merkte es nicht, und fuhr fort: Ach, wenn ich nur wüßte, wer den Sultan aus der Küche herausließ, es geschah offenbar aus Bosheit.

Da haben Sie recht, Herr Wendelin.

Der Blondin sah das Mädchen an, und sagte schnell: Jungfer Hanni, ich merke, daß Sie mehr wissen, daß Sie Alles wissen. Sprechen Sie, Sie sind die Tochter Ihrer Mutter, Sie werden nicht schweigen, Sie sind sogar verpflichtet zu reden, denn die Hausmeisterleute sind da, um über Alles Auskunft zu geben, was in dem Hause geschieht. Hier, nehmen Sie noch einen Thaler, ich bin kein Knauser — kusch, draußen — leben und leben lassen, ist mein Wahlspruch — jetzt aber erzählen Sie mir, was wissen Sie von der Geschichte? Wer hat den Hund herausgelassen?

Ich will mittheilen, was ich weiß, unter der Bedingung, daß Sie mich nicht verrathen.

Keinen Odemzug! Kommen Sie her, liebe Hanni, setzen Sie sich, so meine hübsche Jungfer, etwas näher — jetzt —

Sie müssen aber Ihre Hand da weggeben, wenn ich sprechen soll.

Ja so, meine Hand, kusch, Sultan.

Die andere auch.

Richtig! Ich habe ganz vergessen, daß ich zwei Hände habe. Oh Gott — er sprang auf und schlug sich an die

Stirne — früher hatte ich nicht nur zwei Hände, sondern auch zwei — oh — ich bin sehr elend!

Nach dieser Exklamation setzte er sich nieder und sagte ganz gelassen: Erzählen Sie mir, liebe Hanni, was wissen Sie?

Ich weiß Alles, man hat Ihren Hund herausgelassen, weil er, sobald Sie fort waren, jedesmal heulte, winselte und anschlug, wenn Jemand an Ihrem Fenster vorüberging.

Und wer that es?

Der Nachbar, im Einverständnisse mit Fräulein Lucretia. —

Hab' mir's gleich gedacht, der Schuft, der Lump, der ist Alles im Stande, auch noch mehr. Wie aber war es ihm möglich, von außen das Fenster zu öffnen, da ich es von innen verriegelt hatte.

Das machte er ganz einfach. Er zerschnitt die Fensterscheibe, öffnete das Fenster, und ließ den Hund heraus.

Ich fand aber das Fenster immer ganz.

Weil er es gleich aushob, zum Glaser trug und eine neue Scheibe einschneiden ließ.

Abscheulich, niederträchtig, das ist ja ein Einbruch! und das dumme Vieh, der Sultan, sagte mir gar nichts — ah so — er hätte aber dem Lumpen in die Waden fahren sollen — na, warte nur, Herr Keil, Dir will ich's einmal verkeilen, daß Du an mich und an meine Fenster denken sollst. Ich danke Ihnen, Jungfer Hanni, für die Mittheilung — da nehmen Sie diesen Kuß —

Lassen Sie mich, Sie müssen nicht unmanierlich werden.

Ach, Jungfer Hanni, wenn Sie wüßten, wie verlassen ich jetzt bin —

Was geht das mich an? Glauben Sie vielleicht, ich soll Ihnen Ersatz leisten für die zwei Gestohlenen?

Nein, liebe Hanni, das glaube ich nicht, denn es ist

unmöglich. Eine Braut und eine Freundin zu ersetzen, ist eine einzige Person nicht im Stande, ich müßte nur den Ausweg wählen, und mich um zwei zugleich zu bewerben.

Die Hausmeisterstochter lachte und meinte, in diesem Falle würde sich wahrscheinlich jede von Beiden für die Ehre bedanken.

In's Himmels Namen, erwiederte der Blondin, dann bleibt mir nichts Anderes übring, als verlassen zu bleiben. Gehen Sie in's Himmels Namen fort, und denken Sie an einen Unglücklichen, der zwei Herzen verloren hat, und nun — kusch, Sultan — was hat denn die Bestie?

Warten Sie, Herr Wendelin, lispelte das Mädchen, der Hund bellt nicht ohne Ursache, ich will sehen, was es außen gibt.

Hanni eilte in die Küche, kehrte nach einer Weile zurück und sagte zu dem Stutzer: Ein fremder Herr ist zu Ihrem Nachbar gegangen.

Ein Fremder?

Es fällt mir auch auf, denn so lange Herr Keil in diesem Hause wohnt, hat er noch nie einen Besuch empfangen.

Wer mag der Fremde sein?

Was mögen sie miteinander zu verhandeln haben?

Meiner Treu, das möchte ich auch wissen. Jungfer Hanni, wär's nicht möglich, die Beiden zu belauschen?

Legen Sie das Ohr an die Wand, sie ist nur einen Ziegel dick.

Da hört man nichts.

Ich hab' einen Einfall — warten Sie — ich bin gleich wieder bei Ihnen.

Das Mädchen eilte fort und kehrte schnell zurück.

Was haben Sie da?

Einen feinen Bohrer. Schnell, machen Sie sich an die Arbeit.

Wendelin begann zu durchbohren.

Wie tief sind Sie schon? fragte die Jungfer nach einer Weile.

Er zog das Instrument sachte heraus.

Noch eine Fingerdicke, sagte Hanni, nach sorgfältiger Prüfung, fahren Sie fort, aber leise und behutsam, sobald der Widerstand schwach wird, hören Sie auf.

Wendelin schwitzte bei der ungewohnten Arbeit und murmelte: Der Lump hat mir meine Scheiben zerschnitten, dafür durchlöchere ich ihm die Wand.

Nach einer Weile hielt er inne.

Die Hausmeisterstochter lispelte ihm zu: Ziehen Sie den Bohrer heraus, und schauen Sie durch das Loch.

Wendelin befolgte den Rath.

Was sehen Sie?

Ein dünner Lichtstrahl fällt mir in das Auge.

Vortrefflich.

Nach einer Pause.

Was sehen Sie?

Ich höre sprechen, aber ich verstehe kein Wort.

Lassen Sie mich horchen, ich hab' ein scharfes Gehör.

Hanni legte ihr rechtes Ohr an die kleine Oeffnung.

Nun, meine Liebe?

Ich höre Alles deutlich.

Sprechen Sie — ich bitte Sie, was hören Sie?

Geben Sie Ihr Ohr in die Nähe meines Mundes, und ich will Ihnen in kurzen Pausen Alles sagen, was ich höre.

Wendelin neigte sein Haupt dem Mädchen zu, so daß sein Ohr in die Nähe ihrer Lippen kam.

Die Situation war interessant.

Das dunkle Gemach — die beiden jungen Leute in horchender Stellung — sie ihr Ohr an der Wand — er das seinige an ihren Lippen — im Nebengemache der Kurator und der Fremde. —

Herüber tiefe Stille — drüben ein halblaut geführtes Gespräch.

Was die Jungfer erhorchte, und dem Blondin wieder im Auszuge mittheilte, war folgendes Zweigespräch.

Wie bemerkt, sagte Herr Keil, die Gefahr für mich ist groß, wenn der junge Mann morgen kommt, und ich vermag ihn nicht zu beschwichtigen, so bin ich geliefert.

Darauf erwiederte der Fremde: Wenn er sich nur mit Geld allein abfinden ließe.

Ich glaube nicht, daß er sich damit zufrieden gibt, und wenn auch, woher sollte die Summe kommen? Wollen Sie sie hergeben?

Recht gerne, aber ich besitze momentan nicht so viel, Sie könnten mir einstweilen aushelfen —

Ich danke für die Zumuthung.

Urban, Sie sind ein elender Geizhals, Ihr Geiz wird Sie zu Grunde richten.

Ich gebe keinen Heller her.

Sie wollen also lieber in's Zuchthaus, bevor Sie von Ihrem Reichthume eine solche Bagatelle abgeben.

Ich will keines von Beiden, und deßwegen habe ich ich Sie zu mir beschieden.

Was soll ich thun?

Sie müssen mich vor dem jungen Menschen sicher stellen, sonst verrathe ich ihm Alles.

Schuft!

Wer? Ich oder Sie?

Sie wollen also auch mich unglücklich machen?

Wenn Sie mir nicht helfen, so thu' ich es.

Wie ist es aber möglich?

Ich will entfliehen. —

Entfliehen?

Ja, und das noch heute Nacht. Sie helfen mir die Flucht bewerkstelligen. Ich kann mich fremden Leuten nicht

anvertrauen. Wenn Kornelius morgen kommt, darf er mich hier nicht mehr finden.

Als Wendelin den Namen Kornelius hörte, fuhr er zusammen. Jetzt begriff er Alles, jetzt wurde es ihm klar, daß der Kurator der Gefahr, die ihm von Seite des jungen Mannes drohte, zu entkommen suche.

Darüber war eine Pause eingetreten.

Der Blondin kehrte seine Lippen der Jungfer zu, und lispelte: Um Gotteswillen, geben Sie nur Acht, daß Ihnen kein Wort entgeht, die Sache ist von höchster Wichtigkeit, es gilt das Glück eines Menschen, meines Freundes.

Still — sie fangen wieder an zu sprechen!

Ich habe mir's überlegt, sagte der Fremde, Ihre Forderung soll erfüllt werden. Sie können noch heute Nacht die Stadt verlassen.

Wie wollen wir's bewerkstelligen?

Ich sende Ihnen noch vor Mitternacht meinen Wagen. Er wird unter Ihrem Fenster halten. Sie nehmen nur das Nothwendigste mit sich, einer meiner vertrauten Diener wird Sie bis an die ungarische Grenze begleiten, dort sind Sie sicher, und können sich unter fremdem Namen nach Belieben niederlassen.

Der Wagen, den Sie senden, ist Ihr Eigenthdm?

Ja.

Diener und Kutscher verläßlich?

Sie können ohne Sorge sein.

Sie bürgen mir für meine Sicherheit, sonst schweige ich nicht.

Ich gehe. Vor Mitternacht wird der Wagen an der bestimmten Stelle harren.

Adieu.

Man hörte einen der Beiden sich entfernen.

Hanni flog hinaus an's Küchenfenster, der Blondin hinter ihr, sie sahen den Fremden, in einen Mantel gehüllt, davon gehen.

Jetzt schnell, Herr Wendelin, lispelte die Jungfer, zünden Sie eine Kerze an, ich werde das Loch in der Wand verdecken, damit der Nachbar auf die Oeffnung nicht aufmerksam wird.

Als das Licht brannte, sagte der junge Mann: Der Spitzbube, er will entfliehen, in der Nacht, ich weiß schon warum? Wir werden aber auch dabei sein. Nicht wahr, Jungfer Hanni, wir werden auch dabei sein?

Was wollen Sie beginnen?

Das müssen wir erst miteinander überlegen. Kommen Sie her, an meine Seite — ganz nahe —

Wozu denn? Um mit Ihnen etwas zu überlegen, bin ich Ihnen nahe genug.

Den Henker auch, kusch, draußen, hören Sie also, der Nachbar darf nicht abreisen.

Nicht? Warum nicht?

Meine liebe Jungfer, Sie fragen sehr kindisch, er darf nicht, weil jener Kornelius, dem er aus dem Wege geht, mein Freund ist. Ich halte also den Nachbar auf, oder besser, ich lasse Kornelius holen, und er muß ihn aufhalten.

Der Gedanke ist gut. Machen Sie sich nur auf die Beine, Ihren Freund zu holen.

Ich soll mich auf die Beine machen. Nein, meine Liebe, das lasse ich bleiben. Ich gehe nicht aus dem Zimmer, ich halte den Schuft im Auge.

Wer wird aber Herrn Kornelius holen?

Sie, meine Liebe.

Ich? Was fällt Ihnen ein? In der Nacht.

Sie fürchten sich doch nicht?

Fürchten thu' ich mich nicht, aber ich scheue mich.

Oh, Du göttliche Jungfer! Da, Engel, nehmen Sie noch einen harten Thaler, er wird Ihre Scheu beseitigen. Ich gebe Ihnen die Adresse meines Freundes, und kommen Sie mir nicht ohne ihn zurück.

Und wenn ich ihn nicht zu Hause treffe?

Dann warten Sie, bis er zurückkehrt; er ist ein solider Junge, er ist immer vor Mitternacht zu Hause. Wollen Sie meinen Sultan zum Begleiter mitnehmen?

Ich danke, ich gehe ohnedem nicht allein.

Oh, die Schelmin, da hat man's, deßwegen hielten Sie sich immer in der Ferne, wenn ich Ihnen den Hof machen wollte; aber hören Sie, liebe Hanni, ich will Ihnen einen sehr annehmbaren Vorschlag machen. Machen Sie es so wie ich, und nehmen Sie sich Zwei — nämlich einen Geliebten und einen Freund.

Ich danke recht schön, es könnte mir am Ende so ergehen wie Ihnen, zwischen zwei Stühlen in der Mitte sitzen zu bleiben, und das ist, wie Sie erfahren haben, sehr unangenehm. Behüte Sie Gott, die Adresse hab' ich. Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden.

Hanni eilte fort.

Die Hausmeisterische ist vorsichtiger als ich, dachte er, wäre ich bei der Wurzel geblieben, und hätte ich keine preußischen Gelüste gehabt, so säße ich jetzt nicht in der Patsche. Geschieht mir recht, jede Untreue bestraft sich von selbst. Jetzt aber aufgepaßt, damit mir der saubere Vogel nebenan nicht erwischt.

Er ging zur Oeffnung in der Wand und horchte.

Ich höre ihn herumwirthschaften, murmelte er, er packt zusammen, er macht sich reisefertig. Nur zu, feiner Hecht, ich werde Dir schon einen Schranken ziehen, den Du nicht überspringen sollst. Ha, was fällt mir da ein, Vorsicht schadet nicht, ich will das Halsband hervorsuchen, es könnte gute Dienste leisten.

Er begab sich zu einem Schranke, stöberte dort eine Weile herum, und brachte ein mit spitzen Stacheln umkränztes Halsband zum Vorschein. Diese besondere Zierde pflegte er dem Bullenbeißer nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei einer Büffeltheilung, oder bei einer Tiegerhetze umzuschnallen.

Nachdem er das Halsband hatte, rief er: „Sultan!“

Der Hund sprang außen auf die Klinke, die Thüre ging auf, und er stürzte freudig auf seinen Herrn zu.

Kusch, Sultan, da nimm Dein schönes Halsband, steh’ ruhig, Kerl, oder ich fuchtle Dich.

Der Bullenbeißer hatte das Halsband kaum erschaut, so war er wie toll. Er meinte nichts Anderes, als müsse er augenblicklich gegen einen Büffel oder sonst ein wildes Thier losgehen. Der Blondin hatte Mühe, ihn zu besänftigen. Er schob ihn in die Küche, versetzte ihm einige derbe Hiebe, worauf er einigermaßen ruhiger wurde.

Wendelin theilte seine Zeit zwischen Horchen und Harren.

Der Nachbar stöberte noch immer herum — die Uhr zeigte bereits die zehnte Stunde.

Hanni bleibt lange aus, murmelte Wendelin, nach meiner Rechnung könnte sie schon zurück sein. Vielleicht war Korneli nicht zu Hause, und sie mußte warten. Was macht denn der Spitzbube?

Er horchte.

Ah, der Schuft zählt jetzt Geld — nur zu — zähle so lang Du willst, Dein Geld wird Dir nichts nützen. Er warf sich in einen Lehnstuhl, dachte an die Kammerjungfer, an die Laborantin, an die Kreuzerkomödie, jammerte im Stillen über seine Verlassenheit, und versank in ein solches Chaos von Gedanken, daß abermals eine Stunde verstrich, ohne daß Hanni wiederkehrte.

Zum Teufel, brummte er, wo mag das Mädl nur bleiben, wer weiß, wohin die mit ihrem Liebhaber gezogen ist? Am Ende haben sie sich vergangen — kusch, Sultan — und finden den Weg nach Hause nicht? Ich weiß gar nicht, was ich mir denken soll? Ich hab’ dem Mädl drei harte Thaler gegeben, am Ende läßt mich das Mädl hier warten, und schläft unten im Nest, ohne sich weiter um mich und um Kornelius zu kümmern. Alle Teufel — was

ist das? — Ein Wagen unter'm Fenster — der kommt, den Kurator zu holen — und Korneli ist noch nicht da? — Was ist zu thun? Jetzt muß ich den Spitzbuben aufhalten. Fort darf er um keinen Preis — kusch, draußen — Donnerwetter, wo bleibt denn die Hausmeisterische? Der Kukuk soll ihren Liebhaber holen, der trägt gewiß die Schuld an ihrem Ausbleiben — daß doch überall so ein Satan dabei sein muß — kusch, draußen, jetzt keinen Laut, damit Du mir nicht wieder einen Strich durch die Rechnung machst, o Hanni, wo bleibt das Teufelsmädl — beim Nachbar geht die Thür' — jetzt hinaus — jetzt ist's Zeit!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ein Strich durch die Rechnung.

Als Wendelin sprach: „Jetzt ist's Zeit!" da war es auch wirklich an der Zeit, daß er aus der Küche trat, denn Herr Keil, mit einem anderen Manne zur Seite, wollte eben vorübereilen.

Der Blondin vertrat ihnen den Weg.

Der ehemalige Kurator sah ihn groß an, und sagte: Was gibt's, Herr Nachbar?

Spitzbuben! dachte der Blondin, und wich nicht von der Stelle.

Ich frage Sie, was es gibt? Warum stellen Sie sich mir entgegen?

Sie fragen mich, Herr Nachbar? Sagen Sie mir, wer hat meinen Hund aus der Küche gelassen?

Trollen Sie sich jetzt mit Ihrem Vieh.

Nein, mein Herr, ich trolle mich nicht mit meinem Vieh, ich bleibe steif und fest beim Vieh, wer hat meinen Hund aus der Küche gelassen? Sie, mein Herr! Kusch, da drinnen! Ich weiß Alles, ich weiß von dem Manöver mit den Fensterscheiben, das ist ein Einbruch in meine Wohnung. Was erwiedern Sie darauf?

Daß Sie mich jetzt nicht aufhalten sollen.

Und warum nicht? Ich habe gerade jetzt Lust und Muße dazu. Um eilf Uhr in der Nacht hat man in der Regel keine Geschäfte mehr zu verrichten, da schläft man, oder wenn man nicht schläft, so macht man seine Hausgeschäfte ab — kusch, da drinnen — die Bestie kann's nicht erwarten, herauszukommen.

Wie unsere Leser sehen, war es dem jungen Stutzer darum zu thun, den Kurator so lange aufzuhalten, bis Kornelius kam.

Was kümmern Sie meine Geschäfte?

Was hat Sie mein Hund gekümmert und meine Fensterscheiben?

Der Hund hat Unruh' im Haus gemacht.

Beleidigen Sie meinen Hund nicht, wer meinen Sultan beleidigt, der beleidiget mich — und wer mich beleidigt, den packt mein Sultan.

Sie sind ein Narr.

Besser ein Narr, als ein schlechter Kerl.

Mein Herr!

Bleiben Sie gelassen, Herr Keil, mengte sich jetzt der Begleiter des Kurators in den Streit, der Herr — auf Wendelin deutend — wird so gütig sein, uns unsere Wege gehen zu lassen.

So gütig werde ich nicht sein.

Und warum nicht?

Weil ich Euch um jeden Preis aufhalten will, dachte Wendelin, aber das mochte er nicht sagen, darum murmelte er: Weil Herr Keil bei mir eingebrochen, weil er mich beleidiget hat, weil —

Sie verhehlen die Wahrheit, fuhr der Dritte gelassen fort, Sie haben irgend einen anderen Grund, uns den Weg zu vertreten.

Und wenn ich ihn hätte?

Dann würde ich Sie ersuchen, mir ihn zu sagen.

Und wenn ich nicht wollte?

Dann würde ich Sie dazu zwingen.

Zwingen? Wodurch?

Wendelin bemerkte, daß Keil's Begleiter seine Rechte in die linke Brusttasche senkte.

Ist's um die Zeit, dachte er, dann heißt es vorsichtig sein und keine Zeit verlieren.

Mit einem Sprunge war er bei der Küchenthüre und riß sie auf.

Der Bullenbeißer stürzte heraus.

Zurück, ruft jetzt der Blondin den beiden Herren zu, oder ein Wort von mir und der Hund zerreißt Euch.

Halten Sie ein! rief der erschreckte Kurator, dem die Wildheit des Thieres bekannt war.

Nur heran! drohte der Dritte, jetzt gilt's, kommen Sie, Herr Keil.

Er faßte dessen Hand, um ihn mit sich fortzuziehen.

Wendelin sah in seiner geschwungenen Rechten einen Dolch.

Sultan, pack' an! ruft er dem Hunde zu.

Der Bullenbeißer springt an die Seite des Kurators, und reißt ihn in einem Augenblicke zu Boden.

Sultan kusch, den Andern pack' an!

Der Hund springt auf den Begleiter los.

Dieser führt einen Stoß nach des Thieres Kehle — der Stahl trifft auf das Parade-Halsband des Bullenbei-

ßers — prallt ab — und schon liegt der Angegriffene auf dem Boden.

Sein Jammergeschrei zeigt, daß er bereits die Stacheln des Bandes in seinem Fleische fühlte.

Der Blondin springt hinzu, entreißt ihm den Dolch, und ruft: Kusch, Sultan — komm her — kusch — herein da!

Der Hund wedelt seinen Herrn an, und läßt die Beute am Boden.

Jetzt fort, herrscht Wendelin Keil's Begleiter zu, machen Sie sich aus dem Staube — man wird Sie sonst als Eindringling in ein fremdes Haus festnehmen.

Der Bedrohte eilte flüchtig die Treppe hinab.

Wendelin kehrte sich jetzt zu dem ehemaligen Kurator, und sagte: Und Sie, Herr Keil, gehen augenblicklich auf Ihr Zimmer, mit dem Durchbrechen ist's nichts, so lange ich Ihr Nachbar bin. Alle Teufel, wo bleibt nur der Korneli?

Kornelius? rief Keil, auf's Neue erschreckt.

Er muß jeden Augenblick hier sein — ich habe bereits nach ihm gesendet —

Sie haben? — Sie kennen ihn?

Diese Erklärung ein anderes Mal — vielleicht vor Gericht — ah, Gottlob — da kommt er schon! Kusch, Sultan — das ist ja der Korneli, kennst ihn denn nicht, dummes Vieh?

Die Tochter des Hausmeisters traf den Gesuchten wirklich nicht zu Hause an, und mußte dessen Heimkunft abwarten, daher das verspätete Eintreffen.

Hanni hatte auf dem Wege Zeit und Gelegenheit, dem jungen Manne das Gehörte mitzutheilen, die angetroffene Situation überraschte ihn daher nicht.

Kommen Sie, Herr Keil, heischte er dem ehemaligen Kurator zu, jetzt haben wir mit einander zu sprechen.

Er faßte seine zitternde Hand, und zog ihn mit sich fort in dessen Wohnung.

Bruder Korneli, rief ihm der Blondin nach, wenn Du mich benöthigest, so klopf' nur an die Wand, ich wohne im Nebenzimmer, und werde horchen, auch Sultan bleibt in Bereitschaft. Marsch, in die Küche, Sultan — ah, schöne Jungfer, Sie haben hübsch lang auf sich warten lassen, Sultan hätte indessen bald zwei Spitzbuben zerrissen. Wo blieben Sie so lange?

Ich mußte ja auf den jungen Herrn warten.

Wer's glaubt. Wenn Sie den Liebhaber nicht mitgehabt hätten —

Pfui, Herr Wendelin — wie der Schelm ist, so denkt er.

Ich aber sage: Gelegenheit macht Diebe, im Geld so wie in der Liebe.

Herr Wendelin, werden wir jetzt nicht mehr horchen?

Nein, mein Engel! Was die Zwei mit einander haben, brauchen Sie nicht zu hören. Begeben Sie sich in's Himmelsnamen zur Ruhe, und lassen Sie sich nichts Böses träumen.

Gute Nacht, Herr Wendelin —

Mein Gott, kreischte jetzt eine Weiberstimme, was ist denn das heute für ein Lärm auf diesem Gange', man wird mitten in der Nacht gestört, allmächtiger Schöpfer, die Jungfer Hanni mit Herrn Wendelin!

Die Sprecherin war Fräulein Lucretia in ihrem gespensterhaften Nachtkostüme, und eine brennende Kerze in der Hand.

Jetzt reitet der Teufel die auch heraus, brummte Wendelin.

Jungfer Hanni aber blieb vor der Alten stehen, und sagte: Was thun Sie denn so, als ob Sie sich verwunderten? Früher, so lange der saubere Herr Keil da war, sind Sie nicht herausgekommen, Sie wollten sich wahrscheinlich

kein Herzweh machen. Sie haben es Noth, in Ausrufungen auszubrechen, weil Sie mich da auf dem Gange sehen, es sind noch nicht achtundvierzig Stunden vorüber, seitdem ich Sie das letzte Mal zu Herrn Keil schleichen sah, und ich habe nicht: „Allmächtiger Schöpfer!“ gerufen —

Brav, Jungfer Hanni, nur fort so, kusch, da drinnen.

Hab' ich vielleicht etwas Böses gethan, wenn ich hier stehe, und mit Herrn Taub spreche, mich genirt der Sultan nicht, ich brech' nicht bei dem Fenster ein, und lasse den Hund heraus, damit er nicht belle, wenn Eines zu dem Anderen schleicht —

Brav, liebe Hanni, nur fort in dieser Weise! Kusch, da drinnen, laß die Jungfer Hanni sprechen — ah, die Alte geht schon — sie thut, als ob ihr übel wäre — Sultan, komm heraus, und steh' ihr bei.

Kaum hatte Lucretia von dem Hunde gehört, so stieß sie einen Schrei aus, und stürzte in ihre Wohnung.

Wendelin und Hanni lachten.

Die hat ihren Theil, sagte die Hausmeisterstochter, die wird gewiß nie wieder: „Allmächtiger Schöpfer!“ rufen. Jetzt, Herr Taub, noch einmal gute Nacht!

Gute Nacht!

Hanni ging die Treppe hinab — der Blondin begab sich in sein Zimmer, um zu hören, wie weit Freund Kornelius in seiner Verhandlung mit dem ehemaligen Kurator mittlerweile gekommen war.

Lohberg hatte, wie wir bereits erwähnten, Herrn Keil am Arme gefaßt, und ihn in dessen Wohnung gezogen.

Da angekommen, befahl er ihm, eine Kerze anzuzünden.

Nachdem dieß geschehen war, sagte er: Setzen Sie sich.

Keil sank in einen Lehnsessel.

Lohberg's Auge funkelte.

Sie waren also im Begriffe, zu entfliehen? fragte er den Anderen mit dumpfer Stimme.

Keil stotterte eine ausweichende Antwort.

Lügen Sie nicht, man hat Sie belauscht, zwei Personen haben Sie belauscht, von einer Irrung ist also nicht die Rede, es war ein fremder Herr bei Ihnen, den Sie veranlaßten, Ihnen zur Flucht behülflich zu sein.

Als der ehemalige Kurator des fremden Mannes erwähnen hörte, begann auch sein Auge zu leuchten, er erstarkte, gewann seine Zuversicht wieder, und man sah, wie er sich immer kräftiger emporrichtete.

Er antwortete kurz: Was Sie da sagen, ist wahr. Ich wollte entfliehen —

Sie gestehen es, Elender? Erinnern Sie sich nicht des Versprechens, welches Sie mir gaben? Haben Sie mir nicht versprochen, binnen vierundzwanzig Stunden drei Fragen bestimmt zu beantworten?

Ich kam zur Einsicht, daß ich mein Versprechen nicht erfüllen kann.

Der junge Mann bebte vor Wuth.

Sie können nicht, rief er mit zornigem Tone. Sie können nicht, Sie wollen also nichts thun, um das Verbrechen zu sühnen, durch welches Sie eine Familie unglücklich gemacht haben? Sie raubten uns unser Eigenthum, stießen meine arme Mutter in's Elend und in ein frühes Grab, die Folge davon war der Tod meiner Großmutter, auf mir lastet der Makel der Geburt, ohne Verschulden der Mutter bin ich ein Bastard, und dieß Alles haben Sie gethan! haben es gethan, und jetzt nach neunzehn Jahren ist in Ihnen noch kein Funke von Reue zu finden, noch nicht der Drang, die große Schuld in etwas nur zu sühnen! Elender, Sie haben meine Geduld mißbraucht, erschöpft, ich bin mit Ihnen zu Ende.

Was wollen Sie thun? rief Keil erbleichend, denn er sah, daß die Wuth den jungen Mann bemeistert hatte, und

daß er in dieser Stimmung von ihm das Schlimmste zu gewärtigen habe.

Sie werden sterben, rief Kornelius, so wahr Sie der Mörder meiner Mutter sind, Sie müssen sterben, noch in dieser Stunde — gleich —

Sie wollen einen Mord begehen?

Sie haben zwei Menschenleben auf dem Gewissen und athmen noch.

Bedenken Sie wohl, was Sie thun?

Bedenke Du, Schurke, daß Deine letzte Stunde geschlagen hat. —

Der ehemalige Kurator verlor seine Fassung nicht.

Sie werden mich nicht morden! sagte er kalt.

Wer will mich daran hindern?

Ein Wort von mir.

Sprich es.

Sie haben an mich drei Fragen gerichtet. Geben Sie die zwei ersten Fragen auf und ich beantworte Ihnen die dritte. —

Die Frage nach meinem Vater?

Ich beantworte sie.

Es sei! — Sprich!

So hören Sie denn, Herr Lohberg, jener Mann, welcher vor einer Stunde bei mir war, und mir zur Flucht behilflich sein wollte, jener Mann ist — Ihr Vater!

Kornelius taumelte auf.

Mein Vater! schrie er, oh Gott, mein Vater!

Nach diesem herzerschütternden Ausrufe trat tiefes Schweigen ein.

Der junge Mann ließ den Kopf sinken und blickte starr in den eigenen Schoß.

Seine Wuth gegen Keil war mit einem Male verschwunden. Er dachte gar nicht mehr daran, daß er den Kurator vor sich habe. Das Wort „Vater“ versetzte ihn mit Einem Schlage in die Mitte jener Szene, die seine

Mutter ihm so oft geschildert hatte, wenn sie ihm ihre ausgestandenen Leiden recht lebhaft vor die Seele führen wollte. Er sah den jungen Montenegriner in dem phantastischen Gewande, rauh und roh, wie seine Mutter ihn geschildert hatte. Er sah das Gehöfte in der Einöde, das Treiben der Freibeuter, er hörte den Jammer seiner Mutter, und nun, nun war Er da, jener Mann, der seine schuldlose Mutter so oft mißhandelt hatte, der ihm das Leben gab, ein Leben das —

Er vermochte nicht mehr weiter zu denken, der Schmerz preßte ihm seine Brust zusammen, und er rief wieder: Mein Vater — oh — mein Vater!

Der Kurator bemerkte mit Befriedigung den Eindruck, welchen seine Offenbarung auf den jungen Mann machte.

Lohberg ermannte sich, erhob den Blick, sah, wen er vor sich habe, und erinnerte sich der Szene, welche dem Kurator das Geständniß abgezwungen hatte.

Jener Fremde, begann er hierauf traurig und gelassen, ist also mein Vater, und er wollte Ihnen zur Flucht behülflich sein?

Ich hatte ihm, wie Sie von den Lauschern gewiß erfahren haben werden, gedroht, Ihnen seine Anwesenheit in Wien zu entdecken, um dieß zu verhindern, willigte er in meine Flucht.

Er will also, daß ich seine Anwesenheit nicht erfahre, daß ich ihn nicht kennen lerne! Oh, er hat recht, seine Vorsicht ist nicht überflüßig. Das Verdienst, mir das Leben gegeben zu haben, ist zu gering, daß ich darüber die Schmach, die auf meiner Geburt lastet, und den Jammer meiner Mutter vergessen sollte. Und dennoch, dennoch muß ich ihn kennen, muß mit ihm sprechen — Herr Keil, ich habe auf meine ersten zwei Fragen verzichtet, dagegen will ich die dritte vollständig beantwortet erhalten.

Wie, Sie wollen wissen?

Ich muß Alles erfahren — oder ich beginne das

Spiel von Neuem. Wer ist mein Vater? Wie nennt er sich dermalen?

Herr Lohberg, Sie setzen mich der größten Gefahr aus. Ich befreie mich von Ihren Drohungen und rufe dadurch jene Ihres Vaters in die Schranken — ich kann nicht.

Sie müssen, bei Gott, dem Allmächtigen, Sie müssen, — ich wage Alles, Ihnen das Geständniß zu entreißen.

Herr Lohberg, ich flehe Sie an.

Vergebens! Sprechen Sie, oder — bei Gott — es geschieht das Aeußerste.

Der Kurator, keuchend, leichenblaß, stierte den wüthenden Jüngling an.

Wohlan denn, es sei. Ihr Vater —

Kornelius hing an den Lippen des bösen Menschen, wie ein Lechzender an dem Becher, dessen Inhalt ihm das Leben rettet.

Ihr Vater —

Nun weiter, um's Himmels willen, reden Sie.

Ihr Vater ist jener Mann.

Jener Mann? —

Der sich jetzt — hier Alessandro Cagliostro nennt.

Jesus, mein Heiland! schrie Kornelius entsetzt und sank ohnmächtig auf den Boden.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Sohn des Magiers.

Der Blondin hörte seinen Freund den Schrei ausstoßen, und stürzte besorgt zum Nachbar.

Was gibt's? rief er, was ist geschehen?

Helfen Sie mir, Herr Kornelius ist ohnmächtig geworden.

Wendelin stürzte fort und brachte frisches Wasser.

Kornelius begann sich zu erholen.

Korneli, rief der Blondin, was ist Dir widerfahren, hat sich der Kurator an Dir vergriffen? Soll ich Sultan holen.

Lohberg machte eine verneinende Bewegung.

Bemüh' Dich nicht, lispelte er matt, es war nur eine Schwäche, sonst nichts! Hülf mir, ich werde bei Dir übernachten.

Und Herr Keil?

Laß ihn — er mag thun, was ihm beliebt — ich halte ihn nicht mehr auf. Er hat sein Wort gelöst, fürchterlich gelöst.

Der Blondin geleitete den Freund in seine Wohnung.

Der ehemalige Kurator blieb allein.

Jetzt weiß Kornelius Alles, murmelte er, Alessandro wird toben, gleichviel, ich werde mich nicht morden lassen,

so lange ich die Macht besitze, mich zu retten. Was kann er mir anthun? Nichts. Uns belastet eine gemeinsame Schuld, er hat es aus gewissen anderen Gründen noch mehr zu fürchten, als ich, mag er sehen, wie er mit seinem Sohne fertig wird. Alessandro hätte längst trachten sollen, den jungen Mann zu beseitigen, er hat es versäumt, nun wird er die Folgen zu tragen haben. Ich glaube, die Gefahr, die mich bedrohte, ist beseitiget, der Bursche wird mich nicht belästigen, und mein Geld ist sicher.

Diese Betrachtungen beruhigten den alten Sünder dermaßen, daß er wohlgemuth zu Bette ging, und auch bald in den Armen des Schlafes lag.

Nicht so Kornelius.

Er verbrachte eine schlaflose Nacht.

Während Wendelin von Hanni — Sultan — Racine — der Götzin — dem Kurator, bunt durcheinander träumte und manchmal im Schlafe diesen oder jenen Namen ausrief, lag Kornelius wachend da, wälzte sich von einer Seite auf die andere, und beschäftigte sich mit seinem Unglücke.

Der Mann, der sich Alessandro Cagliostro nannte, war sein Vater!

In dieser Thatsache lag mehr Unglück für ihn, als Alles jenes, welches ihn bisher belastet hatte.

Sein Vater hatte seine Mutter betrogen, hatte ihm das Leben gegeben, mißhandelte die Arme, die er wohl zur Mutter, aber nicht zu seiner Frau gemacht, und entfloh.

Dieß Alles war eine große Schuld für den Mann, aber in dem Herzen des Sohnes tauchten doch manchmal Gefühle auf, die für den Vater sprachen, die, wenn auch ihn nicht entschuldigten, so doch seine Schuld durch Milderungsgründe zu verkleinern suchten.

Sein Vater war damals noch ein Jüngling, der Kurator hatte ihn überredet, die Schönheit seiner Mutter blendete seine Sinne, und das Geld verleitete ihn zur Missethat. Seit damals war eine lange Reihe von Jahren verflossen.

Wer weiß, so dachte Kornelius, wie oft mein Vater die schwere Schuld bereut hat. Er hat schwer gesündiget, wer weiß, ob ihn nicht später Gottes Strafarm schwer traf, um ihn wenigstens einen Theil seiner Schuld hier sühnen zu lassen.

Solche Betrachtungen verhinderten bisher immer, daß sich in seinem Herzen irgend ein Groll gegen seinen Vater regte, die ganze Schwere seines Hasses, seines Rachegefühls lastete auf dem früheren Kurator; es war ein milder, ein versöhnender Zug seiner unglücklichen Mutter, daß sie nie den Vater ihres Kindes, sondern immer nur Denjenigen anklagte, der, statt ihr ein zweiter Vater zu sein, ihr Verderber wurde.

So wie sie, wälzte nun auch ihr Sohn die Last der ganzen Schuld auf Keil, hätte er seine Pflicht gethan, seine Mutter wäre nicht in Todor's Gewalt gekommen.

Dieß waren die Gefühle Lohberg's vor der Entdeckung Keil's — jetzt änderten sie sich plötzlich.

Der Mann, welcher sich Alessandro Cagliostro nannte, war sein Vater!

Er war nicht todt, er sühnte nicht drüben, er bereute nicht hier!

Der Räuber von damals, ist jetzt ein Gaukler, ein Betrüger geworden!

Jener Jüngling ist zum Manne herangereift, aber er bereut nicht nur nicht, was er ehedem gethan, sondern häuft noch neue Schuld auf die alte.

Der Verführer seiner Mutter lebt in Gesellschaft einer Frau, die er ihm zu gehorchen zwingt, gerade so, wie er es einst mit seiner Mutter gethan.

Und dieser Betrüger, dieser Gaukler von jetzt ist sein Vater!

Welch' eine Masse von Erniedrigung, Scham und unverschuldeter Schande lag für den jungen Mann in dieser Betrachtung!

Aber damit war das Maß seines Unglückes noch nicht voll.

Kornelius durchlief in Gedanken alle jene Szenen, welche er mit Cagliostro gehabt hatte, von der ersten beim Glückshafen am Graben, bis zur letzten im Privatlogis der Kammerjungfer, wo der Magier ihn zwang, die Beschützung Seraphinen's aufzugeben. Jetzt ward dem jungen Manne klar, wie der Magier zu dem Porträte kam, daß er seine Verhältnisse kannte u. s. w., er durchlief, wie gesagt, die Szenen mit Cagliostro, aber er erinnerte sich nicht, in dessen Benehmen auch nur eine Spur jener warmen Theilnahme gefunden zu haben, die doch jeder Mann für sein Kind empfinden sollte, und der Magier wußte doch, daß er mit seinem Sohne verkehre, er wußte es, und litt es doch, daß dieser in die Netze der Gräfin gerieth, der Vater sah die Gefahr, die ihm, seinem Sohne, drohte, und sein Herz blieb stumm, über seine Lippen kam kein warnend Wort, aus seinem Auge schimmerte kein warmer Blick — sein Sohn war ihm fremd und gleichgültig wie jeder Andere.

Lastete also in dem Gedanken, daß der Magier sein Vater sei, nicht mehr Unglück für ihn, als Alles, welches sein Leben bisher verbittert hatte?

Jetzt erst war das Unglück mit nie geglaubter Wucht, über ihn hereingebrochen, jetzt erst gestand er sich, daß seine frühere Lage im Vergleich gegen die jetzige eine beneidenswerthe war.

Was habe ich verschuldet, klagte er in seinem Innern, daß das Schicksal mich so hartnäckig verfolgt? Ist es nicht genug, daß meine Mutter ohne Verschulden so unsäglich leiden mußte, warum denn auch ihr Sohn? Ich und sie, wir haben ja nichts verbrochen, warum wird uns das Leben zum Märtyrerthum umgewandelt? Was soll ich nun beginnen? Mein ganzes Sein erhält jetzt eine andere Richtung. Früher war die Züchtigung des Elenden der Zweck, den ich verfolgte, und jetzt — jetzt, nachdem ich den Mann kennen gelernt, der mir das Leben gab, kann ich ihn, den Fremden

verdammen? Wenn die Stimme des Blutes stumm bleibt, wie kann man mit Jenem hadern, der uns immer ferne gestanden? Ist der Vater nicht mehr schuldig, als der Andere? Und dennoch, dennoch muß es geschehen — ich habe es meiner Mutter geschworen — ihrem Verderber zu vergelten, und es wird geschehen. Und der Vater? Soll ich vor ihn hintreten, und ihm sagen, daß ich Alles weiß, oder soll ich schweigen und fliehen, um in ihm nicht meine eigene Schmach und Schande zu schauen? Und wenn ich vor ihn hinträte, was soll ich ihm sagen? Mit welchem Gefühle werde ich dem Manne gegenüberstehen, den ich lieben sollte, den aber zu scheuen mein besseres Gefühl mich zwingt? Oh, meine unglückliche Mutter, hätte sie geahnt, welche Leiden ihrem Sohne auf dieser Erde noch beschieden seien, sie würde mir gewiß die Vergangenheit verschwiegen haben, um meine Zukunft weniger zu betrüben. Doch, es sei, ich will tragen, was mir das Geschick auferlegt, das Geschick hat mir den Vater entgegengeführt, ich will den größten Schmerz über mich ergehen lassen, und als Sohn vor ihn hintreten; er weiß, daß ich sein Kind bin, er soll auch erfahren, daß ich in ihm den Vater erkenne!

Der Entschluß faßte immer festere Wurzel — Kornelius gedachte ihn auch schon am anderen Tage auszuführen.

Der Morgen begann bereits heranzudämmern, als der junge Mann erst entschlief, die Natur forderte ihre Rechte. Der erschöpfte Körper bedurfte einer Erquickung. Ein angenehmer Schlummer bot sie ihm.

Der Tag, an welchem der Magier und Kornelius sich als Vater und Sohn gegenüberstehen sollten, brach heran.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Magier beginnt das Werk der Rache.

Wir haben die Hauptperson unseres Gemäldes durch einige Zeit aus den Augen verloren.

Wir meinen — Alessandro Cagliostro!

Wir sahen wohl Früchte seiner Thätigkeit, es war uns gestattet, einen Blick in sein vergangenes Leben zu werfen, die Welle, um welche sich der Hauptstrom unserer Erzählung dreht, ist er zwar immer, allein ihn selbst sahen wir nicht, denn bei jener Szene in Keil's Wohnung hörten wir wohl, was er sprach, aber ihn zu schauen, war uns nicht gestattet, und wir erfuhren auch erst später, daß er es gewesen sei.

Wir kehren also jetzt zu ihm zurück.

Wir verließen ihn in dem Momente, wo sein Vertrauter mit Seraphinen gemeinsame Sache machte, und seinen Plan auf Regina vereitelte. Alessandro hatte der Mutter des Fräuleins Rache geschworen, und den Plan, Regina zu besitzen, nicht nur nicht aufgegeben, sondern ihn mit noch größerer Energie zu verfolgen beschlossen.

Er wollte, wie er beim Scheiden Regina's Mutter zurief, seine gekränkte Ehre rächen.

Einige Tage später begab er sich zu Seraphine.

Die Dame empfing ihn kalt und gemessen.

Madame, begann er, ich habe Ursache, mit Ihnen unzufrieden zu sein.

Keine Antwort.

Sie widersetzen sich meinen Anordnungen. So wie jetzt, kann es zwischen uns Beiden nicht fortwähren.

Dieser Meinung, gab die Gräfin kalt zur Antwort, bin ich auch.

Ich bitte Sie, Ironie und Hohn bei Seite zu lassen, und mit mir ernstlich zu sprechen. Was wollen Sie eigentlich von mir? Wodurch habe ich Sie so arg verletzt, daß Sie so unversöhnlich zürnen?

Fragen Sie nicht, Sie wissen Alles.

Ich weiß Alles — meinethalben! — Sie haben Kornelius geliebt, der junge Mensch hat Sie verlassen, ein Beweis, daß er Sie nicht liebte —

Weil meine Untreue ihn verscheuchte.

Nur nicht kindisch, liebe Seraphine, wahre Liebe läßt sich nicht so leicht und nicht so rasch verscheuchen. Glauben Sie mir, er hat Sie nicht geliebt, der Schleier wäre, ob einige Tage früher oder später, endlich doch gesunken, und Sie hätten höchstens den Nachtheil gehabt, daß Ihre Leidenschaft noch tiefer eingewurzelt wäre.

Keine Antwort.

Was erwiedern Sie darauf?

Ich entgegne Ihnen auf alle Ihre Einwürfe nichts.

Sie bleiben starrsinnig?

Ich verharre bei meinem Willen.

Und der ist?

Trennung unseres Verhältnisses.

Das ist nicht möglich, ich habe es Ihnen schon gesagt, Sie sind in meine Geheimnisse zu tief eingeweiht.

Sie haben also lieber eine Feindin an der Seite, als in der Ferne?

Sie sind nicht meine Feindin!

Ich bin es, bei Gott, ich bin es!

Der Magier erschrak — ein Gedanke durchfuhr ihn, es war ein Blitz, der die Nacht erleuchtete.

Seraphine, versetzte er knirschend, dieses Mal glaube ich Ihnen, und es will mir bedünken, als wäre ich den Folgen dieser Feindschaft bereits begegnet.

Die Dame zuckte die Schultern und lächelte höhnisch.

Seraphine, rief der Magier, wär's möglich, Sie haben es gewagt, meine Pläne zu kreuzen?

Ich wage nichts mehr, entgegnete die Gräfin kalt, wer Alles verloren hat, der wagt nicht, denn er hat nichts mehr zu verlieren. Ich hatte in der Raserei meines Rachegefühls mit Pietro einen Bund geschlossen, allein er entfernt mich von meinem Ziele, statt mich ihm zu nähern. Mein Ziel ist Kornelius. Darum löste ich jenen Bund und Pietro ist wieder mein strenger Hüter.

Der Graf war außer sich, er — der die Welt betrog, die gelehrtesten und erfahrensten Männer verblüffte, er wurde von einem Weibe und einem Diener hintergangen! Das Mißlingen seines Planes bei Regina war ihm jetzt kein Räthsel mehr, er kannte die Ursache, Pietro hatte ihm entgegen gewirkt, auf welche Weise, war nicht schwer zu errathen.

Die Entdeckung der Gräfin machte ihn bestürzt, er verkannte nicht, daß ihm große Gefahr drohe, wenn er, wie Seraphine sagte, die Feindin an der Seite behalten würde, der Gedanke an eine nothwendig gewordene Aenderung leuchtete daher auch ihm ein.

Um die Dame nicht noch mehr gegen sich zu empören, schlug er, was selten bei ihm der Fall war, den Weg der Güte und Nachgiebigkeit ein.

Madame, sagte er, ich mache die traurige Bemerkung, daß die Leidenschaft Sie bösartig gemacht hat, und daß diese Leidenschaft mir bereits geschadet hat. Ich will Ihnen deßhalb keine Vorwürfe machen, Sie glauben sich schwer gekränkt und dieß entschuldigt Sie. Lassen Sie uns Frieden schließen, einen Frieden gegen Bedingungen, und wenn diese von beiden Seiten erfüllt sind, dann wollen wir ohne

Haß und Groll scheiden, indem wir das — was wir besitzen, theilen.

Die Gräfin sann eine Weile nach, dann sagte sie: Wenn es Ihnen mit Ihrem Antrage Ernst ist, ich willige ein.

Mein Wort darauf, daß es mir um eine ernste Aussöhnung zu thun ist. Sagen Sie, was begehren Sie von mir?

Ich fordere Befreiung von den Besuchen Nowaczky's, denn nur dann ist eine Versöhnung mit Lohberg möglich.

Ich sage sie ihnen zu.

Ich fordere, daß auch Sie beitragen, den jungen Mann mit mir auszusöhnen.

Ich verspreche es, ohne mich jedoch für den Erfolg zu verbürgen.

Ich fordere, daß Sie mich nicht mehr nöthigen, Besuche zu empfangen.

Auch dieß sei Ihnen gewährt.

Endlich fordere ich, daß Sie — wenn ich Kornelius wieder gewonnen habe — sich meiner Verbindung mit ihm nicht widersetzen.

Ich gewähre es.

Ich bin zu Ende.

Ich bedauere, sagte Cagliostro, daß alle Ihre Forderungen eine Leidenschaft zu Grunde haben, bei der ich fürchte, daß sie nicht mehr befriedigt werden wird.

Halten Sie Ihr Versprechen, ob es gelingen wird oder nicht, ich thue, was ich nicht lassen kann. Jetzt sprechen Sie — was fordern Sie?

Ich habe nur Eine Forderung.

Und die ist?

Daß Sie wieder gut machen, was Sie verdorben.

Erklären Sie sich deutlicher.

Sie haben meinen Absichten auf Regina entgegen gewirkt, Sie müssen jetzt dieselben wieder befördern.

Ich willige ein.

Beginnen Sie Ihre Aufgabe, ich gehe auch bei der meinen unverzüglich an's Werk.

Die Unterhaltung war zu Ende.

Eine namenlose Anzeige von Seite Cagliostro's genügte, das Verbrechen des jungen Grafen zu enthüllen, worauf er eingezogen und Seraphine von seinen ferneren Besuchen befreit war.

Wegen Kornelius wollte der Magier sein Versprechen auch erfüllen, und er sann auf ein passendes Mittel, ihn wieder in sein Haus zu locken. Man wendete sich an Justine, allein diese war mit Wendelin entzweit; jene Gartenszene, wo der Blondin von seiner Geliebten und seiner Freundin zu gleicher Zeit verlassen wurde, hatte eben stattgefunden, man fand also in der ehemaligen Kammerjungfer keine Gehülfin. Cagliostro mußte auf ein Mittel sinnen — da kam der Abend mit Keil — eine neue Gefahr für den Magier, denn er fürchtete die Entdeckung. Lohberg sollte in ihm nie den Vater erkennen.

So wie Allessandro, hatte auch Seraphine an der Erfüllung ihrer Zusage zu arbeiten begonnen.

Der Weg, den sie einschlug, war gut gewählt.

In einem einfachen, aber äußerst reizenden Aufzuge fuhr sie bei der Familie Zahlheim vor.

Mutter und Tochter waren erstaunt, von einer vornehmen, liebenswürdigen Dame besucht zu werden, die sie nicht kannten.

Die Gräfin nannte sich vor dem Fräulein nicht, sondern bat die Mutter um eine Zwiesprache unter vier Augen.

Diese wurde natürlich nicht versagt, und Beate und Seraphine begaben sich in's Nebengemach.

Madame, begann die schöne Gräfin, mich führt die Pflicht der Dankbarkeit zu Ihnen.

Dankbarkeit? — Ich erinnere mich nicht —

Seraphine unterbrach sie: Ich bin Ihnen unbekannt, gleichviel, Ich werde Ihnen nur meinen Namen nennen,

und meine Angabe wird Ihnen erklärt sein — ich bin die Gemalin des Grafen Cagliostro.

Ah — Frau Gräfin.

Madame, Sie sehen eine arme, oft gekränkte Ehefrau vor Ihnen, — wenn sie es nicht neuerdings wurde, so verdankt sie dieß Ihnen, Ihrer Strenge, Ihrer Sorgfalt —

Frau Gräfin, ich that nur, was meine Pflicht als Mutter erheischte.

Oh, wie viele Mütter gibt es, die ihre Pflicht nicht erfüllen, sei es aus Fahrläßigkeit oder aus Eigennutz oder aus Uebermaß an Mutterliebe.

Sie wissen also, Frau Gräfin —

Vor ein paar Tagen erfuhr ich die Gefahr, in der Ihre Tochter geschwebt und die kraftvolle Weise, in welcher Sie dieselbe abwendeten — da dacht' ich sogleich Sie zu besuchen und Ihnen für den Dienst, den Sie damit auch mir erwiesen, zu danken.

Den Vorwand des Besuches hatte die Listige geschickt gewählt — er gewann ihr das Vertrauen der Matrone, und hatte Sie dieses, so war die Aufgabe, auch jene des Fräuleins zu erringen, ein Leichtes.

Regina wurde zwar durch die gespenstische Erscheinung und die darauffolgende, dringende Warnung der Mutter von dem Magier zurückgeschreckt, die Nachricht, daß er bereits vermält sei, erfüllte ihre Seele mit brennendem Schmerz, allein in manchen Augenblicken erwachte doch die Sehnsucht in ihr, und was auch ihre Vernunft dagegen einwenden mochte, was auch der Aberglaube ihr von unreinen Geistern und schwarzer Magie vorspiegelte, manchmal wünschte sie doch, ihn wieder zu sehen. Von Gedanken, an die man sich durch lange Zeit gewöhnt hat, vermag man sich nicht plötzlich loszureißen. Vor der Mutter verbarg sie jetzt ihre Hoffnungen und Wünsche — der grelle Eindruck verschwand nach und nach — sie söhnte sich mit manchem Gedanken aus, der sie früher gewaltig erschreckt hatte, und so schwand nach

und nach die Furcht vor dem Unhold und dem Seelenverderber, und Cagliostro erschien ihr wieder in einem freundlicheren Lichte. Bei dem Fräulein zeigte es sich deutlich, wie die Liebe sich nach und nach über den Aberglauben emporrang und wie sie ihn endlich ganz besiegte.

In dieser Gemüthsstimmung fand die Gräfin Santa Croce das Fräulein. Die kluge Frau erschaute bald den Grund des jungfräulichen Herzens, und bequemte sich, der Mutter und der Tochter gegenüber zu einer Doppelrolle, deren Theile einander ganz entgegengesetzt waren.

Dort tadelte sie den Grafen, hier lobte sie ihn — dort klagte sie über seine Leichtfertigkeit, hier pries sie seinen zauberischen Einfluß — dort warnte sie, hier lockte sie — dort klagte sie ihn an, hier schwärmte sie für ihn.

Wer Menschenherzen gewinnen will, muß so sprechen, wie sie im Stillen wünschen — Seraphine gewann Mutter und Tochter. Schon beim dritten Besuche lud sie die Damen ein, sie auf ihrer Spazierfahrt zu begleiten, und beim vierten bereitete sie ihnen die Ueberraschung, sie, ohne daß sie es wußten, nach ihrem Landsitze zu führen.

Die Matrone wurde ganz betroffen, als sie vernahm, daß hier die Behausung des Wunderdoktors sei, allein Seraphine beruhigte sie mit der Nachricht, daß der Graf verreist sei und erst in einigen Wochen wiederkehren werde. Die Damen wurden durch die einfache, bürgerliche Einrichtung der Gräfin — wie Lohberg sie schon einmal vorfand, noch mehr für sie eingenommen, und so errang Seraphine in kürzester Zeit eine Freundschaft, die um so leichter zu bethören war, je wärmer sie wurde.

Vor acht Tagen einander noch fremd, standen sich die drei Frauen jetzt schon freundschaftlich gegenüber; die Mutter sah in der Gräfin eine unglückliche Gattin, die in ihrer Freundschaft Ersatz für die kalte Behandlung des Gemals suchte, das Fräulein liebte in der Gräfin das Echo ihrer Gefühle, die Vertraute ihres Kummers und ihrer Neigung.

Eines Morgens kam die Gräfin, die beiden Frauen nach Währing abzuholen.

Es war ein lieblicher Frühlingstag, den die Damen im Garten zuzubringen gedachten, in jenem Garten, den Kornelius vor mehreren Wochen schon so zauberisch geschmückt fand, der aber jetzt im natürlichen Frühlingsschmucke prunkte, nicht künstlich, nicht magisch.

Die Bäume hatten sich mit dem grünen Blättergewande angethan, die Natur deckte mildthätig ihre Blöße, um sie durch Schattennacht vor Sonnenbrand zu schützen. Ach, wie duftig wallt es von den Gipfeln herab, als hätt' eine Jungfrau gesalbt ihr seidenes Lockenhaar, die Zweige wiegen sich kaum im sanften Winde und die Blätter beben schon, so wird der Schwache oft von dem erschüttert, was den Kräftigen kaum zu bewegen vermag. Die Rasenplätze dehnen sich wie Teppiche von Sammt aus, die Farbe saftig und grün, mit weißen, gelben und blauen Blümchen durchwirkt. Oh, wie mild ist die Luft, wie warm der Sonnenstrahl, wie rein die Azurdecke oben, hinter welcher die Geheimnisse der Ewigkeiten schlummern.

Fleuch zurück, Du trunkenes Auge, verliere Dich nicht im Unermeßlichen, bleib' lieber an der Erde haften, dort bieten sich Deinem Blicke nur Räthsel — hier siehst Du, was Du begreifst, fassen und anzustaunen vermagst, ohne daß der Verstand schwindlig, die Seele trunken wird.

Welch' ein Leben in dem Garten!

Unten die kleinen Flügelthiere, die mit dem Frühlingsscheine aus der Verborgenheit hervorkriechen, sich auf den Gräserspitzen wiegen und die Blumen umschwärmen, oben die Schaar der gefiederten Virtuosen, deren Schlagen, Zwitschern, Schreien, Pfeifen und Singen die Luft erfüllt, die sich mit ihrem Lärm aufdringen, ohne daß man sie sucht, ohne daß man sie ruft, oft auch, ohne daß man sie wünscht, die aber trotzdem noch die abscheuliche Eigenschaft besitzen,

daß sie unsere Blumen umschwärmen, unsere Fruchtbäume in Kontribution setzen und unsere Ruhe stören.

Die drei Frauen ergehen sich in den schattigen Baumgängen — Regina ist entzückt, Beate vergnügt, und Seraphine beobachtet und ordnet Alles mit Sorgfalt.

So naht die Mittagsstunde.

Es war beschlossen, die Tafel im Garten zu serviren.

Jenes Gartenhaus, in dem Lohberg vor Seraphinen kniete, hatte seinen phantastischen Schmuck verloren, dagegen strotzte es von frischem Grün, und umwehte die Stirne des Gastes mit duftiger Kühle. Dort wurde die Tafel gedeckt.

Die Frauen waren traulich, unbeengt durch die Gegenwart eines Mannes.

Seraphine verstand es, das Mahl durch angenehme Plaudereien zu würzen, die Zeit verstrich, ohne daß man es wahrnahm.

Frau Beate hatte den obersten Platz auf einem schwellenden Divan. Rechts und links saßen Seraphine und Regina.

Frau Gräfin, sagte die Matrone, Ihre Gesellschaft macht mich glücklich, sie schafft mir viele Stunden, die mich meinen Kummer, wenn auch immer nur auf kurze Zeit, vergessen lassen.

Oh, gelänge es mir, Ihren Trübsinn auf immer zu verscheuchen, ich würde es für die schönste Aufgabe meines Aufenthaltes allhier ansehen.

Beate lächelte, und Regina sagte: Auch mich freut Ihre gute Laune, Mütterchen, doch bemerke ich, daß sie etwas im Abnehmen ist, Sie scheinen sich nach Ruhe zu sehnen.

Ich fühle mich in der That etwas erschöpft —

Dann, bat die Gräfin, thun Sie sich keinen Zwang an, benützen Sie den Divan, auf dem Sie sitzen, der Schlummer im kühlen Schatten wird Ihnen wohlthun.

Beate, deren Augenlider schwer wie Blei wurden, ver-

mochte sich nicht mehr sitzend zu erhalten, und folgte gleichsam unwillkürlich dem Zureden der Dame.

Seraphine lispelte zu Regina: Mütterchen schläft, ich werde die Dienerin beauftragen, sie zu überwachen, wir aber wollen uns indessen die Zeit nicht lange werden lassen.

Das Fräulein — die schlafende Mutter unter der Obhut einer Dienerin zurücklassend — durchwandelte am Arme der Gräfin den Garten.

Plötzlich hielt Seraphine stille.

Liebe Freundin, sagte sie, ich habe einen köstlichen Einfall. Ich will Sie, während die Mutter schläft, das magische Zimmer sehen lassen —

Ah, welch' ein Gedanke —

Nur die Abwesenheit des Grafen setzt mich in den Stand, es zu thun, wär' er hier, ich dürfte es nicht wagen, denn er duldet nicht, daß eine Dame das Gemach betrete. Wollen Sie —

Ich fürchte —

Ohne Furcht, ich bleibe ja an Ihrer Seite — es sieht nicht so unheimlich aus, als Sie wähnen, ich habe mich schon einmal in seiner Abwesenheit eingeschlichen, kommen Sie —

Ich möchte wohl, aber —

Fort mit allen Bedenken, wir sind ja gleich zurück —

Die eigene Neugierde unterstützte das Zureden der Gräfin, Regina willigte ein, und die Damen begaben sich in das Landhaus.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Das magische Gemach.

Die Gräfin von Santa Croce und Regina traten in das magische Gemach.

Die Einrichtung dieses Gemaches, in welchem jüngst der Empfang der sieben Masken bei Gelegenheit der Inkognito-Aufwartung stattfand, war eine ganz andere.

Der Boden und die Wände waren mit grünseidenen Teppichen bedeckt und behangen. Das Licht strömte von oben — jedoch nicht frei, sondern wie durch ein bläuliches Glas, wodurch Alles das Ansehen erhielt, als ob es mit Reif überlegt wäre und eine matte, durch Wolken gedämpfte Herbstsonne es beschiene.

An der Wand, der Thüre gegenüber, hing oder stand vielmehr ein riesiger Spiegel, von dem jedoch nur der vergoldete Rahmen sichtbar war. Das Glas bedeckte ein Schleier, an dessen Seite eine herabhangende Schnur zeigte, daß es nur eines Zuges bedurfte, um den Spiegel von der Hülle zu befreien.

Rechts und links vor dem Spiegel standen zwei prismenförmige Gestelle von Marmor, jedes derselben trug eine herzförmige Vase, aus welcher eine bläuliche Flamme loderte. Die Mitte des Gemaches war leer, dagegen sah man rechts und links zwei von rosenfarbigen Baldachinen über-

wölbte Divans, weiß wie die Federn des Schwans, der eben aus der Flut taucht. Am Fußende einer jeden dieser Ruhestätten lag majestätisch ausgestreckt, mit züngelndem Rachen ein Löwe, bei dem man in Zweifel gerieth, ob er lebe oder todt sei; war das Letztere der Fall, dann hatte der Magier den todten König der Wüste vor Zerstörung gesichert und hier in zwei Exemplaren mit der täuschendsten Lebensähnlichkeit aufgestellt.

An den beiden Seitenwänden bemerkte man zahlreiche kleine Spiegel, Figuren, Bilder, Schnitzwerke, die in solcher Masse angebracht sind, daß sie jeder der Wände ein mosaikartiges Ansehen geben.

Der Eindruck, den der erste Anblick des Gemaches hervorbringt, ist — was gewiß eine Wirkung des bläulichen Lichtreflexes ist — ein trüber. Alles hatte ein winterliches, düsteres Ansehen.

Regina drückte sich fest an die Gräfin und lispelte: Mein Gott, wie es hier kalt ist.

Das dünkt Ihnen nur so, meine Liebe, weil wir aus der Sonnenluft gäh hereinkommen.

Die Gräfin fühlte, wie das Fräulein zitterte.

Kindisches Mädchen, sagte sie, wovor beben Sie? Hier gibt es keine Skelette, keine Todtenköpfe oder sonstige Embleme der gewöhnlichen Charlatanerie, hier ist Alles traulich, Alles angenehm und doch ist es ein magisches Gemach —

Was sind das für zwei Flammen? fragte die Jungfrau schüchtern.

Das sind die ewigen Feuer des Magiers. Eine Materie, die immer brennt und sich nie verzehrt, so wie die Liebe im Menschenherzen, Sie werden deßhalb auch bemerken, daß die Vasen herzförmig sind, weil die Flammen eigentlich nichts Anderes, als ein Symbol der Liebe sind.

Was ist das für ein Bild zwischen den Vasen?

Das ist kein Bild, meine Liebe, sondern ein Spiegel, ein Zauberspiegel.

Oh, ein Zauberspiegel.

Er zeigt, je nachdem die Vorbereitungen geschehen, die Vergangenheit oder Zukunft, das Ferne oder Nahe.

Und der Schmuck an den Wänden?

Das sind unbedeutende Kleinigkeiten, ohne Zweck und ohne Sinn.

Die beiden Divans?

Das sind keine Divans, meine Liebe, sondern es sind himmlische Betten, haben Sie noch nicht gehört von diesen wunderbaren Ruhestätten, die Jeden, der sie besteigt, mit namenloser Wonne durchfluten, mit himmlischem Entzücken erfüllen. Was man da fühlt, läßt sich nicht beschreiben. Es fleußt wie Honig und Milch in den Adern, das Auge sieht Engelgestalten, das Ohr hört himmlische Harmonie. Eine Luft, geschwängert mit dem Odem des Paradieses durchdringt unsere Poren, wir glauben die Seele vom Körper getrennt und dennoch ist der Leib keine unbewegliche Masse, er hebt sich leicht, ätherisch, wonnig. Die Ruhe auf diesen Stätten ist ein Stück Himmelsleben.

Bei dieser einladenden Schilderung horchte das Fräulein mit großer Aufmerksamkeit, dann fragte sie: Und wozu dienen diese Betten?

Sie bereiten den Jünger, der nach magischer Ausbildung strebt, zur Seherei vor, sie steigern seine Stimmung, und versetzen ihn in Extase. Wollen Sie es nicht versuchen? —

Nein, nein — ich fürchte —

Sie sind eine kleine Taube, wer wird sich denn vor Wonnen fürchten. Warten Sie, ich will Ihnen beweisen, daß es ungefährlich ist, die Stätte zu besteigen.

Seraphine näherte sich dem einen Divan und ließ sich malerisch auf demselben nieder.

In dem Momente, als dieß geschah, wechselte die Beleuchtung des magischen Gemaches. Statt des bläulichen Lichtes floß jetzt ein Rosaschein durch den Raum und verlieh

dem ganzen Bilde einen erhöhten Reiz. Zu gleicher Zeit ertönte eine leise Harmonie, deren Wohlklang das Ohr mit unaussprechlicher Wonne erfüllte. Es war eine Sphärenmusik, wie jene, die Kornelius im Garten gehört hatte.

Regina bebte, sie wußte selbst nicht, ob vor Angst oder vor Wonne.

Ihr Auge war stier auf die Gräfin gerichtet — deren verklärtes Antlitz und malerische Bewegungen das Entzücken verriethen, welches sie früher geschildert hatte.

Die Jungfrau hing an dem Anblicke der herrlichen Frau, die wie von einer Morgenröthe angehaucht, gleichsam verjüngt und verschönt dalag.

Regina, flüsterte Seraphine, kommen Sie, oh, welch' ein Taumel, wie süß, wie zauberisch —

Das Fräulein war wie angeheftet, sie vermochte nicht, die Stelle, auf der sie stand, zu verlassen.

Die Gräfin, als ihre Einladung kein geneigtes Ohr fand, erhob sich von dem Divan und trat wieder zu ihr.

Ihre Schüchternheit, sagte sie etwas mißgestimmt, ist mir unerklärlich, es müßte denn sein, daß Ihre Gedanken anderswo weilen, daß Ihre Seele mit Jemand beschäftigt ist, der in der Ferne weilt und Ihren Geist dahinlockt.

Das Fräulein erröthete.

Ich hab' es errathen, fuhr die Gräfin, einen munteren Ton annehmend, fort, Sie kleiner Schelm haben Ihr Herzchen bereits verschenkt —

Frau Gräfin! bat die Jungfrau.

Nicht doch, leugnen Sie es nicht, nur fein die Wahrheit gestanden, Sie fühlen sich zu einem Manne hingezogen.

Sie täuschen sich —

Ich täusche mich nicht und ich werde Sie gleich von der Wahrheit meiner Vermuthung überzeugen.

Das ist nicht möglich.

In einem magischen Gemache ist Alles möglich. Der Zauberspiegel wird seine Dienste thun.

Der Spiegel?

Ja, meine Liebe. Der Spiegel wird uns den Mann zeigen, der Sie interessirt.

Halten Sie ein, was wollen Sie thun?

Das Glas von der Hülle befreien.

Halten Sie ein, ich will nicht — ich will fort — ich flehe Sie an —

Aber schon war die Gräfin hingeeilt, hatte die Schnur erfaßt, der Schleier fiel und aus dem Spiegel strahlte Cagliostro's Bild — nein, nicht sein Bild — er selbst stand in Lebensgröße im Rahmeu.

Regina stieß einen Hülferuf aus, sank auf ihr Knie und bedeckte ihr Antlitz.

Eine kurze Pause.

Sie fühlt sich sanft an der Hand erfaßt.

Sie schrickt zusammen.

Regina, erheben Sie sich, bat er mit weichem Tone.

Allessandro's Ton dringt einschmeichelnd in ihr Ohr.

Sie läßt die Häude sinken — erhebt sich und blickt umher.

Ein Schauer durchrieselt ihren Körper.

Ihr Auge sucht Seraphine — umsonst.

Sie sieht sich allein mit Allessandro.

Dreißigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Der Magier hielt die Hand der Jungfrau gefaßt.

Regina wagte es nicht, ihn anzublicken; ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, daß eine Gefahr sie bedrohe, sie wollte um Hülfe rufen, aber sie fand nicht den Muth dazu — das arme Mädchen war in diesem Momente hülflos.

Regina, begann der Magier wehmüthig, mein Erscheinen hat Sie überrascht, ich war weit von hier entfernt, da erhielt ich die Kunde, daß Sie und Ihre Mutter in meinem Landhause zu Besuche seien, und ich eilte heim, und kam zu rechter Zeit, um aus dem Zauberrahmen heraus vor Sie hinzutreten und Sie zu empfangen, wie man einen lieben Gast empfängt. Regina, was hat Ihnen der Arzt gethan, daß Sie ihn so erbarmungslos verstießen, haben Sie nie bedacht, daß der Magier die Unbill rächen könnte, die Sie Ihrem Retter, dem Arzte zugefügt?

Herr Graf — Sie werden doch nicht? —

Erschrecken Sie nicht, es ist ferne von mir, Ihnen nur mit einem harten Worte entgegenzutreten, Sie sind unschuldig an der Beleidigung, die Ihre Mutter mir angethan — obwohl ich ihr Rache schwur — vergebe ich ihr doch, weil sie Ihre Mutter ist.

Wenn Sie wüßten, Herr Graf, was in unserer Wohnung vorfiel. —

Ich weiß Alles! Ein böser Geist hat die Formen Ihres Bruders angenommen und Sie vor mir gewarnt; ich wußte es, und ließ Sie gewähren. Ich wollte mich überzeugen, ob Ihr Herz, wenn ich einige Zeit von Ihnen ferne geblieben, ob es sich von mir wenden würde? Wäre dieß geschehen, ich wäre Ihnen niemals mehr erschienen, es kam jedoch, Dank den guten Geistern, welche ihren Einfluß auf Sie nicht verloren, es kam anders. Wenn auch ferne von mir, dachten Sie doch immer an mich, weilten mit Ihren Gedanken bei mir, diese zarte Anhänglichkeit rührte mich, ich erbarmte mich Ihrer, und Sie stehen wieder vor mir, Ihrem Arzte, Ihrem Retter.

Kommen Sie, Herr Graf, fort, fort —

Wohin wollen Sie? —

Zu meiner Mutter —

Gönnen Sie der erschöpften Greisin die Ruhe, deren sie sich eben erfreut —

Zur Gräfin.

Die Gräfin Santa Croce weilt bei Ihrer Mutter und überwacht ihren Schlummer, — doch, warum fliehen Sie mich? Haben Sie es in der kurzen Zeit unserer Trennung verlernt, Vertrauen zu mir zu haben?

O kommen Sie, Herr Graf!

Warum nennen Sie mich nicht wie früher, Alessandro?

Ich darf nicht —

Sie dürfen nicht? Wer kann es Ihnen verwehren, wenn Ihr Herz Sie drängt, mich bei dem vertraulichen Namen zu nennen? Wer kann es Ihnen verbieten? Sind Sie noch ein Kind, das sich von der Mutter am Gängelbande leiten läßt? Regina, theure Regina, werfen Sie doch das kindische Wesen ab, und erheben Sie sich zur Höhe, die Sie einzunehmen berufen sind.

Ich verstehe Sie nicht, Alessandro.

Oh, Sie werden mich schon verstehen, wenn Sie mich nur anhören mit Liebe und Vertrauen, so wie ehedem. Der

Augenblick ist günstig — gehorchen Sie Ihrer Mutter, das gebeut Ihre Kindespflicht, aber widerstreben Sie auch nicht mir, ich will heute meine einstige Zusage erfüllen — Sie einführen in das Reich der Geister, Sie sollen schauen die Herrlichkeiten einer bisher kaum geträumten Welt, einer magischen Schöpfung — Regina, — geliebte Regina — kommen Sie. —

Nein, nein, Alessandro, lassen Sie mich —

Regina, wozu das vergebliche Sträuben, Sie besitzen nicht die Kraft, mir zu widerstehen, Ihr Herz hängt an dem meinen, ich fühle selbst den Schmerz, den auch Sie empfinden, indem Sie sich von mir loszureißen streben. Wozu also mir und Ihnen diese Qual?

Die Jungfrau glaubte in der That das zu fühlen, was der Magier sagte. Sie zitterte — die Angst machte sie jetzt erbleichen — der Sturm des Blutes ließ sie im nächsten Momente erröthen — ihr Blick flog wirr umher, als suche er Rettung und doch zeigte er zugleich ein Entzücken, das zu bannen sie eben so wenig vermochte, wie die frühere Furcht. Sie hielt den Grafen von sich entfernt und hätt' ihn doch gern umschlungen — eine Thräne begann das zarte Aug' zu feuchten und doch jubelte es in ihrem Herzen.

Dieser Kampf — dieser unerklärbare Widerspruch zehrte alle ihre Kraft auf.

Alessandro, flehte sie, lassen Sie mich, ich bin nicht stark genug, die Schrecken des Jenseits zu schauen — ich flehe Sie an —

Sie lieben mich also nicht?

Lassen Sie mich — ja — ja — ich liebe Sie — unendlich — aber eben deßhalb — wollen Sie mich tödten durch Angst und Schrecken —

Du wirst nicht sterben, heißgeliebtes Wesen, Du wirst vielmehr erstarken, neu aufleben unter dem Odem meines Kusses, in der Gluth meiner Umarmung.

Er umschlang den zarten Leib, und preßte ihn mit

Liebesgluth an sich — Regina ließ ihr Haupt wie bewußtlos auf seine Schultern fallen; so senkt die Blume ihre Krone, wenn um Mittag der Sonnenstrahl niederbrennt und ihre Kraft aufzehrt.

Jetzt, Geliebte, komm'! flüsterte der Magier —

Er fühlte, daß bei der Jungfrau jede Kraft zum Widerstande geschwunden war, und schon leuchtete die Gewißheit des Sieges, das Gelingen seiner Rache, aus dem gierigen Blick — da flog plötzlich die Thüre auf.

Cagliostro schrak auf, und trat betroffen drei Schritte zurück.

Regina glitt auf den Boden.

Kornelius Lohberg stand dem Magier gegenüber.

Der junge Mann war plötzlich und rasch eingetreten. Er glaubte nur den Magier zu finden, die angetroffene Situation überraschte ihn daher — er blieb erstaunt stehen.

Sein Auge drohte zu vergehen.

Oh, mein Gott, rief er, auch dieß noch.

Der Magier trat ihm mit zornfunkelnden Augen entgegen.

Was suchen Sie hier? herrschte er ihm zu, in diesem Flügel wohnt die Gräfin nicht. Begeben Sie sich hinüber, Seraphine erwartet Sie, und wünscht mit Ihnen zu sprechen.

Der junge Mann sah den Magier mit einem verächtlichen Blicke an, und erwiederte: Mein Besuch gilt Ihnen und nicht der Gräfin —

Mir? Was wollen Sie von mir?

Viel, mein Herr, sehr viel! Doch entfernen Sie früher diese Dame.

Regina hatte indessen ihr Bewußtsein wieder erlangt, und begann sich emporzurichten. Wie fragend blickte sie umher und gewahrte nun nebst dem Magier einen fremden jungen Mann. Sie schien sich des Vorgefallenen zu ent-

sinnen, sprang auf, und rief: Meine Mutter — um Gotteswillen — wo ist meine Mutter?

Von außen herein drang eine Frauenstimme, welche den Namen: „Regina!“ rief.

Kornelius eilte zur Thüre, öffnete sie, und Frau Beate stürzte herein.

Beim Anblicke des Wunderdoktors schrie die Matrone auf; er, den sie ferne glaubte, war da!

In ihrem Geiste begann es sich zu enthüllen; sie ahnte was man hier vor hatte.

Die Anwesenheit eines Dritten ließ sie jedoch hoffen, daß die schändliche Absicht noch nicht gelungen war und ein Blick auf Regina bestärkte sie in dieser Meinung.

Sie eilte auf ihr Kind los, und rief: Regina — komm — von hier — wir wurden getäuscht — betrogen — komm — laß uns fliehen von dem Orte des Unheils.

Sie zog die Jungfrau mit sich fort — Cagliostro wollte ihr nacheilen — allein Lohberg trat ihm in den Weg, und sagte ernst und gebieterisch: Bleiben Sie, mein Herr, bleiben Sie!

Zurück! Welch' ein Dämon hat Sie hieher geführt.

Kein Dämon war's, sondern mein guter Geist; ich kam — wie ich wahrnahm — zu rechter Zeit, um zu verhindern, daß nicht noch ein armes Mädchen, so wie einst Marie Lohberg, ihr Lebensglück verliere.

Bei dem Namen „Marie Lohberg“ wurde der Magier bleich wie ein Gespenst.

Kornelius wußte jetzt, daß er sein Vater war, Keil hatte den Verräther gespielt.

Alessandro athmete tief auf, sein Blick ruhte finster auf dem jungen Manne.

Vater und Sohn standen sich gegenüber.

Mein Herr, begann Kornelius nach einer langen Pause, das Gaukelspiel ist zu Ende. — Ich habe stets gefürchtet, jenem Manne zu begegnen, der mir dieß unglückliche Leben

gab, der Himmel hat es anders gewollt, er ließ mich Sie finden, indem ich, ohne es zu wollen, der Retter eines Mädchens wurde, welches so wie meine Mutter zur Beute Ihrer Leidenschaft bestimmt ward, Sie sehen, wie wohlerwogen stets die Fügungen der Allmacht sind. Damals hatten Sie einen Bösewicht zum Genossen, dessen Geiz und Eigennutz Ihren Plan begünstigte, heute steht Ihnen ein Weib zur Seite, ein Weib, deren Leidenschaften eben so groß und mächtig sind, wie die Ihren, sie verdarb, was Sie schufen, und darum mißlang Ihnen heute, was damals Ihnen glückte.

Wozu diese Betrachtungen, nahm jetzt der Vater barsch das Wort, was willst Du hier? Du bist mein Sohn, ich weiß es, ich wußte es, als ich Dich zum ersten Male sah, ich bin also durch Dein Erscheinen gar nicht überrascht, wozu also dieser Kanzelton? Mein Ohr verträgt dergleichen nicht. Geh' Du Deine Wege und laß mich meine gehen. Was von jeher getrennt war, läßt sich nicht mit einem Male zusammenfügen.

Sie haben Recht, mein Herr, ich bin auch gar nicht gewillt, Gefühle zu fordern, die Ihrem Herzen fremd sind, es widersteht ja auch mir, Sie Vater zu nennen, und wenn Sie mir auf diese Weise, wie es geschah, hundertmal das Leben gegeben hätten. Ich werde meine Wege gehen, so wie Sie die Ihren — ich trage kein Verlangen, mit Ihnen Hand in Hand zu wandeln. Sie fragen mich jedoch, was ich hier wolle? und darauf muß ich Ihnen antworten: Sie haben meine Mutter elend gemacht, Sie haben sie mißhandelt, getreten, gestoßen, und der Verzweiflung preisgegeben, und dennoch hat meine Mutter Ihnen nicht geflucht; Sie waren der Vater ihres Kindes, das vergaß die Arme selbst auf dem Sterbebette nicht. In den Augen meiner Mutter war Ihr Helfer, der Kurator, der Hauptschuldige, auf ihn übertrug sie ihren ganzen Haß, ihre ganze Rache. Ihnen hat sie vergeben, ihr Elend jenem Schurken zu vergelten,

habe ich jedoch schwören müssen. Hätte meine Mutter Sie so gekannt, wie ich Sie jetzt kenne, hätte sie gewußt, wie Sie an ihrem Kinde, welches ja auch das Ihre ist, handeln würden, sie hätte wahrscheinlich dem Fremden weniger und Ihnen mehr gegrollt, sie that es nicht, so geschehe, was sie gewollt, — ich verstumme, denn es steht mir nicht zu, den Mann zur Rechenschaft zu fordern, den Vater zu nennen mich die Natur verurtheilt hat. Hören Sie mich also an. Sie wollten die Flucht des ehemaligen Kurators begünstigen, ich verhinderte es, und Keil, um sich zu retten, verrieth mir, daß Sie mein Vater seien. Ich habe beschlossen, gegen Keil bei den Gerichten einzuschreiten, die Angelegenheit ist jedoch verjährt, und Sie allein sind im Stande anzugeben, daß und wie er meine Mutter betrogen hat. Diese Angabe fordere ich von Ihnen —

Wie, ich sollte?

Ja, mein Herr, Sie werden gegen den Elenden zeugen, der meine Mutter unglücklich gemacht hat, Sie werden dadurch auch einen Theil dessen sühnen, was Sie verschuldet.

Nimmermehr!

Sie weigern sich?

Hältst Du mich für so thöricht, daß ich mich selbst in Gefahr begebe? Meinst Du, Keil werde mich schonen, wenn er sieht, daß ich ihn verderbe?

Auch daran habe ich gedacht — Ich begehre von Ihnen kein mündliches Zeugniß — Sie geben mir ein schriftliches Dokument, in welchem Alles enthüllt ist, von Ihrer Hand gerechtfertiget, und mit Beweisen, die Keil nicht leugnen kann, belegt.

Der Magier dachte eine Weile nach, darauf sagte er: Geh', ich werde über die Sache nachdenken.

Ich wünsche eine bestimmte Antwort.

Geh', sage ich, und fordere nicht mit Ungestüm, was ich Dir zu gewähren ohnedem geneigt bin. — Geh' — und vergiß nicht — daß jener Elende auch mich herausge-

fordert hat, indem er Dir verrieth, was Du ohne ihn niemals erfahren haben würdest.

Kornelius folgte der Weisung seines Vaters und entfernte sich aus dem Gemache.

Seraphine, bestürzt über die Vorgänge, die ihren Plan vereitelten, harrte nach der Entfernung der beiden Frauen mit Ungeduld des Augenblickes, wo Kornelius das Gemach verlassen würde.

Eine Zofe hatte den Auftrag, den jungen Herrn zur Dame des Hauses zu bescheiden.

Er nahm die Einladung nicht an, sondern eilte aus dem Hause.

Er mußte vor dem Fenster der Gräfin vorüber.

Seraphinen's flehender Blick hielt ihn auf.

Kornelius, bat sie, haben Sie keine Minute mehr für eine unglückliche Frau.

Sie verzeihen, Madame, sagte er mit eisiger Kälte, der Sohn Alessandro's kann mit der Gräfin Santa Croce nicht mehr verkehren.

Was sagen Sie?

Ich bin der Sohn jenes Mannes, der Ihr Herr und Gebieter ist, dessen Werkzeug Sie sind. Leben Sie wohl.

Seraphine taumelte vom Fenster weg, und sank in Ohnmacht.

Kornelius Lohberg eilte gegen die Stadt.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein Wiedersehen.

Kornelius Lohberg lenkte seine Schritte gegen das Palais der ungarischen Garde.

Auf dem Antlitze des jungen Mannes malten sich Kummer und Trauer. Die Ereignisse der letzten Zeit waren auf sein Gemüth nicht ohne Eindruck geblieben.

Von dem Momente an, da wir ihn kennen lernten, bis zu dem jetzigen Augenblicke, was hatte er nicht Alles erlebt!

Von dem einen Herzen riß er sich los — von dem anderen verscheuchte ihn die Untreue — hier fand er den Verderber seiner Mutter, dort seinen Vater — und überall litt sein Herz, nirgends fand sein Gefühl einen angenehmen Ruhepunkt, er hatte mit Ausnahme Wendelin's keinen Freund, keine Freude.

Wir haben erwähnt, daß Lohberg sich in das Palais der ungarischen Garde begab, sein Weg führte ihn zu Aurelie.

Der junge Mann fand das Fräulein in schwarzen Gewändern, mit bleichem Antlitze und verweinten Augen.

Sein Besuch überraschte.

Fräulein Aurelie, begann er mit einem Tone, aus dem die herzlichste Theilnahme sprach, eine Theilnahme, wie sie nur Derjenige dem Unglücklichen gegenüber offenbaren kann,

der selbst unglücklich ist, Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich trotz der letzten Szene zwischen Ihnen und mir dennoch die Schwelle Ihres Hauses übertrete. Nur der Unglückliche vermag das Unglück zu ermessen, weisen Sie mich nicht zurück, ich biete Ihnen meine Theilnahme, meine Hülfe, Alles, was ich Ihnen zu bieten vermag.

Ich danke Ihnen, Herr Lohberg, antwortete Aurelie unter Thränen, ich bedarf keines Mannes Hülfe, keiner Theilnahme —

Sie vermochte vor Schluchzen nicht weiter zu sprechen.

Ihre Thränen, sagte Kornelius, bezeugen gerade das Entgegengesetzte von Dem, was die Lippen sprechen. Welcher Unglückliche bedürfte nicht der Theilnahme? Und sind Sie nicht unglücklich? Unglücklich ohne Ihr Verschulden, so wie ich es bin? Fräulein Aurelie, wenn Sie wüßten, was ich in den letzten Tagen Alles erlebt habe!

Gewiß nichts Schmerzlicheres, wie ich, entgegnete Aurelie, von der Höhe eines reinen, makellosen Familienrufes plötzlich hinabzustürzen in die Klasse der Verworfenen, Ehrlosen — oh, Herr Lohberg, das Marternde dieses Gefühls läßt sich nicht beschreiben, es kann einen verletzenderen Schmerz geben, aber einen grausameren gibt es nicht.

Die Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel.

Wer hätte das Entsetzliche nur ahnen können? Der unglückliche Greis verschloß Alles in seiner Brust — er vertraute Niemandem seine Lage, und ließ sich von Betrügern an den Abgrund leiten, in den er stürzte. Herr Lohberg, zürnen Sie nicht, daß ich einen Bund, dem auch Sie angehören, verdamme, aber kann ich anders? War es nicht die Rosenkreuzerei, die meinen greisen Onkel in's Verderben stürzte? Sie raubte ihm die Zeit, die er seinem Dienste hätte widmen sollen, sie verschlang in nutzlosen, chemischen Versuchen Summen, und brachte ihn so dem Sturze immer näher, bis endlich ein Elender ihn vollends niederwarf.

Da der junge Mann sie fragend anblickte, so fuhr Aurelie fort: Ich sehe, Sie wissen nicht, wen ich meine? Mein Onkel hat mir es ebenfalls erst nachdem er eingezogen wurde, anvertraut, daß seine wirkliche Schuld erst mit dem Ankaufe des philosophischen Goldsalzes beginne, und dazu verleitete ihn jener Betrüger, der in Währing —

Lohberg fuhr empor.

Cagliostro? rief er in der höchsten Bestürzung.

Aurelie sah ihn befremdet an, und bejahte durch eine Kopfbewegung seine Frage.

Der junge Mann schaute mit einem schmerzvollen Blicke nach oben.

Allmächtiger Gott, flehte er, indem er seine Hände emporhob, hast Du des Unglückes noch nicht genug über mich gesendet, soll die Last mich ganz zermalmen? Hat er des Elendes noch nicht genug gesäet? Und ich — ich muß das Alles wissen, muß es hören und darf nicht — darf nicht —

Was haben Sie, Herr Lohberg? fragte Aurelie besorgt.

Ach, wenn Sie die Verkettung zwischen Ihnen und meinem Unglück wüßten! Jener Mann, den Sie anklagen, den klage auch ich an. Ihnen hat er den Onkel in's Verderben gelockt, und mir — oh Aurelie, Sie kennen das unglückliche Verhältniß meiner Geburt, ich habe es Ihnen einmal vertraut; damals ahnte ich freilich nicht, daß ich in so kurzer Zeit darauf meinen Vater finden würde.

Ihren Vater?

Ja, meinen Vater; es ist jener Mann, den Sie einen Elenden, einen Betrüger schalten.

Aurelie erbleichte wo möglich noch mehr.

Kornelius ließ sich auf einem Sessel nieder, bedeckte seine Augen und fing an zu schluchzen — der Gedanke, daß sein Vater auch jener Person, die ihm nebst Wendelin die Theuerste auf dieser Erde war, Unglück brachte, dieser Ge-

danke goß einen so glühenden Schmerz in die Seele, daß er wie ein Kind zu weinen begann.

Das Fräulein blickte ihn mit Wehmuth an, sie fühlte mit ihm, sie bedauerte ihn.

Herr Lohberg, sagte sie mit einer Stimme, aus welcher ihre Liebe hervorleuchtete, ich wollte Ihnen nicht wehe thun, der Himmel weiß es, es war nicht mein Wille!

Wozu diese Entschuldigung? Sprachen Sie nicht wahr? Steht er nicht vor aller Welt als Gaukler und Betrüger da? Hat er nicht auch meine Mutter betrogen? Meine arme, unglückliche Mutter, was hat sie nicht von diesem Manne zu leiden gehabt, der ihr Glück so verschlang wie einen Theil ihres Vermögens.

Ist die Gräfin Santa Croce jetzt seine Gattin? fragte Aurelie schüchtern.

Kornelius erröthete.

Nein, sie ist nichts, als sein Werkzeug; Jene, die seine Magie nicht blendet, Jene verführt seine Genossin. Schambedeckt stehe ich vor Ihnen, die Verirrung bereuend, zu welcher ich mich durch ein reizendes Frauenantlitz verleiten ließ, die Schönheit hat mich einen Augenblick geblendet, doch kaum erkannte ich die Schlange unter den Rosenblättern, so rang ich mich los; ich habe mir keinen Vorwurf zu machen, ich bin nicht gestrauchelt, ich habe mich nur verirrt, und dann wieder den rechten Weg gefunden.

Aurelie blickte ihn unter Thränen an.

Nur verirrt, sagte sie wehmüthig lächelnd und ohne Vorwurf, Sie haben aber nicht gedacht, daß bei dieser Verirrung auch andere Menschen mit leiden, Sie haben nicht erwogen, daß diese Verirrung Anderen vielleicht Tausende von Thränen kostet —

Aurelie, was sagen Sie?

Ach, Herr Lohberg, ich habe viel gelitten, doch wozu diese Worte, es soll, es kann nicht sein.

Lohberg faßte die Hand des Fräuleins.

Aurelie, sagte er, was das Unglück verbindet, hält fester zusammen, wie das, was Glück vereinet; das Unglück ist ein schmerzvoller Kitt, aber er überdauert Zeit und Leid; uns hat das Glück getrennt, das Unglück führt uns zusammen; meine Pflicht ist, nie zu vergessen, daß mein Vater es war, der einen Theil der Schuld an Ihrem Unglück trägt. „Zwei Scheidewände, so sagten Sie jüngst, trennen uns von einander: die Gräfin und Ihre Geburt!“ die erstere dieser Wände ist verschwunden, und über die andere wird uns das Geschick hinwegführen — ich wage die Hoffnung, daß der Himmel in seiner Allgerechtigkeit dem unverschuldeten Kummer die Freude folgen lassen wird.

Aurelie antwortete nicht, die Thräne in ihrem Auge und ihr leises Erbeben zeugte, daß sie Kornelius verstand und in ihrem Herzen dieselbe Hoffnung nährte.

Der junge Mann nahm Abschied, dießmal warm und innig; er erkannte die Neigung Aurelien's und freute sich ihrer, denn er fühlte auch in seinem Herzen das Zunehmen jener Zuneigung, die schon einmal erwacht und von ihm fast mit Gewalt verscheucht worden war.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Herr Wendelin Taub ist noch nicht am Ende seiner Abenteuer.

Der Blondin war allein.

Kornelius, nachdem er, wie wir wissen, die Nacht bei ihm zugebracht, hatte ihn verlassen.

Was fange ich heute an? dachte der Blondin, wohin soll ich gehen? Mit oder ohne Sultan? Wer sich einige Zeit gewöhnt hat, zwischen zwei Rosen umher zu flattern — der verspürt einen bedeutenden Katzenjammer, wenn er auf einmal, ohne Charakter in den Ruhestand getrieben, zwischen zwei Stühlen auf den Boden zu sitzen kommt. Und was waren das für zwei Stühle! Das waren keine gewöhnlichen Stühle, sondern gepolsterte Sesseln, oh Gott, dergleichen findet man nicht alle Tage. Justine, die Barbarin! Nein, keine Barbarin, sie hat Recht, ich hätte die Preußin meiden sollen, dieß war meine Schuldigkeit als halber Bräutigam und als ganzer Patriot — von nun an werde ich sie aber auch meiden, mit ihr ist's aus, auf ewig aus! — Entweder die Jungfer Hanni, die Mamsell Wurzel wollt' ich sagen — verdammt, jetzt steigt mir diese Hausmeisterische auch schon wieder in dem Kopf herum — also entweder die Wurzel, oder eine Andere, aber die Preußin nicht mehr, nie, nie!

Nach einer Pause: So halt' ich's nicht aus; ich habe gefehlt, ich will den ersten Schritt thun, ich muß wissen,

woran ich bin? Mich, so mir nichts, Dir nichts abzudanken, ohne „Behüt' Gott," ohne „Lebe wohl," das ertrag' ich nicht — ich thue also den ersten Schritt, ich will der Racine schreiben. Komm' her, Sultan — ah so — kusch — ich werde schreiben.

Wendelin setzte sich an den Tisch und schrieb nach einigem Nachdenken folgenden Brief:

„Angebetete Racine!"

„Sie haben mich verstoßen, Sie hatten Recht, denn das Glied, das mich ärgert, das reiß' ich ab, so steht geschrieben, und ich habe Sie geärgert. Aber es gibt gewisse Dinge, die heute recht sind und morgen nicht — dazu gehört auch Ihr Zorn. Die Preußin hat Ihnen gegenüber eine sehr zweideutige Rolle gespielt, wenn sie aufrichtig ist, wird sie Ihnen gestehen, daß sie auch bei mir nicht sehr eindeutig gewesen ist, uns Beiden bleibt daher nichts übrig, als die Arme zu bedauern, welche ihrem angestammten Geschicke erlag; aber uns hassen, uns fliehen? — Oh, Racine — das heißt, unser besseres Selbst mit Füßen treten! Es ist zwar angenehm, von einem lieben Fuß getreten, und dann bei der Versöhnung mündlich geküßt zu werden, allein noch angenehmer i st es, sich nie zu treten und immer zu küssen. Ich bekenne meine Schuld, und bitte Sie um Vergebung, kann ich mehr thun? Was wollen Sie noch? Was soll ich thun, um meinen Fehltritt zu sühnen? Ich kann ohne Sie nicht leben, Sie wissen es und martern mich doch, das ist nicht schön von Ihnen, so handelt keine Wienerin, wenn sie auch einen französischen Namen hat. Justine, wie lange werden Sie mir noch zürnen? „Kusch Sultan!" —

Ah so, verdammte Geschichte, jetzt schreib' ich in dem Brief „kusch Sultan" hinein, was soll ich jetzt thun? Soll ich die Dummheit ausstreichen oder ausradiren? Nein, die Zigeunerfarbige würde über Nichtachtung klagen, wenn sie einen radirten Brief erhielte, sie weiß leider Gottes nur zu gut, was Anstand ist, von Ausstreichen oder Ausradiren

darf daher keine Rede sein, es bleiben also nur zwei Wege übrig, entweder den Brief nochmals abschreiben, oder das „Kusch Sultan“ bleibt stehen. Ich wähle das Letztere, Justine soll sehen, daß ich an meinem Briefe nicht geklügelt habe, sondern daß er aus der Fülle meines Herzens geflossen ist. Also weiter:

„Wie lange werden Sie mich noch aus Ihrer Nähe verbannen? Ist es gerecht, das Sie mich um einer einzigen Preußin halber so viel leiden lassen? Racine, göttliche Racine, lassen Sie Gnade walten; Gnade einem Armen, dessen erste Dummheit, die Rosenkreuzerei, eine Menge andere Dummheiten nach sich zog. Leben Sie wohl, denken Sie an den armen Sultan — Wendelin wollt' ich sagen und seien Sie überzeugt, daß er nur an Sie denkt und von Ihnen träumt. Ich verbleibe Ihr Sie innig, ewig und aufrichtig Liebender

Wendelin Taub.“

Nachdem der Brief vollendet war, überlegte der Blondin, auf welchem Wege er ihn der Ex-Kammerjungfer zumitteln sollte? Er hatte ihn bald gefunden.

Der Blondin kleidete sich an, pfiff seinem Sultan, und verließ mit ihm das Haus.

Herr und Hund spazierten selbander gegen die Alser-vorstadt.

Wendelin war in seine Gedanken so vertieft, daß er den Weg bis zu Justinen's Wohnung zurückgelegt hatte, ohne eigentlich recht zu wissen, wie er so schnell dahingekommen war.

Da stand er nun vor dem Hause, in welchem sie wohnte, sie, nach der er sich sehnte, ohne die er, wie er schrieb, nicht leben konnte.

Er hütete sich, das Haus zu betreten, sondern rief Sultan zu sich, wickelte den Brief in ein frischgewaschenes weißes Schnupftuch, welches er zu diesem Zwecke eigens mitgenommen hatte, gab das Tuch dem Bullenbeißer in den

Rachen, und sagte zu ihm: „Marsch, Sultan, trag' das hinauf!“

Der Vierbeinige, als hätte er im Voraus gewußt, was er zu thun haben würde, war in einigen Sätzen im Hofe und verschwand in der Thüre.

Wendelin harrte des Erfolges. Er war überzeugt, daß Sultan seine Mission auf's Trefflichste ausführen würde, in dieser Beziehung hatte er daher gar nichts zu besorgen; nicht so ruhig blieb er jedoch in Bezug auf die zweite sehr zusammengesetzte Frage: Wie wird Justine den Brief aufnehmen? Wird sie antworten oder nicht? Und wenn sie antwortet, was wird sie antworten?

Der Blondin spazierte ungeduldig auf und nieder. Sein Herz pochte heftig, er vermochte nicht eine vollkommene Versöhnung zu erwarten, aber was er mit aller Bestimmtheit erwartete, war Nachgiebigkeit von Seite der Erzürnten, ein Entgegenkommen auf halbem Wege.

Wendelin durfte nicht lange harren, nach kaum fünf Minuten, kam der vierfüßige Liebesbote, oder eigentlich Versöhnungs-Vermittler zurück.

Sultan flog daher, als ob er seinem Herrn das größte Glück dieser Welt überbrächte. Der Blondin sah schon aus der Ferne, daß er das Tuch abermals zwischen den Zähnen trug.

Sollte er eine Antwort mitbringen? dachte der Stutzer, er kommt zu schnell zurück, in so kurzer Zeit schreiben Frauen keine Antwort, doch vielleicht sind es ein paar Worte: „Komm', mein Lieber!“ oder: „Ich erwarte Dich!“ u. s. w.

Er nahm das Tuch und schlug es auseinander.

Alle Teufel! Das ist ja mein Brief wieder. Hat sie ihn gar nicht geöffnet? Doch, doch, das Siegel ist erbrochen. Ah, ich merke, sie hat wahrscheinlich ihre Antwort gleich darunter geschrieben — er öffnet rasch den Brief — was seh' ich? Der Brief entsiegelt, sie hat ihn also gelesen, und keine Antwort! Doch halt, da da, — ach Gott — da steht

die Antwort — gräßliche Antwort — ich vergeh' vor Gram und Scham — es bleibt mir kein Mittel, als mich selbst umzubringen — kusch, Sultan, verdammte Bestie, kannst Du nichts Klügeres herabbringen — diese Antwort, so einfach und doch so zermalmend, ein Kreuz — ein Kreuz über meinen unterschriebenen Namen, das heißt, durch Worte erklärt: „Ich mache über Wendelin Taub das Kreuz, denn bei ihm ist Hopfen und Malz verloren!“ Oh, mein armes Herz, Hopfen und Malz, kusch, Sultan, komm', wir gehen in's Bierhaus.

Die Verzweiflung trieb den gekränkten Stutzer in die Arme „des Königs von Brabant, der zuerst das Bierbrauen erfand,“ aber es gibt Kränkungen, die sich durch Flüssigkeiten nicht so leicht wegwaschen lassen, Wendelin merkte, daß sein Kummer mehr Kraft hatte, als das Horner- und Luftbier, kehrte wieder heim, und sann auf andere Mittel, sich der Unbarmherzigen zu nähern.

Am anderen Tage erschien Wendelin Taub ganz festlich gekleidet in Justinen's Wohnung. Dieses Mal hatte er den Hund zu Hause gelassen.

Die Dame empfing ihn so, wie man einen Fremden empfängt.

Der Blondin blieb vor ihr stehen, und sagte mit feierlicher Stimme: Mamsell Justine, wollen Sie mich anhören?

Ich höre Sie an, aber ich sage Ihnen im Voraus, daß ich Ihnen nicht glaube, was Sie sagen werden.

Sie sind unversöhnlich?

Ich lasse mich nicht betrügen.

Sie glauben dennoch der Preußin mehr, wie mir?

Frau Götz hat keine Ursache mich zu belügen.

Hat sie Ihnen auch gesagt, durch welche Veranlassung ich sie kennen lernte?

Ich weiß Alles. Mit Rosenkreuzerei hat es angefangen, und in Liebelei ist es übergangen.

Liebelei — kusch, Sultan — ah so — die Preußin ist eine Verrätherin —

Wenn man eine Verrätherin sein kann, muß es etwas zu verrathen geben, Sie sehen, Sie haben sich selbst verrathen.

Wendelin kratzte sich hinter dem linken Ohre und murmelte: Die Schamlose!

Justine hörte es, und entgegnete: Schamlos ist man dann, wenn man mit Hartnäckigkeit leugnet, was klar wie die Sonne ist.

Hol' der Kukuk diese Sonne! Ich bin also verstoßen?

Racine verzog spöttisch den Mund, und sagte: Nicht verstoßen — nur verabschiedet.

Und mein Herz?

Was geht mich Ihr Herz an.

Es wird brechen.

Dazu ist es zu elastisch.

Racine!

Herr Wendelin!

Sie haben ein Kreuz über meinen Namen gemacht.

Ich hoffe, Sie verstanden, was ich damit sagen wollte.

Sie treiben mich in den Tod.

Sagen Sie lieber, in die Arme einer Anderen.

In die Arme einer Anderen? Kusch — ah so — Woher nehmen und nicht stehlen? Es müßte nur Jungfer Hanni sein.

Jetzt fiel die Kammerjungfer aus der künstlichen Eisgrube, welche sie um sich her aufgeführt hatte, heraus. Sie fuhr auf, und rief: Jungfer Hanni? Wer ist diese Jungfer Hanni?

Dem Blondin entging die Wirkung dieser zufällig hingeworfenen Worte nicht, und er beeilte sich, die Schwäche seines Feindes zu benützen.

Er versetzte: Jungfer Hanni ist ein braves Mädchen —

Vielleicht auch eine Preußin?

O nein, sie ist ein Landeskind.

Es war vorauszusehen, daß Sie bald Ersatz finden würden.

Der Stutzer zuckte mit den Schultern, als ob er sagen wollte: Wer kann dafür, daß ich so liebenswürdig bin?

Racine's Augen funkelten, sie bezwang sich jedoch, und antwortete kalt: Ich gratulire, mein Herr —

Danke recht schön —

Sie kehrte ihm den Rücken.

Mamsell Justine!

Was wollen Sie noch?

Sie gehen unversöhnlich von mir?

Ja, mein Herr.

Racine, ich flehe Sie an!

Gehen Sie, gehen Sie.

Der Blondin sah sie mit einem verzweifelnden Blicke an, und sagte dann entschlossen: Gut denn, ich gehe, was auch immer geschehen wird, Sie haben es auf der Seele.

Die Kammerjungfer lachte höhnisch auf.

Wendelin eilte fort.

Warte nur, rief er, ich will Dir es schon vergelten. Ich habe Deine verwundbare Ferse erforscht, ich werde meine Entdeckung benützen. Jungfer Hanni muß mir beistehen, warte nur, Barbarin, Du glaubtest mich zu quälen, jetzt werde ich Dich in die Enge treiben.

Die Kammerjungfer ihrerseits war nach Wendelin's Entfernung nicht so ruhig, als man ihrem kalten Benehmen nach hätte vermuthen sollen. Ein Selbstgespräch wird uns über ihre Stimmung Aufschluß geben.

„Er geht wirklich, sagte sie, ich hätte ihn nicht so streng behandeln sollen. Er hat für seine Untreue genug gelitten. Wer mag nur diese Jungfer Hanni sein? Sollte er wirklich ein Mädchen dieses Namens kennen? Ob sie wohl hübsch ist? Mein Gott, wenn er Ernst machte? Wenn er in seiner Narrheit wirklich eine Andere nähme? Es wäre abscheulich!

Ich darf mir's nicht verhehlen, er ist's im Stande, ich muß vorsichtig sein. Wenn ich nur wüßte, was es mit dieser Jungfer Hanni für ein Bewandtniß hat? Wenn diese Person hübsch ist, dann ist Gefahr im Verzuge, er heiratet sie mir zum Trotz, und ich kann für meine Härte büßen. Ich muß Gewißheit haben, ich will einen Vertrauten senden; er muß dem jungen Herrn auf allen seinen Wegen folgen, und wir werden bald erfahren, ob er wieder eine neue Flamme hat, wer sie ist, und was er im Schilde führt."

Justinen's Entschluß kam nicht zur Ausführung. Wendelin selbst überhob sie der Mühe und der Kosten, welche die Späherei ihr verursacht hätte.

Am nächsten Vormittage, die Kammerjungfer war noch im leichten Morgenanzuge, erschien Wendelin an der Seite eines sehr einfach, aber nett gekleideten Mädchens bei ihr.

Racine wurde bleich, das Mädchen war jung und hübsch. Die Kammerjungfer zitterte zum Theile vor Zorn, zum Theile aber — und vielleicht zum größeren — vor Angst.

Mamsell Racine, begann Wendelin freundlich, Sie verzeihen, daß ich Sie noch einmal belästige, ich komme bloß, von Ihnen Abschied zu nehmen, und will Ihnen bei dieser Gelegenheit meine künftige Gattin vorstellen —

Ihr — re — Gat — tin?

Ja, göttliche Racine. Jungfer Hanni — wendete er sich zu seiner Begleiterin — Sie sehen, daß ich nicht lüge. Mamsell Justine ist, was ich Ihnen gestand, eine reizende Dame, sie war meine Braut, zwang mich wegen preußischen An- und Ungelegenheiten, die Sie ebenfalls kennen, sie zu verlassen, und da ich ohne Liebe nicht leben kann, so heirate ich Sie. Sie kennen meine Vergangenheit und Gegenwart, meine Zukunft hängt von Ihnen ab. Sie sind ein armes Mädchen, ich besitze 30,000 Gulden — Sie haben schon einen Liebhaber gehabt, ich eine Geliebte, vielleicht auch mehrere — kusch, ah so — aber daran liegt nichts — ich kümmere mich um die Vergangenheit nicht, was h i n t e r

mir liegt, macht mir nicht heiß, nur was vor mir ist, kostet viel Schweiß. Nicht wahr, göttliche Racine, ich habe Recht?

Die Kammerjungfer spielte bei dieser Auseinandersetzung verschiedene Farben.

Als Wendelin schwieg, fragte sie, aber ohne Spott: Dieß also ist Jungfer Hanni?

Jetzt noch Jungfer Hanni, in acht Tagen Madame Taub.

Sie betreiben Ihre Angelegenheiten sehr eilig.

Sie leiden keinen Aufschub.

Ich gratulire Ihnen, und auch Ihnen, schöne Jungfer.

Die Tochter des Hausmeisters knixte, und erwiederte: Küß' die Hand. Ich werde gewiß sehr glücklich sein. Herr Wendelin ist zwar etwas leichtfertig, allein er ist gut, sanft und nachgiebig. Eigenschaften, die aller Ehre werth sind.

Kennen Sie Ihren Zukünftigen schon lange?

Ich kenne ihn schon sehr lange — habe jedoch erst gestern zum ersten Male mit ihm gesprochen.

Sie wissen also?

Ich weiß Alles, seine Liebe zu Ihnen, sein Verhältniß mit der Preußin — aber was liegt daran? Wer sich von uns frei von dergleichen Herzensangelegenheiten weiß, der werfe den ersten Stein auf die Anderen.

Justine dachte: Sie ist nicht nur jung und hübsch, sondern auch pfiffig, meine Lage ist eine entsetzliche.

Der Stutzer merkte den peinlichen Eindruck, welchen die Situation bei der Kammerjungfer machte und sagte: Ueberzeugt, daß Sie an meinem Glücke den innigsten Antheil nehmen, wünsche auch ich Ihnen nur Angenehmes und Liebes —

Sie wollen schon gehen?

Der Zweck meines Besuches ist erfüllt.

Das heißt, platzte die Kammerjungfer, die dem Sturm ihrer Gefühle nicht mehr Einhalt thun konnte, heraus, Sie wollen mir sagen: „Sehen Sie, Justine, wenn Sie unversöhnlich bleiben, so heirate ich diese da!“

Täuschen Sie sich nicht, göttliche Racine, ich kam bloß, um Ihnen meine künftige Gattin zu zeigen. Zur Versöhnung war es gestern noch Zeit, heute ist es bereits zu spät.

Zu spät?

Ja, Mamsell Justine — ich habe die Schiffe hinter mir verbrannt.

Die Kammerjungfer auf's Höchste bestürzt, wußte nicht, was sie im Drang des Augenblickes erwiedern sollte.

Wendelin spielte seine Rolle so ausgezeichnet und Hanni ging in dieselbe so vortrefflich ein, daß die arme Wurzel die Wahrheit der Angabe nicht mehr bezweifelte.

Sie wendete sich in der Aufregung an Hanni und sagte: Jungfer Hanni, bevor Sie mich verlassen, ersuche ich Sie, mir eine Unterredung unter vier Augen zu gönnen.

Halt, rief Wendelin, dagegen thue ich entschiedenen Einspruch. Unter vier Augen wird nichts mehr verhandelt. Wollen Sie mir heute die Jungfer auch wieder abwendig machen, wie neulich die Preußin, nichts da, kommen Sie, liebe Hanni —

Er faßte die Hausmeisterische an der Hand, und begann, sie mit sich fortzuziehen.

Justine warf ihm einen flehenden Blick zu, und rief in einem Tone, in dem ihr ganzer Schmerz sich abspiegelte: „Wendelin, Sie gehen also wirklich?“

Das Eis war gebrochen.

Der Blondin blieb stehen, blickte sie an und sagte: Ich habe hier nichts mehr zu suchen.

So gehen Sie, gehen Sie.

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Jetzt näherte sich Hanni der Weinenden, ergriff ihre Hand und sagte mit Innigkeit: Mamsell Justine, hören Sie mich an. Ich habe versprochen, die Gattin des Herrn Wendelin zu werden, jedoch nur dann, wenn Sie ihn nicht lieben, und ihn wegen einer, im Grunde mehr leichtfertigen als bösen Handlung grausam von sich stoßen; wie ich jedoch

merke, scheint meine Voraussetzung sich nicht zu bewahrheiten, wenn dem so ist, dann sprechen Sie, und Herr Wendelin ist wieder fort.

Keine Antwort.

Hanni fährt fort: Mamsell Justine, reden Sie, der Augenblick ist da, und kehrt vielleicht nicht wieder, lieben Sie Herrn Taub?

Das war es ja, versetzte die Andere schluchzend, was ich Ihnen unter vier Augen sagen wollte.

Wendelin eilte zur Kammerjungfer, stellte sich kerzengerade vor sie hin und sagte: Das müssen Sie mir und nicht der Jungfer sagen. Racine, göttliche Racine, lassen Sie uns Beide vergessen, was geschehen ist, und ich will freudig rufen: „Kusch Sultan!“ ah so — nein — das heißt, ich will rufen: „Racine, sei wieder mein!“

Die Zigeunerfarbige sank dem Blondin in die Arme.

Das Versöhnungsfest war zugleich das Verlobungsfest; Hanni, als die glückliche Vermittlerin, zählte von nun an zu Justinen's Freundinnen.

Im Grunde genommen, sagte die Kamerjungfer bei Gelegenheit einer Unterhaltung unter sechs Augen, habt Ihr mich doch nur erschreckt, ich war zu nachgiebig, ich hätte den Treulosen noch länger quälen sollen. Wendelin, sag' mir, was hättest Du angefangen, wenn ich nicht nachgegeben hätte?

Der Blondin dachte ein wenig nach, und antwortete dann: Ich wäre in den Türkenkrieg gezogen, und hätte mich dort um einen Privat-Serail beworben, da braucht man doch keine Angst zu haben, daß man zwischen zwei gepolsterten Sesseln auf die Erde zu sitzen kommt. Jetzt aber kein Wort mehr davon, ich habe es schon einmal gesagt, und dabei bleibe ich: „Was hinter mir liegt, macht mir nicht heiß, nur was vor mir liegt, kostet mich viel Schweiß!“

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wieder auf dem Hohen Markte.

Und wieder herrscht in der Residenz Kaiser Josef des Zweiten eine ganz ungewöhnliche Bewegung.

Was ist denn wieder los?

Die Menschenwogen wälzen sich wieder durch die Stadt und zwar abermals gegen den Hohen Markt.

Gibt es etwa wieder eine Hinrichtung, so eine Räderung mit zweimaligem Zwicken, wie jene vor ungefähr drei Monaten, wo es dem unglücklichen Zahlheim galt?

Nein, heute hibt es keine Exekution, es ist nur ein Prangerstehen, welches das verehrungswürdige Publikum auf den genannten Platz lockt.

Nur ein Prangerstehen? Und dennoch dieses Laufen, Rennen, diese Eile und Neugierde?

So ist es! Das heutige Schauspiel ist kein gewöhnliches, es gilt keinem unbekannten armen Teufel, der mit der Gerechtigkeit in Kollision gerieth, oder irgend einem Weibe, welches mit den Lastern Anderer Handel trieb, das heutige Schauspiel war ein absonderliches, das ist ein Prangerstehen, wie es die Wiener selten zu schauen bekamen — ein — doch bevor wir die folgenden Szenen schildern, ist es nothwendig, in Kürze nachzuholen, was den Lesern zu wissen nothwendig ist.

Seit den letzten von uns erzählten Vorfällen sind Wochen verflossen.

Der greise Szekely hatte, wie der Monarch ihm befahl, den Kassa-Abgang angezeigt und wurde eingezogen.

Sein Prozeß wurde in Anbetracht der Wichtigkeit des Falles beschleuniget und der Spruch des Kriegsrechtes lautete auf sechsjährige Gefangenschaft in einer Festung. Dieses Urtheil wurde von Seite des Hofkriegsrathes, dem es der bevorstehenden Vorschrift gemäß zur Revision vorgelegt ward, verschärft, und die Strafdauer auf acht Jahre festgesetzt. Nun kam das Urtheil zum Kaiser, und die Allerhöchste Resolution lautete:

„Szekely ist ohne weiters zu kassiren, des Militärstandes unfähig zu erklären, und dem Civile zur Bestrafung zu übergeben, wo er nachher in loco delicti, nämlich in Wien, drei Tage nacheinander, alle Tage zwei Stunden auf der Bühne auf dem Hohen Markte, zum erspiegelnden Beispiel zu stehen hat. Die ihm zuerkannte achtjährige Arreststrafe will Ich ihm aus Gnaden wegen seines Alters bis auf vier Jahre vermindern, diese hat er in dem Civil-Strafort Szegedin, der für Hungarn besteht, mit der gewöhnlichen Atzung wie andere Delinquenten auszuhalten.“

Diese Sentenz verfehlte nicht, bei den betreffenden Stellen gehöriges Aufsehen zu erregen, welches so weit ging, daß im Interesse Szekely's ein zweiter Vortrag an den Monarchen erstattet ward, in welchem auseinandergesetzt wurde, daß diese Strafe gar nicht Platz greifen könne, weil der Inquisit einen Diebstahl in Abrede stelle, und man ihm nicht beweisen könne, daß er das Geld entwendet habe.

Diese Vorstellung blieb erfolglos, die hierauf erfolgte Allerhöchste Entschließung lautete wörtlich:

„Ein jeder unrichtige Kassabeamter kann, wie Szekely, sagen, er wüßte nicht, wo das Geld hingekommen ist, wenn er es auch gestohlen hätte. Sobald als Geld, beson-

ders eine so ansehnliche Summe, wie diese von 97,000 Gulden, in der Kasse sich nicht befindet, so stehet es nicht mehr dem Richter zu, ihm zu beweisen, daß er es entwendet hat; sondern ihm steht zu, zu beweisen, daß er es nicht entwendet hat, und sobald er dieß nicht beweisen kann, ist er ein Dieb. Es ist also ohne weiters die Sentenz gegen ihn, sobald er kassirt ist, folglich aufhöret, Militär zu sein, zu vollziehen, und ihm das Zettel als untreuer Beamter anzuhängen."

Der Spruch wurde nun vollzogen, und Szekely stand heute als „untreuer Beamter" auf der Bühne.

Auf dem Hohen Markte ist wieder das Drücken, Drängen und Treiben, wie am zehnten März.

Die Sonne brennt herab auf die Häupter der Tausende, diese halten nichtsdestoweniger aus, denn das Spektakel, einen siebzigjährigen Greis auf der Schandbühne zu sehen, war für den Haufen zu lockend, als daß er es nicht hätte genießen sollen.

Welch' ein Anblick!

Der Platz ist gefüllt, die offenen Fenster strotzen von Neugierigen, man schreit, lärmt, unterhält sich, wie vor dem Beginne eines Schauspieles, man harrte mit Bangen des Moments, wo man den Unglücklichen aus der Schranke heraus, auf das Bühnengerüste schleppen würde.

Sapperlot, rief ein ehrsamer Meister aus der Vorstadt, ist das ein Gedränge! Ich bitt', meine Herren, Sie zerquetschen mich!

Wer einen solchen Bauch hat, soll bei dergleichen Gelegenheiten zu Hause bleiben —

Freilich, sonst nichts? Etwa deßwegen, damit dann die Häringe um so mehr Platz haben?

Wenn's Euch hier zu eng ist, stellt Euch auf die Bühne hinauf, dort ist schon noch Platz für Einen.

Dank recht schön, ich bin ein ehrlicher Handwerker und kein untreuer Beamter —

Herr Nagel, hören Sie auf, mir auf den Fuß zu treten, sonst treff' ich Sie auf den Kopf.

Guten Morgen, Herr Bittling — war das ihr Fuß? Was machen die Frösch?

Kommen Sie heut' zum goldenen Lämmel?

Vielleicht.

Aber meine Herren, rief Herr Daminger, der dickstimmige Weinausrufer dazwischen, was geht denn da vor? Warum denn? Wie so denn? Wann denn? Wie lang denn?

Diese Fragen werden wir Euch Abends beantworten, jetzt laßt uns in Ruh'!

Wer drängt sich denn da so heran?

Aufg'schaut, es krabbelt uns ja zwischen den Füßen hindurch.

Donnerwetter, wer ist's denn?

Ist's möglich? Herr Kanzellarius Kurz —

Ihr kommt unterirdisch hergekrochen —

Ich sah Euch aus der Ferne, und suchte mich durchzuwinden.

Ehrliche Leute kommen überall durch.

So sagt auch mein Rath.

Ihr Rath? Was hat er gesagt? Warum denn? Wie so denn?

Herr Kanzellarius, der Szekely muß also richtig auf die Schandbühne? Vielleicht bekommt er noch Pardon?

Der kleine Schreiber machte ein pfiffiges Gesicht, und antwortete: Keine Spur von Pardon, er wird drei Tage nacheinander alle Tage zwei Stunden lang Pranger stehen, davon wird ihm keine Minute geschenkt, das hat mein Rath gesagt, und der weiß es.

Was meint Ihr, geschieht dem Alten kein Unrecht?

Das Schreiberlein wollte einen Luftsprung machen, woran ihn jedoch die Enge des Raumes verhinderte, trat

dabei einigen Nahestehenden auf die Beine, was diese veranlaßte, ihn etwas unsanft fortzustoßen.

Was, schrie er, Unrecht, wem soll Unrecht geschehen? Dem Szekekely Unrecht, warum? Fehlt das Geld? Ja! — Wohin ist es gekommen? Er weiß es nicht, oder will es nicht sagen, ergo muß er es büßen. Ihm geschieht sein Recht, aber uns, uns geschieht Unrecht —

Euch?

Wie so denn? Warum denn? Wofür denn?

Hört an: Der Szekely kommt auf die Bühne als „untreuer Beamter"; war der Szekely ein Beamter? Nein! Man bürdet also uns Beamten eine Schande auf, die keiner von uns begangen hat!

Das ist wahr!

Freilich ist es wahr, denn mein Rath hat es gesagt, und der ärgert sich gewaltig und wir anderen Beamten auch, man wasche die schmutzige Wäsche dort, wo sie schmutzig gemacht worden ist, so sagt mein Rath und der versteht es.

Es war ja gar nicht nothwendig, daß man den alten Mann an den Pranger stellte.

Freilich war's nicht nothwendig, aber das hat seine eigenen Gründe.

Wie? Eigene Gründe?

Eigene Gründe? Wie so denn? Welche denn? Warum denn? Weßhalb denn?

Redet, Herr Kanzellarius, laßt hören.

Ihr wißt, pro primo, daß der Szekely ein Rosenkreuzer ist.

Ich hab' was läuten hören.

Die Rosenkreuzer und die Maurer haben sehr hochgestellte Personen unter sich, und es hieß, daß diese Verbrüderungen durch sie Alles auszuwirken vermöchten, was sie wünschen; der Kaiser wollte nun zeigen, daß dieß nicht der Fall sei, deßhalb blieb er unerbittlich, der Szekely muß auf

die Schandbühne, weil er ein Rosenkreuzer ist. Ein Stück der Schande fällt also auch auf die Kreuzer und Maurer, und das war ein Theil der Absicht. So sagt mein Rath. Pro secundo ist auch zu bedenken, daß der Ausgestellte bei der ungarischen Garde war.

Aha, ich merke —

Ihr wißt, daß die Ungarn und unsere Regierung keine gute Seide spinnen; pro tertio ist der Szekely ein Adeliger, die ungarischen Adeligen sind aber die erbittertsten Gegner des Kaisers, weil er ihre Vorrechte abschaffen will, ein Stück der Schande fällt also auch auf sie zurück, das sind — wie mein Rath sagt — vier Fliegen mit Einem Schlage —

Euer Rath versteht es, das muß wahr sein —

Oh, mein Rath ist ein kluger Herr — er weiß immer wo es läutet, wenn er nur die Glocke hört — dem Szekely, sagt er, geschieht Recht, aber —

Nun weiter —

Was kam hinter dem Aber?

Aber? Was denn? Wie so denn?

Hört auf, mit Eueren Fragen, das Uebrige ist ein Geheimniß, und dergleichen verrath' ich nicht mehr, seit damals — Ihr wißt schon, ich habe mehrere Tage lang Todesangst ausgestanden, 's ist übrigens gut abgelaufen, das ist noch ein Glück.

Ist das Alles, was Ihr wißt?

Bewahre, ich weiß noch eine Neuigkeit. Der Szekely hat in Ungarn Anverwandte, und diese haben sich beeilt, einen großen Theil des Kassa-Abganges zu ersetzen.

Nicht möglich! —

Für den Rest, meinten sie, solle der Monarch das Geheimniß eines Rosenkreuzerischen Arkanums kaufen, um es zum Besten des Landes zu verwenden.

Auf diese Weise wäre der Abgang ersetzt?

Aber zu spät.

Und er wird dennoch bestraft?

Dieß geschieht von wegen des öffentlichen Exempels, sagt mein Rath, und der hält viel auf gute Exempel.

Alle Wetter, ist das auf einmal ein Drücken und Drängen.

Was gibt es denn?

Ruhig! Bst! Stille!

Man bringt ihn schon!

Wenn man nur etwas hören könnte.

Ist das ein Gesumme.

Das Volk kann das Maul nicht halten.

So ging es fort.

Das Urtheil war indessen verkündet — der Greis schwankte auf die Bühne.

Da stand nun die hohe Gestalt — gebeugt — zusammengebrochen — fahl und bleich wie ein Todter — die Sonne beschien den greisen Scheitel — sie erwärmte den morschen Leib, die Schande drückte ihm das Haupt darnieder — die Schmach schüttelte ihn wie ein Fieberfrost — an seiner Brust hing die Tafel mit den inhaltsschweren Worten: „Untreuer Beamter!“

Wir wenden das Auge betrübt von dem Schauspiele, daß wir in seiner ganzen Gräßlichkeit zu malen keine Nothwendigkeit einsehen.

„Ich will nun nichts weiter sagen,“ bemerkt eine gleichzeitige Broschüre, „als mich über das niederträchtige Betragen des Publikums bei Vollziehung der Strafe an Szekely beklagen. Welch' eine herrliche Augenweide war dieses jammervolle Spektakel dem gaffenden Pöbel! Da stand er nun versammelt um die Bühne, starrte ihn an, den zitternden Greis, wie eine leblose Bildsäule, und begnügte sich nicht, ihn mit einigen Blicken zu fassen; nein! stundenlang verweilten sie, die neugierigen Wiener, um ihn her, und zürnten vielleicht noch im Herzen, wenn die Glocke die Stunde seiner Erlösung von dem Bühnenstehen läutete.

Ein Beweis, wie viele Müßiggänger Wien in seinen Mauern einschließe, die ihre Zeit nicht anders zu tödten wissen, als durch den vergnügenden Anblick eines unglücklichen bestraften Verbrechers. Ein Beweis, wie wenig die Wiener feines Gefühl und wahres Mitleiden für den Elenden haben u. s. w.“

Zur selben Zeit, als Szekely das erste Mal die Bühne betrat, ereignete sich in der Nähe dieses Schauplatzes eine andere Szene.

Unter den Tuchlauben in seinem Gewölbe im Seitzerhofe finden wir wieder den privilegirten Groß- und Buchhändler Georg Philipp Wucherer.

Der finstere Mann steht in der Thüre seines Ladens und beschaut den Menschenstrom, der eben vorüberwogt, um das Schauspiel auf dem Hohen Markte mit anzusehen.

Jetzt tritt ein Mann in das Gewölbe.

Er ist klein, höckerig, und trägt um das rechte Auge eine schwarze Binde.

Der Buchhändler hatte mit dem Zahlheimschen „Beweis“ ein zu gutes Geschäft gemacht, als daß er sich dieses Mannes nicht hätte erinnern sollen.

Erinnern Sie sich noch meiner Wenigkeit? fragte der Buckelige lächelnd.

Herr Graf belieben zu scherzen, wessen Gedächtniß wird so schwach sein, sich Ihrer nicht zu entsinnen, wenn man Sie im Leben auch nur einmal gesehen hat. Womit kann ich Ihnen dienen?

Ich komme wieder mit einem Geschäftsantrage.

Sie finden mich bereit.

Meine erste Broschüre hat Effekt gemacht —

Sie können zufrieden sein.

Hoffentlich sind Sie es auch?

So ziemlich — es könnte besser sein. Der Buchhandel ist nicht so profitabel als man glaubt —

Sie scheinen zu vergessen, daß Sie nicht nur kein Honorar gezahlt haben, sondern daß Sie sogar von mir noch welches erhielten?

Ich erinnere mich dessen sehr wohl, so etwas vergißt Unsereins nicht so leicht.

Das Geschäft, welches ich Ihnen heute proponire, ist ähnlicher Art.

Freut mich. Also wieder eine Broschüre?

Ja, Herr Wucherer.

Darf ich fragen, welchen Inhaltes?

Der Inhalt ist sehr interessant.

Das Thema?

Das Thema steht in diesem Momente am Pranger auf dem Hohen Markte.

Der Buchhändler wurde freudig überrascht.

Von welchem Standpunkte behandeln Sie den Gegenstand? fragte er.

Vom Standpunkte der Opposition.

Recht gut.

Szekely wird vertheidiget, der Kaiser wird angegriffen, die Strafe wird als eine ungerechte bezeichnet.

Wie ist die Broschüre betitelt?

Der Höckerige zog ein Manuskript aus der Brusttasche und las:

„Freimüthige Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Oberstlieutenant Szekely. Von einem Freunde der Wahrheit."

Der Buchhändler nahm das Manuskript in die Hand und begann in demselben zu blättern.

Haben Sie, fragte er, erwähnt, daß Szekely auch persönlich Geld aus der Kasse nahm, um ein Arkanum zu kaufen, wie man hört, soll er es gethan, jedoch nicht eingestanden haben.

Dieses Umstandes erwähnt in absichtlich zweifelhafter dunkler Weise folgende Stelle.

Der Graf zeigte dem Buchhändler einen Passus, welchen dieser laut las.

„Es kann zwar auch sein, daß Szekely die Unordnung bei der Gardekasse mag wahrgenommen und einen Defekt befürchtet haben, was ihn vielleicht, und — da er auf die, bei desselben Entdeckung, zu befahren habende schändliche Bestrafung rechnen konnte, verleitet hat, all sein Studium der Chemie zu widmen, um vielleicht durch eine glückliche Erfindung sich aus dem Labyrinthe und der Gefahr, die ihm drohte, heraus zu helfen. So kindisch dieses immer bei Männern klingen mag, so ist es doch auch eine Leidenschaft, die er um so weniger bezwingen konnte, als er in selber allein Hülfe suchte und hoffte.“

Brav, rief Wucherer, das Manuskript zuschlagend, aus dieser einzigen Stelle sehe ich die vortreffliche Behandlung des Ganzen. Sie haben die gefährlichste Klippe sehr gewandt umschifft — es wird damit etwas gesagt, und doch keine Beschuldigung gegen Szekely ausgesprochen. Ich denke, die Broschüre —

Vergessen Sie nicht — daß der Inhalt sehr heftig gegen den Kaiser ist.

Daran liegt nichts. Die Broschüre wird heimlich gedruckt und unter der Form, als ob sie weiß Gott woher gekommen wäre, verkauft.

Wir sind also in Ordnung. Ich hoffe, daß Sie dieses Mal von dem Autor nicht noch ein Honorar fordern werden.

Der Buchhändler besann sich und sagte: Es sei, ich verzichte für dieses Mal auf eine Hülfszahlung von Ihrer Seite. —

Die Broschüre wird wohl so rasch als möglich erscheinen?

Das soll meine Sorge sein!

Der Mann mit der schwarzen Binde empfahl sich.

Wucherer war mit dem Geschäfte zufrieden und am Abende desselben Tages befand sich das Pamphlet in der heimlichen Druckerei unter den Händen der Setzer.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die beiden Füchse.

Der ehemalige Kurator hatte die Wirkung, welche seine Entdeckung auf den Magier hervorbrachte, richtig vorausgesehen.

Allessandro wird toben, hatte er gesagt, gleichviel, ich werde mich nicht morden lassen, so lange ich die Macht besitze, mich zu retten.

Um sich vor Kornelius zu retten, verrieth Keil seinen alten Genossen, er lud dadurch zwar dessen Zorn auf sich, allein er tröstete sich, wie wir wissen, mit den Worten: „Was kann er mir anthun? Nichts! Uns belastet eine gemeinsame Schuld, er hat aus gewissen anderen Gründen noch mehr zu fürchten, als ich.“

Urban Keil kannte also seinen Gegner, und war auf einen hereinbrechenden Sturm gefaßt. Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten.

Allessandro erschien in der Wohnung des Kurators.

Es war am Abende.

Keil war eben im Begriffe fortzugehen.

Der stürmische Eintritt des Magiers, so wie die dräuende Haltung verriethen seine Gemüthsstimmung. Er blieb vor dem ehemaligen Genossen kerzengerade stehen, blitzte ihn mit seinen schwarzen Augen an, und murmelte: Elender! Verräther!

Gemach, mein Herr, versetzte der Kurator, ebenfalls eine trotzige Miene annehmend, mäßigen Sie Ihren Zorn und verurtheilen Sie Niemanden, bevor Sie die Gründe hören, die ihn so und nicht anders handeln ließen.

Es gelüstet mich nicht, Ihre Gründe zu hören —

Hätte ich mich etwa von Ihrem Sohne morden lassen sollen?

Der Magier sah ihn finster an.

Er wollte mich tödten, fuhr der Andere fort, seine Wuth kannte keine Grenzen —

Leere Drohung —

So sprechen Sie jetzt, wären Sie Zeuge der Szene gewesen, Sie sprächen anders.

Sie brachen Ihren Eid —

Besser einen Eid brechen als das Genick —

Sie sind ein Feigling —

Ich lebe gerne, so wie Sie und jeder Andere —

Leben? Und wie lange gedenken Sie, noch zu leben?

Keil wurde bei dieser Frage betroffen, er sammelte sich jedoch und sagte: Jedenfalls so lange, als Sie.

Der Magier lächelte höhnisch über die versteckte Drohung.

Daß Sie sich nur nicht verrechnen.

Ich habe gottlob das Rechnen noch nicht verlernt, entgegnete der Kurator trocken.

Nach einer Pause: Allessandro, hören Sie mich an, bezähmen Sie Ihren Zorn, und lassen Sie sich zu keiner voreiligen Handlung hinreißen, die Ihnen nur Unheil bringen könnte. Wir Beide sind von einer und derselben Gefahr

bedroht — sie trifft entweder Beide oder Keinen. Kornelius ist mein Feind so wie der Ihrige — ich habe den Blitz von meinem Haupte abgeleitet, weil ich wußte, daß Sie ihm mehr Widerstand bieten können, indem der Sohn dem Vater gegenüber doch einige Rücksicht nehmen würde, die er einem Fremden niemals angedeihen ließe. Die Gefahr des Augenblickes ist beseitiget — wir haben also jetzt Gelegenheit zum gemeinsamen Handeln.

Der Magier horchte.

Da Keil sah, daß Jener keine Miene machte, das Wort zu ergreifen, fuhr er fort: Kornelius muß für Sie und für mich unschädlich gemacht werden —

Allessandro veränderte keine Miene.

Sie hätten den jungen Menschen schon längst beseitigen sollen, Ihr Versäumniß ist nicht zu entschuldigen — Sie mußten ja wissen, daß er früher oder später gegen mich als Kläger auftreten und damit auch Sie bedrohen würde — denn wenn es einmal dahin kommt, daß ich in den Händen der Gerichte bin, dann würde ich keine Schonung kennen. Meine Sicherheit ist auch die Ihre.

Cagliostro schwieg noch immer.

Nun, mein Herr, Sie geben mir noch keine Antwort?

Ich wünsche, daß Sie früher Ihren Plan vollkommen auseinander setzen.

Ich habe bis jetzt noch keinen Plan entworfen; ich bin vor der Hand nur von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß Lohberg unschädlich gemacht, daß er beseitiget werden muß.

Diese Nothwendigkeit leuchtet mir nicht ein.

Wie? Nicht?

Kornelius, fuhr Allessandro langsam fort, hat Eine leicht erfüllbare Bedingung gestellt, wird diese gewährt, so will er von jeder weiteren Verfolgung abstehen.

Und welches ist diese Bedingung?

Wir ersetzen ihm das Geld, welches wir bei dem damaligen Handel an uns gebracht.

Zwanzigtausend Gulden?

Eine Kleinigkeit für Sie.

Mein Herr —

Die Größe der Summe scheint Sie zu erschrecken, und doch ist es für Sie, der Sie fünf Mal so viel erwuchert und zusammengestohlen haben, eine Bagatelle.

Und wenn ich diese Bagatelle versagte?

So erhält Kornelius ein schriftliches Dokument von mir, mit Ihren Briefen von damals belegt, und Ihren Betrug vollkommen enthüllend.

Und Sie?

Ich, lächelte der Magier, ich gehe in die Welt, und bin längst über alle Berge, wenn man Sie festnimmt.

Keil blickte finster zur Erde, in seinem Kopfe gohr es von Plänen und Gedanken.

Sie haben, lieber Herr Keil, vergessen, daß unsere Partie sehr ungleich und zwar zu Ihrem Nachtheile steht. Ich besitze von Ihnen Dokumente, Sie von mir nicht —

Und meinen Sie, daß ich Sie ohne Dokumente nicht verderben kann?

Etwas schwer — man könnte mich höchstens als Landstreicher über die Grenze bringen, und so etwas ist leicht verschmerzt.

Der Kurator verbarg seine innere Unruhe; um seine wahren Gedanken und entstehenden Pläne nicht zu verrathen, stellte sich, als erkenne er das Mißliche seiner Lage, und sei deßhalb geneigt, die Forderung des Magiers zu erfüllen.

Ich sehe ein, sagte er, gleichsam resignirt, nach kurzer Stille, daß unter uns nur Friede herrschen muß, Sie sind mir überlegen, Sie sind im Vortheil.

Es freut mich, daß Sie zur Einsicht gelangen.

Sie verwerfen meinen Plan, Kornelius zu beseitigen?

Ich denke nicht daran. In diesem Lande gelingen dergleichen Unternehmungen selten.

Es bleibt mir also nur übrig, mich in Ihre Forderung zu fügen?

Sie beseitigen dadurch jede Gefahr, die über unseren Häuptern schwebt.

Ich willige ein, jedoch unter der Bedingung, daß ich Ihrem Sohne persönlich das Geld einhändige.

Der Magier war damit zufrieden.

In seinem Plane lag es, die genannte Summe zu erhalten, dann die Residenz und das Land schleunigst zu fliehen und den Kurator der Rache seines Sohnes zu überlassen. Um aber das Geld in seine Hände zu bekommen, hatte er einen eigenen Plan ersonnen. Er wollte seinem Sohne die verlangten Dokumente nur unter der Bedingung einhändigen, daß dieser die genannte Summe von Keil empfange, und ihm überliefere. Er zweifelte nicht, daß Kornelius darein willigen werde.

Was den Kurator betraf, so hatte er ebenfalls seinen Plan. Seine Nachgiebigkeit war nur scheinbar, und das Mittel, um Zeit zu gewinnen; hatte er diese, und waren es auch nur einige Tage, so hoffte er, seinem Gegner durch eine gut maskirte Bewegung in die Flanke zu fallen, und einen Kampf aufzunehmen, der dann, mit gleichen Kräften geführt, für ihn in jedem Falle vortheilhafter werden mußte, als es jetzt der Fall gewesen wäre.

Allessandro und Keil waren zwei einander sehr würdige Gegner — List und Trugsinn waren bei ihnen in gleichem Maße vertheilt, die Gewandtheit des Ersteren war zwar überwiegend, dafür stellte wieder die Kaltblütigkeit des Letzteren das Gleichgewicht her. Es waren zwei Füchse, die miteinander im Kampfe lagen — wir werden sehen, welcher von ihnen den Sieg davon tragen wird.

Der ehemalige Kurator hatte, als er seinen Plan ent-

warf, an eine Stütze gedacht, und diese war die — Gräfin Santa Croce.

Er kannte die Verhältnisse des Magiers; als sein ehemaliger Genosse lag es ja in Allessandro's Interesse, sobald er in Wien auftrat, den Mann, der ihn aus früherer Zeit her kannte, in sein Vertrauen zu ziehen; auf diese Weise erschien Keil mehrmals in Währing, versteht sich als Patient, ganz bescheiden, ohne daß das nähere Verhältniß, in welchem Beide zu einander standen, verrathen worden wäre.

Keil wendete daher jetzt in der Bedrängniß sein Auge auf Seraphine, sie wollte er gewinnen, sie sollte ihm beistehen und ihm ausführen helfen, was er vorhatte.

Hier klopfte er nun an die rechte Pforte.

Die Gräfin Santa Croce glaubte sich von Cagliostro abermals betrogen. Sie hatte ihre Zusage erfüllt und ihm Regina in die Arme geführt, daß der Angriff mißlang, war nicht ihre Schuld, er aber hielt sein Versprechen nicht, statt zu ihrer Aussöhnung mit Lohberg mitzuwirken, und sie demselben näher zu bringen, sah sie sich von ihm weiter als je entfernt. Kornelius war Allessandro's Sohn! Daß dieser Umstand seine Kälte auf einen noch höheren Grad steigern mußte, war natürlich, und an all' dem trug abermals Allessandro die Schuld.

Die leidenschaftliche Frau gab nun dem Grolle in ihrem Herzen unbegrenzten Spielraum.

Er allein, sagte sie für sich, trägt die Schuld an meinem ganzen Unglücke. Vom ersten Momente an, da ich Kornelius kennen lernte, hat er Alles gethan, um mich in seinen Augen herabzuwürdigen — er wußte, daß der junge Mann sein Sohn sei, und wollte nicht, daß er sich mit mir verbinde. Er wußte es, und verschwieg es mir — der Elende, er sah das Wachsen meiner Leidenschaft und blieb stumm, um mich ganz unglücklich zu machen.

Diese Betrachtung stachelte ihren Haß erneuert auf —

die jüngste Aussöhnung war von kurzer Dauer. Seraphine haßte den Magier stärker als je.

In dieser Gemüthsstimmung näherte sich ihr der ehemalige Kurator.

Er erschien in dem Landhause zu einer Tagesstunde, da er den Magier abwesend wußte.

Die Gräfin, für welche sein abstoßendes Aeußere wenig Anziehendes hatte, empfing ihn sehr kalt; unser Mann ließ sich jedoch nicht abschrecken.

Sie wünschen mit dem Grafen zu sprechen? fragte sie den Finsteren.

Nein, gnädige Frau, lispelte dieser mit geheimnißvoller Wichtigkeit, mein Besuch gilt Ihnen.

Mir, was wollen Sie von mir?

Was kann ein sehr alter Bekannter Alessandro's von der Gräfin Santa Croce wollen?

Ich verstehe Sie nicht —

Sind Sie geneigt, mich anzuhören?

Sprechen Sie.

Werden wir nicht behorcht — es gilt Ihr Glück.

Mein Glück?

Seraphine dachte an Kornelius.

Kommen Sie, sagte sie und führte Keil in ein Gemach, wo sie sich sicherer glaubte.

Gnädige Frau, begann Keil leise, nachdem sich Beide nahe bei einander niedergelassen hatten, bevor ich beginne, erlauben Sie mir eine Frage.

Ich erlaube sie.

Fühlen Sie sich in Ihrem Verhältnisse mit Alessandro glücklich?

Warum fragen Sie?

Es geschieht nicht aus Neugierde.

Warum also?

Ich bin bereit, Ihnen zu helfen.

Sie, mir? Ich kenne Sie nicht!

Der Graf aber kennt mich sehr gut, er würde zittern, wenn er wüßte, daß ich hier bin.

Seraphine wurde mißtrauisch.

Sind Sie vielleicht, sagte sie verächtlich, einer seiner Sendlinge, um mich auf irgend welche Probe zu stellen?

Sein Spion? Bei der Hölle und ihrem Fürsten, ich würde eher dem Teufel dienen, als ihm —

Was wollen Sie also?

Ich will Sie glücklich machen und mich rächen.

Rächen! rief die Gräfin freudig bewegt, denn dieß Wort klang wie Cagliostro's Sphärenharmonie wollüstig in ihren Ohren, Sie wollen sich rächen! Warum? Hat Allessandro auch Sie um Ihr ganzes Lebensglück betrogen? —

Herr Keil triumphirte. Das Benehmen der Gräfin ließ ihn erkennen, daß sein Antrag ein sehr williges Ohr finden werde; auch sie — das sah er deutlich — war eine Feindin seines Feindes.

Frau Gräfin, begann er nach kurzer Pause, ich kenne Ihren Gatten länger und besser, als Sie glauben — ich war einst sein Vertrauter, ich kenne seine Geheimnisse von damals, so wie Sie jene von jetzt —

Ein Gedanke durchfuhr die Gräfin.

Sie kennen seine früheren Geheimnisse, rief sie, dann müssen Sie auch wissen, welch' ein Bewandtniß es mit dem jungen Lohberg und dem Grafen hat?

Keil lächelte.

Ich weiß es.

Erzählen Sie — verhehlen Sie mir nichts — es wird Sie nicht reuen.

Der Kurator erfüllte das Begehren der Dame. Der Schlaue erkannte leicht, daß die Theilnahme der Gräfin nicht dem Magier, sondern dessen Sohn gelte, und war gewandt genug, diese Wahrnehmung nicht außer Acht zu lassen. Seine umstndliche Mittheilung erwarb ihm das Vertrauen Seraphinen's.

Als er zu Ende war, sagte sie: Ich habe Ihnen anfangs nicht getraut, aber jetzt sehe ich, daß Ihre Angaben Glauben verdienen; Sie haben Ursache, den Elenden zu hassen, der Sie einst benützte und Sie jetzt dafür verderben will. Doch, Sie sagten vorhin, Sie seien gekommen, um mich glücklich zu machen.

So sagte ich.

Worin soll das Glück bestehen?

Ich überlasse die Wahl Ihnen; sagen Sie mir, was Sie wünschen, und wenn es erreichbar ist, so sollen Sie es besitzen.

Seraphine erglühte.

Sprechen Sie nicht mit solcher Zuversicht; Sie dürften nicht im Stande sein, mir das zu verschaffen, was ich verlange.

Sprechen Sie es aus, Frau Gräfin.

Bevor wir weiter verhandeln, eine andere Frage. Sie wollen mich glücklich machen und sich rächen. Bei dieser Rache soll ich Ihnen behülflich sein. Nicht wahr?

Ja, Frau Gräfin.

Womit?

Ich leiste, was ich Ihnen verspreche, und fordere von Ihnen als Gegendienst nichts als Papiere.

Was für Papiere?

Keil brachte seine Lippen in die Nähe von Seraphinen's Ohr, und lispelte: Alessandro ist ein Illuminat —

Sie wissen —

Er ist ein Sendling dieses geheimen Bundes und besitzt geheime Papiere, die ihn als solchen bezeichnen. Diese Papiere müssen Sie mir verschaffen und ich erfülle Ihnen dafür Ihren heißesten Wunsch.

Wer weiß, ob Sie dieß im Stande sind?

Ich bin es.

Können Sie den Herzen Anderer befehlen?

Das vermag ich nicht; aber ich kann Hindernisse beseitigen, welche Herzen trennen.

Sie vermöchten?

Ich verspreche nie, was ich nicht zu halten vermag.

Sie sollen die Papiere haben.

Hier meine Adresse.

Die Gräfin erhob sich.

Der Kurator that dasselbe.

Bis wann darf ich hoffen? fragte er.

Vielleicht schon morgen.

Je eher desto besser — erhalte ich morgen die Papiere, so ist übermorgen Ihr Wunsch gewährt.

Keil entfernte sich.

Nur diese Papiere, murmelte er mit fieberischer Gier, und Alessandro wird verschwinden — ich bin von ihm befreit, ohne daß ich dann weiter seine Rache zu fürchten habe. Ist er beseitigt, dann ist Kornelius ohnmächtig und ich kann wieder ruhig sein, ganz ruhig.

Der Kurator rieb sich vergnügt die Hände.

Es scheint fast, als sei er unter den beiden Füchsen der Schlauere.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Papiere.

Es ist das Los aller Gaukler — sie mögen auf der Bühne, im Salon, auf offenem Markte, oder wo immer ihr Wesen treiben — daß sie, sobald eines ihrer Kunststücke mißlingt, gewöhnlich die ganze Vorstellung hindurch Unglück haben, und sich nicht mehr zurecht finden können.

So erging es auch dem Magier.

Seitdem Seraphine und Pietro seinen Plan bei den Zahlheim'schen kreuzten, wollte nichts mehr — wie man im Leben sagt — zusammengehen. Es klappte nicht mehr.

Die Flucht Keil's mißlang, trotzdem, daß er seine Hände mit im Spiele hatte — Kornelius erfuhr, wer sein Vater war — der Plan mit Regina mißlang — der Konflikt mit dem Kurator drohte zu seinem Nachtheile zu enden.

Alessandro fühlte dieß Alles recht gut, allein er vermochte nichts dagegen zu thun — wenn einmal der kontraire Wind zu blasen anfängt; dann bleibt selbst dem gewandtesten Lootsen nichts übrig, als zu laviren, laviren so lange, bis das Fähnlein sich wendet und man wieder mit vollen Segeln vorwärts steuern kann.

Das that denn auch der Magier. Er lavirte, weil er

in diesem Momente Kornelius nicht fand, es war eben wieder ein Versagen der Gaukelmaschine, er — der früher so Vieles wußte, vermochte jetzt nicht, den Aufenthalt seines Sohnes zu erfahren.

Des Magiers bemeisterte sich eine gelinde Entmuthigung, selbst der gewandteste Spieler wird verzagt, wenn mehrere seiner Berechnungen nacheinander fehlschlagen.

Wir finden ihn in einem seiner Gemächer, sinnend und mißgestimmt.

Es ist Abends und eine Lampe mit einem Milchglase überwölbt, erhellt das Gemach.

Seine Gedanken kreuzen sich. Bald weilen Sie bei Regina, dann bei Kornelius, dann wieder bei dem Kurator.

Der Eintritt der Gräfin störte ihn.

Cagliostro und Seraphine hatten sich seit jenem Nachmittage, wo Beate und Regina in dem Landhause waren, nicht gesprochen. Sie vermieden es, sich anzureden, er aus Besorgniß, sie würde ihn an sein Versprechen erinnern, sie aus Haß.

Die schöne Dame tritt mit der Miene einer stillen Dulderin ein. Sie verbarg ihre wirklichen Gefühle, und nahm die Maske einer entsagenden Demuth vor.

Cagliostro sah sie nicht an, sondern blieb regungslos in seiner Stellung und hatte das Auge auf den Boden gerichtet.

Allessandro, begann Seraphine, wir haben uns neulich ausgesöhnt — was ich Ihnen bei dieser Gelegenheit versprach, habe ich gehalten.

Mein Plan ist trotzdem mißlungen.

Ohne mein Verschulden.

Ich klage Sie nicht an, — dieß Alles wäre aber nicht nothwendig gewesen, hätten Sie nicht den ersten Verrath geübt.

Ich erkenne meine Schuld und wollte das Uebel wieder gut machen.

Denken wir nicht mehr daran.

Sie sagen dieß wahrscheinlich, um auch an ihr Versprechen nicht mehr denken zu müssen.

Peinigen Sie mich nicht! Sie sehen ja, daß mir Alles mißlingt.

Ich habe demnach gar keine Hoffnung.

Ich denke, in einer Situation, wie die unserige jetzt ist, hat man an Wichtigeres, wie an Herzensangelegenheiten zu denken.

Das Glück meines Lebens ist mir das Wichtigste.

Wenn Sie dieses nur in Lohberg's Besitz finden, dann bedauere ich Sie.

Die Augen der Gräfin vergrößerten sich.

Ich habe mit Kornelius gesprochen —

Nun, was sagte er?

Er war nicht zu bewegen, Sie zu besuchen.

Lügner! dachte Seraphine.

Ich muß also jede Hoffnung auf ihn aufgeben?

Es ist das Beste, was Sie thun können.

Und Sie? Haben Sie auch auf Regina verzichtet?

Für jetzt, ja!

Haben Sie das Fräulein seitdem nicht gesehen?

Wie sollte ich?

Sie hätten doch einige Entschuldigungen versuchen sollen.

Sie sind fruchtlos, so lange die Mutter da ist. Könnte ich mit Regina allein sprechen. —

Warum versuchen Sie es nicht? Das Fräulein liebt Sie. —

Ich weiß es, und dennoch wage ich nicht vor sie zu treten, ich bin entmuthiget, ermüdet —

Wünschen Sie, daß ich das Fräulein wieder aufsuche?

Wozu die vergebliche Mühe?

Regina erzählte mir, daß sie oft zu dem Musikmeister Mozart komme, bestellen Sie bei diesem eine Kom-

position und Sie haben dann einen Vorwand, ihn öfters zu besuchen.

Der Magier faßte diese Idee gierig auf.

Sie haben recht, entgegnete er, ich will's versuchen.

Die Absicht der Gräfin war erreicht.

Sie hatte die Leidenschaft Alessandro's wieder aufgestachelt, sie lenkte seine Aufmerksamkeit nach außen hin, und war überzeugt, daß er nun die halb und halb aufgegebene Idee wieder erfassen werde. Sie beschäftigte ihn nach außen, um zu Hause desto ungestörter zu sein.

Der Magier verließ noch an demselben Abende das Haus. —

Seraphine befand sich in ihrem Gemache und lauschte jedem Geräusche im anderen Flügel des Landhauses.

Als sie Alessandro sich entfernen hörte, jubelte ihr Herz auf, sie hatte erreicht, was sie wünschte.

Ungefähr eine halbe Stunde, nachdem er das Landhaus verlassen, schlich die Gräfin unbemerkt hinüber, öffnete eine Thüre, und befand sich in dem ersten Gemache.

Hier zündete sie das Licht in einer kleinen Laterne an, deren Flügel sie vorsichtig schloß, damit das Licht ihre Anwesenheit nicht verrathe. Nun öffnete sie noch eine Thüre, und befand sich dann in einem Kabinet, in welchem sich das Schreibepult des Magiers befand.

Seraphine gab sich keine Mühe, die Papiere auf diesem Pulte zu durchstöbern, denn hier — das wußte sie — war das, was sie suchte, nicht zu finden.

Sie eilte zu einem Schranke, der in einer Ecke stand, und mit Kleidungsstücken gefüllt war; dieser Schrank, dessen Thüre offen war, hatte innen, an seiner oberen Fläche einen schwarzen Punkt, an den sie drückte — wodurch in der Ecke eine Klappe aufsprang.

Es entstand eine kleine Oeffnung, durch welche man in ein verborgenes Fach greifen konnte.

Dieß that die Gräfin, und zog aus demselben ein

kleines Packet, mit dem sie — nachdem die Klappe wieder geschlossen war — zum Tische eilte, um sich beim Licht der Laterne zu überzeugen, daß die Papiere dieselben seien, welche sie schon einmal bei einer ähnlichen Durchspähung in Händen gehabt.

Sie schlug den Umschlag auseinander, nahm das erste Dokument und las: „Im Namen des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit!“

„Allessandro Todor — jetzt Xenophontis genannt — aufgenommen im heiligen Bunde der Illuminaten am 10. des Wonnemondes im Jahre 5773“ u. s. w.

Das zweite Dokument enthielt eine Abschrift der auch von Allessandro beschworenen „Konstitution der Illuminaten.“

Ein drittes Dokument legitimirte ihn als einen Abgesandten von Seite des Großmeisters, um im Interesse des Ordens zu wirken.

Noch einige Dokumente würdigte sie keiner Durchsicht, sondern schloß das Packet wieder, verbarg es unter ihrem Busentuche, und wollte sich entfernen, da gewahrte sie auf dem Pulte einen Brief, den der Magier erst erhalten haben mußte.

Er war offen — doch ohne Adresse.

Die Gräfin schlug den Brief auseinander und las:.

„Bruder Xenophontis!“

„Sei auf der Hut. Die Brüder sind mit Dir sehr unzufrieden. Man legt Dir Vieles zur Last, was ich nicht zu wiederholen brauche — Deine Unvorsichtigkeit könnte dem Orden Gefahr bringen — man hat Bevollmächtigte abgesendet, die Dich überwachen — sei auf der Hut — ich darf nicht mehr verrathen.“

Seraphine legte den Brief wieder an die vorige Stelle, verließ das Gemach, und kam mit ihrer Beute unbemerkt in ihr Zimmer.

Sie hatte keine Ruhe, um jeder Gefahr von Seite Alessandro's zu entgehen, — sie raffte, was sie an Kostbarkeiten besaß, zusammen, und verließ, bevor der Magier noch heimkehrte, durch den Garten das Landhaus.

Sie wußte, daß ihr Verrath dieses Mal den Magier in seinem Lebensnerv verletze; darum wich sie dem Sturme aus, der unbarmherzig über sie losgebrochen wäre, sobald Alessandro nur eine Ahnung von dem Geschehenen hätte.

Meines Bleibens, sagte sie, ist nicht mehr bei ihm — er hat mich bis zum letzten Momente unseres Beisammenseins belogen und mißbraucht; ich will ihm vergelten, was er an mir verschuldet.

Urban Keil gelangte in derselben Nacht in den Besitz der gewünschten Papiere.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die heiligen Drei.

Der Magier langte spät in der Nacht zu Hause an. Er ahnte nicht, was vorgegangen war.

Am anderen Tage verließ er wieder das Landhaus, ohne sich um Seraphine zu kümmern.

Die Dienerschaft glaubte, die Dame ruhe noch, und Alessandro ging fort, ohne nach der Gräfin zu fragen.

Am Abende kehrte der Graf zurück und erfuhr — was man im Laufe des Tages entdeckt hatte — daß die Dame sich wahrscheinlich zeitlich am Morgen, oder gar in der Nacht aus dem Landhause entfernt habe, und seitdem nicht zurückgekehrt sei.

Bis gegen Mittag hatte man es nicht gewagt, ihr Schlafgemach zu betreten, da sie aber auch da nicht kam, so öffnete man die geschlossene Thüre mit Gewalt, und fand das Kabinet leer.

Der Magier war betroffen — er eilte in die Gemächer der Gräfin, ihre Kleider waren da, aber der Schmuck war fort.

Sie ist entflohen!

Alessandro täuschte sich nicht, er gab sich keine Mühe, sich mit leeren Vermuthungen zu trösten.

Sie ist entflohen, sagte er bei sich, das ist gewiß, aber wohin, warum, was wollte sie durch die Flucht erreichen?

Das waren die Fragen, die er an sich stellte.

Der Zorn des Magiers drohte zu entbrennen — er bezwang sich — er fühlte, daß er in diesem Momente seine ganze Geisteskraft benöthigte, und daß er sich von keiner Leidenschaft zu einem unbedächtigen Schritte verleiten lassen durfte.

Ich war unvorsichtig, murrte er mit sich selbst, ich hätte diese Frau, sobald ich wahrnahm, daß die Leidenschaft ihrer Herr wurde, aus meiner Nähe entfernen sollen, es kam, was nicht ausbleiben konnte. Wohin mag sie nur sein? Zu Lohberg? Er liebt und duldet sie nicht! Und warum floh sie jetzt, gerade jetzt? Sollte sie — ich kann mir ihr Verschwinden in diesem Momente gar nicht enträthseln.

Der Magier war sehr unruhig — seine Besorgniß steigerte sich von Minute zu Minute — da durchzuckte ihn ein Gedanke —

Er eilte in sein Kabinet und durchmustert die Papiere in seinem Pulte, er findet Alles in Ordnung —

Hier, sagte er, war sie nicht, vielleicht dort — oh, sie kennt den Versteck nicht — wozu also die unnöthige Sorge?

Er wendet seine Gedanken nach einer anderen Seite, sie kehren aber immer wieder zu jenem Punkte zurück, wo er sein Wichtigstes, sein Geheimstes, sein Gefährliches verborgen hat.

Gleichsam um sich des drückenden Zweifels zu entledigen, stürzt er zu dem Schranke hin — ein Druck — die Klappe springt auf — er greift in das Fach — er erstarrt — er stößt einen Schrei des Entsetzens aus — das Fach ist leer.

Noch einmal sucht er, es ist umsonst! —

Er stürzt todtenbleich in einen Lehnstuhl, und murmelt: „Jetzt weiß ich Alles!“

Eine Weile lag er da, wie betäubt, wie sinnlos.

Er sah nichts — er hörte nichts — er dachte nichts!

Wozu auch? Er wußte ja Alles!

Das Fehlen dieser Papiere enträthselte ihm, was er früher nicht begriff.

Der Angriff galt dieses Mal nicht dem Manne, nicht dem Magier, sondern dem — Illuminaten!

Der erste Schreck begann zu weichen — Alessandro kam nach und nach zu sich — seine Sinne kehrten wieder, die Gedanken fanden sich ein, wie eine Schaar Vögel, die der Geier aus ihrem Neste scheucht, und die nach entwichener Gefahr einzeln wieder zurückkehren.

Die Elende will mir an's Leben!

Das waren seine ersten Worte; sie bewiesen, daß er seine Lage durchschaute, Seraphinen's Absichten erkannte.

Sie will mich verrathen und ganz vernichten. Ihre Aussöhnung, ihre gestrige Ergebenheit waren bloß Verstellung, um mich sicher zu machen, und mir zu entwenden, was mir Verderben bringt, wenn es in die Hände meiner Feinde geräth. Es ist ihr gelungen — ich war nicht mißtrauisch genug — ich hätte die Elende überwachen sollen, wie einen bösen Feind, einmal hat sie schon meine Plane vereitelt, ich war also gewarnt und ließ mich dennoch durch den äußeren Schein täuschen, oh, ich Thor!

Diesem ersten Ausbruche einer ohnmächtigen Wuth folgte eine lange Pause, die der Magier stumm aber mit großer Aufregung verbrachte, dann begann er wieder: Ich darf mir's nicht verhehlen, die Gefahr ist im Anzuge, ich bin bedroht von allen Seiten. Wohin ich blicke, stehen Wetter — dort die Unzufriedenheit der Oberen, hier die Justiz, da Cornelius, Keil — ha, welch' ein Gedanke? Keil und Seraphine! Sollten sie sich zu meinem Verderben verbunden haben?

Die Gefahr wäre um so größer. Was habe ich nur diesem Weibe gethan, daß es mir so feindlich entgegen tritt? Habe ich die Kreatur nicht aus dem Staube zu mir empor gehoben, und ihr ein sorgloses Leben verschafft, voll von Genuß und Freude? Und wie vergilt sie es mir? Glaubt die Thörin, Kornelius hätte sie geliebt, wenn sie Nowaczky auch nicht begünstiget hätte? Was soll ich thun, um mich zu retten? Ich habe keine Zeit zu verlieren. Meine Feinde sind in voller Thätigkeit, ich darf nicht müssig bleiben. Was also beginnen?

Eine Weile vergeht — dann springt er auf — will zum Pulte, und beginnt die Papiere zu ordnen.

Ich muß vertilgen, was gegen mich zeugen könnte, und dann fort aus diesem Landhause — wo möglich fort von Wien!

Das war sein Entschluß.

Die Nacht war vorgeschritten, und der Magier war noch immer mit dem Sichten der Papiere beschäftiget.

Plötzlich ertönte an der Thüre seines Gemaches ein Schlag.

Er horcht.

Noch ein Schlag.

Was ist das?

Ein Dritter.

Sein Blut begann zu erstarren.

Ein Vierter, Fünfter, Sechster —

Er zittert — glotzt die Thüre an — und vermag kaum zu athmen.

Ein Siebenter.

Dann bleibt's stille.

Der Magier ist entgeistert.

Sie sind's! murmelt er sich erholend, und schwankt zur Thüre, um sie zu öffnen.

Drei Männer — die Gesichter vermummt — treten ein.

Alessandro hat sie kaum erblickt, schreckt er neuerdings auf.

Die drei Männer blieben vor dem Magier stehen, und der Mittlere von ihnen sprach mit dumpfer Stimme: „Im Namen der Freiheit, des Lichtes und der Brüderlichkeit."

Cagliostro stammelte: Ich grüße die Brüder aus dem Orient.

Brüder und Meister! sprach wieder der Erstere.

Der Magier kreuzte seine Hände über die Brust. —

Der Sprecher unter den Dreien streckte ihm die Rechte entgegen, an deren Mittelfinger ein breiter schwarzer Ring steckte.

Als der Magier diesen gewahrte, taumelte er zurück und stammelte: Ich bin bereit.

Erkennst Du in uns Deine Richter?

Ja!

Sahst Du das Zeichen, welches uns ermächtiget, über Dich zu Gericht zu sitzen?

Ich sah es.

Unsere Sendung beginnt.

Die Männer ließen sich auf drei Stühle nieder — der Magier blieb gesenkten Hauptes vor ihnen stehen.

Der Sprecher begann: Im Namen des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit! Der Paragraph Dreizehn der Konstitution der Illuminaten bestimmt, daß ein Meister und zwei Brüder, wenn sie von einem vollständigen Kapitel ausgesendet werden, hinreichen, einen Angeklagten zu richten — in welchem Falle der Meister von dem General-Großmeister den schwarzen Ring erhält, zum Zeichen, daß er und die zwei Brüder absprechen können, über Leben und Freiheit des Angeklagten, und daß sie dafür niemals dürfen zur Rechenschaft gezogen, oder von irgend einem Bruder verrathen werden an den weltlichen Arm, und wäre der Verurtheilte auch sein Bruder, sein Sohn oder sein Vater. Zu einem Todesurtheile ist Stimmeneinheit der Dreizahl erfor-

derlich. Hast Du, Bruder Xenophontis, diesen Paragraph beschworen?

Ja! hauchte Allessandro.

So vernimm die Anklage. Du bist beschuldiget des Hochverrathes an dem Orden.

Der Magier ward bleich.

Hochverrath, stotterte er, wo soll ich den begangen haben?

Sechszehnmal hat die Erde ihren Lauf um die Sonne vollendet, seitdem Du eingetreten bist in den heiligen Orden. Du wurdest in dem untersten Grade als Minervale aufgenommen, und erfülltest Deine Pflichten gewissenhafter als andere junge Männer, welche in dieser Vorbereitungsschule des Lichtordens den Wissenschaften obliegen. Während Andere bloß als tauglich in irgend eine Freimaurerloge gesteckt wurden, worin sie vegetiren, ohne irgend welche Aufschlüsse zu bekommen, erhieltest Du den Rang eines Illuminaten, den Du auch verdientest zum Lohne Deines Fleißes, Deiner Kenntnisse, Deiner Treue. Als solchem wurde Dir das System des heiligen Ordens enthüllt, Du lerntest mehrere Mitglieder und Obere kennen, was Dir früher ein Geheimniß war, so wie Dir jetzt noch die erlauchten höchsten Oberen ein Geheimniß sind. Du hast alle Religionsvortheile abgelegt, denn kein Religionär wird in höhere Grade aufgenommen. Jahre vergingen. Der Augenblick der Ehre kam, man vertraute Dir eine Sendung an. Die Länder Kaiser Josef des Zweiten waren der Schauplatz, den Du betreten solltest, und deren Stand zur Kenntniß der Obersten zu bringen, war Deine erste Aufgabe. Deine weitere Pflicht gebot Dir, im Interesse des Ordens zu wirken, und zur Verwirklichung seiner Devise beizutragen, damit das Banner des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit in allen Landen zugleich aufgepflanzt werde, an der Seine und an der Donau, am Rheine, an der Tiber und an der Newa. Du wurdest zu diesem Behufe ausgerüstet mit Macht und

mit Geld. Mit Macht, denn hundert Minervalen, zerstreut in den Ländern dieser Monarchie, wurden Dir untergeordnet und als Helfer beigegeben. Mit Geld, denn Du erhieltest Anweisungen auf Summen, die Du jeden Augenblick erheben konntest, und auch erhoben hast. Du hast die Macht und das Geld verwendet, und anfangs eifrig im Interesse des Ordens gewirkt, bald aber änderte sich die Sachlage. Dir genügte das stille Wirken nicht, Du fandest für gut, plötzlich die Rolle Cagliostro's zu übernehmen, Aufsehen zu erregen und Wien von Dir reden zu machen. Warum Du dieß gethan, wissen wir nicht, eine Nothwendigkeit war nicht vorhanden, es sei denn, die Eitelkeit hätte Dich überkommen, mit Deinem Wissen glänzen zu wollen, und die Welt, die betrogen sein will, zu betrügen. Dein Aufwand verschlang Summen, welche Das, was Du für den Orden leistetest, weit überwogen, Du schufest Dir zwar eigene Einnahmsquellen, allein alle diese Quellen verschwanden in dem Kostenstrome Deiner Zauber-Manöver, sie — mit denen Du bei einer zweckmäßigeren Gebahrung für den Orden Zehnfaches hättest wirken können — wurden aufgezehrt. Deine Eitelkeit hat Dich also zu einem Fehltritte verleitet, der zuerst zur Kenntniß der geheimen Oberen gelangte, und ihr Mißfallen erregte. Was vermagst Du darauf zu erwiedern?

Cagliostro athmete tief auf, und antwortete: Ich erkenne als wahr, was die nicht zu leugnenden Thatsachen anbelangt — ich stelle jedoch entschieden in Abrede, daß Eitelkeit das Motiv war, welches mich die Rolle Cagliostro's spielen ließ. Ich glaubte meine Sendung ungefährdeter zu vollziehen, wenn ich meine wirklichen Tendenzen hinter dem Zaubermantel verbarg, ich wähnte ergiebigere Einnahmen zu erzielen, und dem heiligen Orden Summen zu ersparen; ich habe, begünstigt durch die Maske des Wundermannes, manches Geheimniß erfahren, welches uns von Nutzen ist, und das mir sonst verborgen geblieben wäre.

Dieß sind die Gründe, die mich so handeln ließen, wie ich handelte; ich hatte das Beste des Ordens im Auge, und folgte keinem eiteln Gelüste. Wenn ich mich in meinen Berechnungen irrte, so ist dieß ein Los, dem jeder Sterbliche mehr oder weniger ausgesetzt ist, und ich finde es zu strenge, wenn man mir als Hochverrath anrechnet, was ich zum Besten des heiligen Ordens unternommen hatte.

Bis jetzt, begann der frühere Sprecher, war nur von einem Fehltritte, und von keinem Hochverrathe die Rede — die Thatsachen, welchen diesen belegen, sollen gleich zur Sprache kommen.

Also dennoch? rief Allessandro.

Ja, Bruder Xenophontis, Du bist angeklagt des Hochverrathes, den Du zwar nicht unmittelbar an dem heiligen Orden begangen, der aber durch Deine Schuld hervorgerufen wurde und großes Unheil über uns bringen wird. Du wirst bereits von den Verfolgungen gehört haben, welchen unsere Brüder im Baierlande ausgesetzt sind. Die Illuminaten hatten sich dort im hohen Grade vermehrt und in Ansehen gesetzt, die Maurer, Rosenkreuzer und andere Orden haben nur schwachen Zuwachs erhalten, während unsere Brüder immer mächtiger wurden. Da plötzlich tauchten aus ihrer Mitte Verräther empor, der Hofkammerrath Utzschneider, der Professor Cosandry, Renner und Grünberger verfaßten geheime Anklagen und beschworen sie. Den Verfolgungen waren Thür und Thor geöffnet. So wie dort, wird es auch hier zu Lande werden, und zwar durch Deine Schuld —

Durch meine Schuld?

Ja, Verräther! Wisse, die Papiere, welche Dir abhanden gekommen, befinden sich bereits in den Händen des Kaisers.

Allessandro taumelte auf,

Allmächtiger, rief er, wär' es möglich?

Deine Sehergabe war schwach, wenn Du das nicht

wußtest! Du siehst, der Orden besitzt noch außer Dir Agenten in Wien, die ihm besser und gewissenhafter dienen. Durch Jene bist nicht nur Du bloßgestellt, sondern auch alle jene Minervalen, die in den Provinzen als Deine Helfer zerstreut waren, und deren Namen und Aufenthaltsort dort aufgezeichnet ist. Sie haben von uns bereits die Weisung erhalten, die kaiserlichen Länder schleunigst zu verlassen, damit sie schon lange jenseits der Grenze sind, wenn die Regierungsbefehle, die ihre Freiheit bedrohen, dort anlangen. An diesem Unglücke trägst Du die Schuld — Du hast, uneingedenk Deines Eides, Deinen Leidenschaften Gehör gegeben, und während Du ihnen folgtest, die Sicherheit des Ordens gefährdet. Privatverhältnisse, denen Du hättest aus dem Wege gehen sollen, brachten Dich in unangenehme Konflikte, schufen Dir Feinde, und während Du ausgingst, um mit einem Mädchen, das Du liebst, zusammenzutreffen, wurden Dir zu Hause von einer rachesüchtigen Frau die Papiere gestohlen, und das Verderben heraufbeschworen. So lautete eine namenlose Zuschrift, die wir heute Morgens erhielten, und deren Richtigkeit sich bei näherer Erkundigung herausstellte. Die Papiere befinden sich bereits in den Händen des Kaisers. Was vermagst Du darauf zu erwiedern?

Der Magier hatte die Lippen krampfhaft geschlossen, seine schwarzen Augen waren aus den Höhlen getreten, sein südlicher Teint war fahl, fast aschgrau geworden.

Nach einer Pause: Bruder Xenophontis! Ich frage Dich noch einmal: Was vermagst Du darauf zu erwiedern?

Alessandro antwortete nicht, eine Pantomime drückte jedoch eine Verneinung aus. Auf diese Anklage vermochte er nichts zu erwiedern

Der Sprecher wendete sich zu seinem rechten und linken Nebenmanne, und unterredete sich leise mit ihnen.

Dann wendete er sich wieder zu Alessandro:

Dein Schweigen bestätiget die Wahrheit der Anklage.

Wurde durch Entwendung der Papiere die Sicherheit des Ordens gefährdet?

Ja! hauchte der Magier.

Wurden die Papiere durch Deine Schuld entwendet?

Ja!

Hast Du Deinen Leidenschaften Gehör gegeben, und das Wohl des Ordens gefährdet?

Ja!

Hast Du dadurch die beschworne Konstitution verletzt, Deinen Eid gebrochen?

Alessandro zögerte.

Antworte!

Ja!

Der Sprecher wendete sich wieder zu seinen beiden Mitrichtern, und sprach leise mit ihnen.

Dann sagte er laut: Im Namen des Lichtes, der Freiheit und Brüderlichkeit, erkennt Dich die heilige Dreizahl einstimmig für schuldig.

Gnade, Erbarmen! rief Cagliostro, und sank in die Knie.

Bitte nicht, denn Dein Bitten ist vergebens. Eine Gesellschaft, die so weit umfassende, gefährliche Zwecke verfolgt, darf, wo es Verrath gilt, keine Gnade üben, kein Erbarmen fühlen. Du kennst unsere Satzungen: „Ein Illuminat muß den Tod sich eher anthun, als die Gesellschaft verrathen“, ferner: „Wenn die Natur uns eine allzuschwere Bürde auflegt, so muß der Selbstmord uns davon befreien.“ Du bist der erbärmlichsten aller Leidenschaften, der Sinneslust, erlegen, und hast dadurch die Gesellschaft verrathen.

Um des Allmächtigen Willen, rettet Ihr mich — wer seid Ihr — die Ihr mich zu richten kommt —

Wir sind Deine Brüder, sonst nichts. Wir dürfen Dich nicht retten, und ein Anderer kann Dich nicht retten, Du kennst unsere Satzung: „Kein Regent ist im

Stande, Denjenigen zu schützen, der uns verräth!“ Komm, Bruder, komm!

Um's Himmels Willen! was wollt Ihr mit mir beginnen? Wohin soll ich?

Frage nicht, sondern gehorche. Dein Spiel ist aus.

Die beiden Brüder hingen sich in Alessandro's Arm.

Laßt mich — laßt mich —

Verhalte Dich ruhig, und folge uns ohne Aufsehen, sonst erwarten Dich die gräßlichsten Martern.

Der Magier stöhnte — doch wagte er es nicht, an Widerstand zu denken.

Die beiden Vermummten kamen mit ihm auf die Straße.

Da harrte ein geschlossener Wagen.

Alessandro wollte sich loswinden.

Laßt mich — ich will nicht fort — ich will nicht —

Du mußt —

O, nur einen Tag gönnt mir, ich will meinen Sohn —

Er schrie auf —

Von rückwärts ward ihm ein dreifaches Tuch um den Kopf geworfen.

Der Schrei klang nur dumpf unter der dichten Hülle hervor.

Die Anderen hoben ihn trotz seines Sträubens in den Wagen, stiegen ebenfalls ein, und fort ging es im scharfen Trabe durch die Nacht.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Eine günstige Wendung.

Wo Leidenschaft und verschmitzte Schlechtigkeit sich paaren, dort bleibt der Erfolg selten aus. Seraphine und Keil haben es verstanden, den Magier an seiner verwundbaren Stelle zu fassen. — Beide hatten nun von dem Manne keine Enthüllungen mehr zu fürchten, was besonders dem ehemaligen Kurator sehr willkommen war, denn nun hatte er auch den jungen Lohberg nicht mehr zu scheuen, und was Gewalt von dessen Seite betraf, so wollte er sich schon dagegen sicher stellen.

Herr Urban Keil machte es sich also in seiner Wohnung wieder bequem, die reisefertigen Koffer wurden ausgeleert und die Gelder wieder verborgen — er athmete leichter und sorgloser.

Von Kornelius sah und hörte er einige Tage nichts, der junge Mann war abwesend von Wien, und die Ursache davon war einfach folgende:

Das Unglück des greisen Szekely traf Aurelie sehr schwer — das Fräulein vermochte nicht in Wien zu bleiben und das Fingerdeuten der zahlreichen Bekannten zu ertragen. Sie beschloß, sich zu einer alten Verwandten nach Preßburg zu begeben, und auf dieser Reise begleitete sie Kornelius.

Diese Abwesenheit war die Ursache, warum Alessandro — wie wir bereits erwähnten — seinen Sohn nicht fand, als er ihn suchte.

Er verweilte einige Tage in Preßburg in Aurelien's Nähe, und kehrte dann zurück, um zu hören, was sein Vater für ihn erwirkt oder vorbereitet habe.

In der Residenz angekommen, begab er sich nach Währing.

Das Landhaus lag in der üppigen Pracht des beginnenden Sommers da.

Schwermuth erfaßte den jungen Mann, als er sich dem Hause näherte, wo er so viele wonnige und schmerzliche Augenblicke verlebt, und so große Täuschung erfahren hatte.

Er trat ein — gleich in der Vorhalle vermißte er die Diener, welche hier gewöhnlich die Besuchenden zu empfangen pflegten — alle Thüren waren verschlossen. —

Ein alter Mann kam über den Hof, Kornelius fragte ihn nach dem Grafen, der Alte lächelte, und sagte: Der ist fort —

Der Graf fort?

Plötzlich — über Nacht, früher die Gräfin — dann er, wie es bei dergleichen Leuten gewöhnlich zu sein pflegt. Die Nachbarschaft meint zwar, es habe ihn der Teufel geholt, ich glaub' aber an derlei Märchen nicht, und meine, der Herr Graf ist ganz einfach durchgegangen.

Lohberg verließ in stürmischer Aufregung das Landhaus.

Sein Vater war fort, ohne seine Zusage erfüllt zu haben — er hatte ihn wieder getäuscht, und Keil — war er etwa mit dem Magier einverstanden, war er etwa auch fort? —

Der junge Mann eilte auf die Wieden, in die Wohnung des Kurators.

Zu seinem Erstaunen fand er den alten Bösewicht ruhig in seinem Armsessel.

Herr Keil grüßte den in Hast Eingetretenen freund-

lich und erwartete, ohne sich von seinem Sitze zu erheben, dessen Anrede.

Diese Ruhe des Alten imponirte dem jungen Manne, er wußte nicht, was er denken sollte.

Herr Keil, begann er endlich mit düsterem Ernste, ich komme, Sie zu fragen, wo sich der Graf Cagliostro befindet?

Der Kurator antwortete: So weit ich mich erinnere, glaube ich gelesen zu haben, daß er jetzt in London ist. Er begab sich nämlich von Paris, nachdem er aus der Bastille entlassen wurde, nach England.

Sie scherzen, ich spreche von jenem Manne, der sich hier unter diesem Namen aufhielt.

Ah, Sie meinen Allessandro Todor, Ihren Vater? Was kümmere ich mich um diesen.

Sie haben sich aber vor Kurzem noch sehr um ihn gekümmert.

Die Zeiten ändern sich. Was war, ist nicht jetzt.

Herr Keil!

Herr Lohberg!

Sie vergessen, wen Sir vor sich haben?

Einen jungen Herrn, der sich Kornelius Lohberg nennt, und von dem ich hoffe, daß er mich nicht weiter belästigen wird.

Der Sohn des Magiers fuhr auf.

Welche Sprache, dachte er, was ist hier vorgegangen, daß dieser Mensch es wagt, mir gegenüber eine solche Sprache zu führen.

Sie wissen also nicht, wo sich Allessandro befindet?

Nein!

Ich werde also wieder mit Ihnen sprechen.

Thun Sie das, versetzte Keil, und machte sich zurecht, so wie Jemand, der sich bereit hält, seinen Gegner zu empfangen.

Ich werde von Ihnen Rechenschaft fordern.

Worüber?

Fragen Sie nicht, denn Ihre Impertinenz reizt meinen Zorn.

Was liegt mir an Ihrem Zorn? Ich fürchte ihn gottlob nicht mehr. Ich kenne Sie nicht, ich weiß nichts von Ihnen. Haben Sie von mir etwas zu fordern, so wenden Sie sich an die Gerichte, belegen Sie Ihre Anklage mit Dokumenten, und Sie werden Recht erhalten, können Sie dieß nicht, dann geben Sie Ihre Pläne auf, und lassen Sie mich in Ruhe. Sollte es Ihnen gelüsten, mir Gewalt anthun zu wollen, so wie neulich, so diene Ihnen zur Kenntniß, daß ich mich dagegen vorgesehen habe.

Kornelius sah den Schurken starr an, er traute seinen Ohren nicht.

Welche Frechheit, rief er, Sie wagen zu trotzen, zu leugnen, Alles zu leugnen. Haben Sie vergessen, daß Zeugen da sind, welche Ihr Gespräch mit Allessandro behorcht, welche Ihre Flucht im Vereine mit mir verhindert haben!

Meine Flucht? Ich wollte nicht fliehen, sondern Allessandro wollte mich entführen, weil er fürchtete, daß ich Ihnen die Anwesenheit Ihres Vaters verrathen würde.

Schändlicher! Welch' eine neue Lüge.

Ich lüge nicht. Beweisen Sie mir, daß ich lüge.

In dem Kopfe des jungen Mannes wirbelte es wie ein Mühlrad, ihm schwindelte vor der listigen Bosheit dieses Menschen, der sich hinter einer dreifachen Verpallisadirung von Lügen so verschanzte, daß jeder Angriff ohne das schwere Geschütz von schriftlichen Dokumenten vergeblich war.

Dem Kurator entging die Wirkung seines Manövers nicht, er glaubte den Augenblick gekommen, wo der verblüffte Feind sich zu einem Ausgleiche bewegen lassen werde.

Herr Lohberg, begann er, lassen Sie uns wie Män-

ner von Erfahrung und Verstand miteinander sprechen. Die Vergangenheit liegt hinter uns — sie ist mit dem Schleier einer langen Reihe von Jahren bedeckt, und wer diesen Schleier zu lüften versuchte, würde sich in eine Staubwolke hüllen, ohne daß es ihm gelänge, seine Zwecke zu erreichen. Gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß Geschehenes sich nicht ungeschehen machen läßt, und daß man ohne vollgültige Beweise nicht prozessiren kann. Sie treffen mich heute anders als neulich, staunen Sie nicht darüber, ich bin Herr der Verhältnisse geworden, während ich neulich noch ihr Sklave war. Gestehen Sie sich's offen, Sie können mir im Wege des Rechtes nichts anhaben, und einen Anderen werden Sie nicht betreten. Wir wollen also in Güte miteinander verkehren. Sie sind durch Verhältnisse um das Vermögen Ihres Großvaters gekommen, wenn Sie klug sind, sollen Sie bald im Besitze einer noch größeren Summe sein. Sie sind ein junger, hübscher Mann, ich kenne eine reizende Dame, die Ihrer in heftiger Liebe gedenkt und des Augenblickes harrt, wo Sie zu ihr zurückkehren würden.

Kornelius horchte. Der Weg, den der Kurator jetzt einschlug, war ihm noch überraschender, als sein früheres Benehmen, er wollte ihn jedoch ganz aussprechen lassen, um zu hören, wohinaus er eigentlich zu streben gedenke.

Da er Herrn Keil nicht unterbrach, so fuhr dieser fort: Ich halte Sie für klug genug, um ein solches Glück nicht von sich zu weisen. Die Gräfin von Santa Croce ist eine reizende Dame —

Die Gräfin von Santa Croce! rief Lohberg.

Sie kennen die liebenswürdige Dame, Sie wissen —

Schweig', Elender, meine Geduld ist erschöpft, kein Laut von diesem schändlichen Antrage komme mehr über Deine Zunge — die Gräfin ist also Deine Genossin, ich fange an, die Wahrheit zu durchschauen. Ihr habt Euch verbündet — Jene, um mich zu besitzen, Du, um mich

neuerdings zu hintergehen. Und der Graf — Alessandro — wo ist Alessandro — Ihr müßt es wissen —

Sie rasen, mein Herr, die Gräfin hat das Landhaus früher verlassen wie Alessandro, sie that es um Ihretwillen, weil ihre heftige Liebe zu Ihnen sie in der Nähe jenes Mannes, den Sie Vater nennen, nicht mehr duldete. Sie weiß eben so wenig als ich, wohin der Magier gekommen.

Die Angabe des Kurators stimmte mit der Auskunft überein, die er von dem alten Manne im Landhause erhalten. Auch dieser hatte ihm gesagt, daß die Gräfin sich früher entfernt habe, Kornelius hatte also keine Ursache, daran zu zweifeln; wie sollte er aber in dieser Dunkelheit Licht erhalten? Wie aus dieser Verwirrung sich herausfinden?

Sie leugnen also Ihr Einverständniß mit der Gräfin? fragte er.

Was nennen Sie ein Einverständniß? Ich habe die Gräfin einige Male gesehen und einmal gesprochen.

Ich weiß genug. Sagen Sie der Dame, daß ich mich ihr nie mehr nähern werde, daß ich bereue, mich ihr genähert zu haben. Sie hat mich einst um Schutz angefleht, als ob Damen ihres Gleichen noch eines Schutzes bedürften! Ich war ein Thor, daß ich ihr damals glaubte. Jetzt ist Alles vorüber, der Schleier ist fort, ich sehe klar. Ich hoffe, daß sie noch Schamgefühl genug besitzt, und daß sie mich nicht zwingen wird, ihre Anträge abermals zurück zu weisen Und Sie, mein Herr, mit Ihnen werde ich noch weiter sprechen. Wähnen Sie nicht, daß ich Versprechen, die ich meiner unglücklichen Mutter auf dem Todtenbette leistete, so leicht vergesse oder unerfüllt lasse.

Der junge Mann eilte fort.

Sollte sein Vater aus eigenem Antriebe Wien verlassen haben? Oder sollte er, von einer Gefahr bedroht, dazu gezwungen worden sein? Seraphine und Keil waren

jetzt verbündet, sollte Alessandro dabei im Spiele sein? Oder entfernte sich der Vater, um ihm — dem Sohne — aus dem Wege zu gehen?

Diese und noch viele andere Fragen warfen sich dem Sohne des Magiers auf, ohne daß er sie zu beantworten vermochte.

Er eilte noch einmal nach Währing, hoffend, doch etwas Näheres zu erfahren. Er forschte nach der Dienerschaft, diese hatte sich in der Stadt zerstreut, wo sollte er sie suchen?

Der Tag verstrich unter Handeln und Denken — aber jede Mühe war vergeudet, er fand keine Spur, die ihm irgend eine Aufklärung verschafft hätte.

So nahte die Nacht.

Lohberg langte ermüdet in seiner Wohnung an, er wollte eben zur Ruhe gehen, als ein Pochen an seiner Thüre noch einen Besuch ankündigte.

Vielleicht ist Er es, dachte er und eilte, die Thüre zu öffnen.

Ein fremder Mann, das Gesicht vermummt, trat ein.

Der junge Mann war betroffen.

Sind Sie Herr Kornelius Lohberg?

Ich bin es, mein Herr.

Kannten Sie einen Mann, Namens Alessandro Todor?

Ja! hauchte Kornelius.

Ich bin beauftragt, Ihnen dieses Packet zu übergeben.

Von ihm? Wo ist er?

Sie werden die Auskunft in einem Schreiben finden, welches in diesem Packete liegt.

Und Sie, mein Herr, warum sendet er Sie? Warum kam er nicht selbst?

Ich ersuche Sie, keine Fragen an mich zu richten, denn — ich kann sie Ihnen nicht beantworten. Geben Sie

mir zu meiner Legitimation einen Schein über den richtigen Empfang dieses Packetes, und bemerken Sie darin ausdrücklich, daß dasselbe — wie Sie sich überzeugen können — mit dem Siegel Todor's geschlossen war.

Kornelius fertigte den verlangten Schein aus, da er auf alle ferneren Fragen keine Antwort erhielt, so gab er sich weiter keine Mühe, und der geheimnißvolle Vermummte verließ das Gemach.

Der junge Mann öffnete das Packet.

Es enthielt Schriften.

Obenauf lag ein ungesiegelter Brief, mit der Adresse:

„An meinen Sohn Kornelius."

Lohberg las:

„Ich fühle, daß ich die Aufgabe, welche ich mir gesetzt, nicht zu lösen im Stande bin. Ich habe mich eine Höhe hinangerungen, von wo aus ich nicht mehr weiter kann, und auf welcher ich mich auch nicht weiter zu behaupten vermag. Ein unausbleiblicher Sturz grinst mich an, — diesem entgehe ich, indem ich freiwillig einem Leben entsage, welches mir von nun an nur Schande und Schmach bieten würde. Mein Sohn! Wenn Du die Zeilen liesest, bin ich nicht mehr unter den Lebenden — ich nehme von Dir schriftlichen Abschied, weil ich Dich in den letzten Tagen vergebens in Wien gesucht habe. Ich habe Dir und Deiner Mutter viele trübe Stunden bereitet; in dem Augenblicke, wo man auf der Grenze zwischen hier und dort steht, beginnt man dergleichen erst recht zu fühlen. Ich bereue, was ich dethan, verzeihe mir! Beiliegend findest Du Dokumente, welche Dich als meinen Sohn legitimiren, und den Betrug des Kurator Keil beweisen. Die drei, damals von ihm eigenhändig geschriebenen Briefe werden Dir gute Dienste leisten. Ich halte mein Dir gege-

benes Versprechen, es ist wenig, was ich für Dich thun kann, mein Geschick hat es jedoch nicht anders gewollt. Ich sterbe, weil ich muß; die bittere Nothwendigkeit erheischt es und ich gehorche. Meine Leidenschaften von ehedem und jetzt tragen Schuld an meinem Mißgeschicke, meine alte Schuld rächt sich. — Auch Du, mein Sohn, bist — ohne daß Du es wußtest oder wolltest — zum Theile Ursache am meinem Falle. So kreuzen sich oft die Fäden, welche die Parzen spinnen und kein Mensch weiß im Voraus, wohin sie auslaufen. Lebe wohl, Kornelius, ich setze Dich in die Lage, Dein Versprechen, welches Du der Mutter gegeben, zu erfüllen — räche sie, mein Sohn, denn indem Du dieß thust, rächst Du auch mich. Lebe wohl, recht wohl, denke an Deinen unglücklichen Vater, der seinem Geschicke unterliegt, unterliegen muß.

Allessandro Todor."

Kornelius hielt die Zeilen in der zitternden Hand — seine Augen begannen sich zu nässen, und bald perlten Thränen über seine Wangen.

Der Unglückliche, klagte er, er war muthig genug, die gefährliche Höhe zu ersteigen, aber ihm fehlte der Muth, den Fall zu ertragen. Sein Leben war kein beneidenswerthes; könnte ich sühnen, was er verschuldet, ich würde ihm die Strafe jenseits erleichtern, aber drüben muß Jeder selbst seine Last tragen; ich kann nichts, als ihn bedauern, daß er die Irrpfade gegangen, die ihn zu einem solchen Ende führten.

Der junge Mann durchsuchte jetzt die übrigen Papiere im Packete, und durchlas sie mit Aufmerksamkeit.

Dank Dir, mein Vater, rief er, beim letzten Dokumente angelangt, Du hast mir einen großen Dienst erwiesen — diese Papiere werden mir Gerechtigkeit verschaffen. Der Elende ahnt nicht, daß ich sie besitze, sein heutiges Be-

nehmen zeigt mir es deutlich; der Schlag wird ihn also um so unvorbereiteter treffen.

Der Augenblick ist gekommen — jetzt geh' ich zum Kaiser!

Achtunddreißigstes Kapitel.

Fernere Begebenheiten.

Die „Freimüthigen Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Oberstlieutenants Szekely" waren erschienen.

Das Schicksal des greisen Mannes hatte im Publikum eine unendliche Theilnahme erregt — er wurde allgemein bedauert und das Urtheil als viel zu strenge angesehen. Man erblickte in dem Greise einen Verführten, der die Schmach — zu welcher er verurtheilt war — nicht verdiente.

Nun erschien das Wucher'sche Pamphlet, eine — wenn auch ungeschickte — Vertheidigung jenes Mannes, den die allgemeine Stimme ohnedem bedauerte; man kann sich also vorstellen, welch' einen günstigen Boden es fand.

Aber nicht allein der Stoff, sondern auch die Behandlung trug das Ihre dazu bei, dieses Libell zu dem berüchtigsten seiner Zeit zu gestalten; die Angriffe waren offen, und überstiegen alle Grenzen der Ehrfurcht gegen den Mon-

archen. Das Aufsehen, welches die Broschüre erregte, war ungeheuer — Wucherer veranstaltete sechs Auflagen rasch nach einander, Schmidt und Steinsberg druckten sie nach, und verkauften bei 4000 Exemplare. Die kaiserliche Aenderung des richterlichen Spruches wurde in dem Libell als Akt der Willkür, der Laune und der Tyrannei dargestellt, die geheimen Gesellschaften wurden darin aufgestachelt, die Beamten gegen das Militär gehetzt.

Die Censurkommission legte die Broschüre dem Monarchen vor, und erlaubte den öffentlichen Verkauf, „weil sie nur seine Person belange.“

So groß wie das Aufsehen, war auch der Erfolg. Es ist unstreitig, daß durch den Szekely'schen Fall die Agitation gegen den Kaiser einen neuen verstärkten Impuls erhielt, die Wirkung muß auch eine gewaltige gewesen sein, denn der Kaiser — welcher der öffentlichen Meinung selten Konzessionen machte, ordnete die Freilassung Szekely's an*).

Während das Werk so viel Aufsehen erregte, war sein Verfasser plötzlich aus Wien verschwunden, Graf Cagliostro war fort, und man wußte nicht, wohin er gekommen sei.

Die Einen behaupteten, er sei auf Befehl des Kaisers heimlich über die Grenze gebracht worden, die Anderen sagten, er habe sich selbst aus dem Staube gemacht, und die Dritten blieben starr und fest dabei, der Teufel habe ihn geholt.

---

*) Die Erwähnung des letzteren Umstandes fanden wir in dem, im Jahre 1789 ohne Angabe des Druckortes erschienenen Buche: „Geheime Geschichten des Berliner Hofes, oder Briefe eines reisenden Franzosen, geschrieben in den Jahren 1786 und 1787.“ Dieser reisende Franzose aber war ein Preuße, und eine sehr angesehene und sehr eingeweihte Person. Er findet es auffallend, daß der Kaiser das Pamphlet (über Szekely) erlaubt habe. Das, fährt er dann fort, ist noch nichts im Vergleiche der launischen Anwandlung, durch welche drei Tage darauf der unglückliche Szekely des Verhaftes entlassen ward, da ihn vorher alle Vorstellungen nicht hatten retten können.

So wie Alles, sei es im Augenblicke noch so interessant, im Strome des Residenzlebens in Kurzem untergeht, um irgend einen neuen Stoff an die Oberfläche zu schwemmen, so war es auch mit dem Abenteurer, der unter dem Namen „Cagliostro" viel von sich reden machte. Wochen reichten hin, ihn vergessen zu machen, noch einige Zeit, und nur Jene dachten an ihn, die mit ihm in naher Berührung gestanden hatten.

So kam der Hochsommer heran, mit seiner Glühhitze, seinem Staube, und seiner Unerträglichkeit.

Wien hatte sich geleert, die vornehme und reiche Welt befand sich außerhalb den Linien; die Geschäfts- und Gewerbewelt, an den Ort gebunden, war träge und matt.

Ein heißer Morgen ist herangebrochen.

Ein großer, dicker Mann geht traurig und niedergeschlagen über den Stefansplatz.

Vor Benko's Kaffeehaus angelangt, läßt er sich auf einen Stuhl nieder, und verlangt eine Schale „Weißen."

Nach einer Weile kommt wieder ein Mann und begehrt ebenfalls ein Frühstück.

Die beiden Herren sahen sich an, musterten sich, und machten Mienen dazu, als ob sie sagen wollten: „Dich soll ich kennen!"

Plötzlich ruft der große Dicke: Wenn ich uicht irre, so kenne ich Sie!

Auch ich glaube Sie zu kennen.

Sie sind Herr Götz.

Und Sie der Visitator, Herr Bacciochi!

Ja, versetzte der Rosenkreuzer traurig, ich bin es.

Wir haben uns lange nicht gesehen. —

Fast an vier Monate.

Wie geht es Ihnen immer?

Danke, muß schon gut sein!

Der Mann von der Hauptmauth sprach diese Worte mit einem Jammertone, der himmelweit von jener Freudigkeit abstach, mit der er einst rief: „Vivat societas Rosae crucianorum.“

Wie befinden Sie sich? fragte er den ehemaligen Laboranten des Baron Liebenstein.

Dieser wurde etwas verlegen, und erwiederte: Ich befinde mich so, so —

Nicht am besten? Wie kommt das? Sie hatten damals mit dem Goldsalz ein gutes Geschäft gemacht.

Das Geschäft war nicht übel, aber —

Nun, haben Sie Unglück gehabt?

Mit meiner Frau!

Ei so? Ist sie erkrankt, oder vielleicht gar gestorben?

Wär' sie es, rief Götz, ich säße jetzt nicht im Pfeffer.

Sie lebt also —

Ja, und zwar mit einem Füselier —

Was Sie sagen!

Ja, Herr Zöllner, Sabine ist durchgegangen mit einem desertirten Soldaten.

Ei, ei, das hübsche Frauchen. Schade um sie.

Den Teufel auch! Um sie thut es mir nicht leid, aber mein Geld beklage ich.

Ihr Geld?

Ei freilich — die Hexe hat mein ganzes Geld mitgenommen —

Wie gewonnen, so zerronnen! dachte der Mauthbeamte.

Ich bitte Sie, Herr Zöllner, diese Schande! Eine Preußin geht mit einem gemeinen österreichischen Soldaten durch — eine verheiratete Frau —

Es ist gewissenlos —

Wenn sie schon meine Ehre nicht respektirt, so hätte sie wenigstens die Ehre ihres Vaterlandes respektiren sollen. —

Was werden Sie jetzt beginnen?

Ich habe schon begonnen — ich bin Komödienspieler geworden —

Nicht möglich!

Kommen Sie heute in die Bude auf dem Mehlmarkte und überzeugen Sie sich.

Was spielen Sie dort, Tyrannen oder Bösewichter?

Beides zugleich. Heute das Eine, morgen das Andere; der Direktor meinte, diese Gattung sage mir am besten zu.

Gratulire —

Danke, Sie werden doch kommen?

Sobald ich nur Zeit habe und die Lust verspüre, in die Kreuzerkomödie zu gehen, so gehe ich auf den Mehlmarkt, dessen seien Sie versichert.

Herr Zöllner!

Was wünschen Sie?

Ich habe eine Bitte.

Bacciochi begann zu ahnen.

Der neue Kreuzerkomödiant fuhr fort: Sie werden meine Bitte nicht ungütig nehmen, denn im Grunde genommen, sind Sie Schuld an meinem Unglücke.

Herr Götz!

Ich philosophire so: Wären Sie und Ihre Freunde nicht gewesen, so hätte ich das Geheimniß nicht verrathen und kein Geld bekommen; hätte ich kein Geld gehabt, so wäre meine Frau nicht mit einem Soldaten desertirt;

hätte ich das Geheimniß nicht verrathen, so wäre ich noch Laborant beim Baron Liebenstein; Sie sind also Schuld, daß ich meinen Herrn verrathen und meine Gattin verloren habe, ich ersuche Sie daher, zahlen Sie mein Frühstück.

Der Visitator von der Hauptmauth schüttelte den Kopf, und entgegnete: Ihre Philosophie riecht zwar bedeutend preußisch, ich will es indessen mit der Logik nicht so genau nehmen und Ihren „Weißen" bezahlen.

Jetzt vernahm man von dem Graben herüber Kettengerassel.

Was ist das für eine Musik? fragte Götz.

Es sind die Gassenkehrer-Sträflinge, die dieses Geschäft verrichten müssen, Verbrecher, die zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt sind. Die Gesellschaft, welche die Straßenreinigung gepachtet hat, läßt dieses theils durch Taglöhner, theils aber durch Sträflinge verrichten, für welch' Letztere sie der Polizei ein kleines Pauschale bezahlt. Sie werden jetzt den Stefansplatz kehren; wir wollen sehen, ob sich einige vornehme Herren darunter befinden.

Wie? müssen vornehme Herren auch die Straßen säubern?

Jetzt ist es so. Unter der seligen Kaiserin hat man die Verbrecher von Stand und Namen ganz einfach in eine Festung gesperrt, dort büßten sie einsam und verborgen ihre Schuld. Kaiser Josef will bei Verbrechern keinen Unterschied der Stände dulden — er führte das Gassenkehren ein, und wer zur öffentlichen Arbeit verurtheilt wird, muß es thun, wessen Standes er früher auch gewesen sein mag. Anfangs machte die Geschichte viel Aufsehen, das Publikum strömte herbei, um diesen oder jenen vornehmen Herrn mit dem Besen in der Hand auf öffentlichem Platze anzugaffen, gegenwärtig ist die Sache schon alt, und man läßt die armen Leute ruhig ihre Strafe leiden. Auch die Verur-

theilten sind schon viel gleichgültiger geworden; wir haben einen Mann, der heute die Gasse kehrte, und morgen, da seine Strafzeit abgebüßt war, ein Kaffeehaus errichtete, welches jetzt mehr besucht wird, als alle anderen Kaffeehäuser in Wien, der Mann hat also sein Glück dem Gassenkehren zu verdanken. In der ersten Zeit der Einführung dieser Strafen mußten auch die liederlichen Mädchen aus dem Zuchthause, mit dem Besen in der Hand kommen; allein es gab dabei immer Skandal, die Dirnen trieben es zu arg, weßhalb sie nicht mehr öffentlich erscheinen dürfen, man verwendet sie zu anderen Arbeiten, sie waschen für das Krankenhaus, spinnen u. s. w.

Während dieser Mittheilung des Visitators, der zwar seine Rosenkreuzerische Glaubensseligkeit, aber nicht seine Redseligkeit verloren hatte, waren die Sträflinge auf dem Platze angelangt.

Es war ein Haufe von ungefähr zwanzig Männern von einigen Polizeisoldaten überwacht.

Die Sträflinge waren in grobes, braunes Tuch gekleidet, die Köpfe geschoren, Hände und Füße mit Ketten belastet. Jeder von ihnen trug einen Besen.

Die öffentliche Arbeit begann.

Nun, fragte der Kreuzerkomödiant nach einer Weile, kennen Sie Niemanden unter den Sträflingen?

Bacciochi durchmusterte die Physiognomien, plötzlich schauderte er zusammen.

Er klopfte dem Aufwärter und verlangte zu zahlen.

Sie gehen schon? fragte Götz.

Ja, antwortete der Visitator, ich muß in's Amt.

Er warf dem Aufwärter das Geld hin, und eilte, von einem unheimlichen Gefühle durchfröstelt, fort, ohne sich mehr nach den Sträflingen umzusehen.

Mir däucht, murmelte Götz, den überläuft eine Gans-

haut, er muß einen Bekannten darunter getroffen haben, es ist eine verteufelte Geschichte um einen solchen Anblick.

Die Gassenkehrer fuhren in ihrer Arbeit fort, dabei rasselten die Ketten. Einige von ihnen unterhielten sich bunt und ungenirt miteinander, Andere hatten den Kopf zu Boden gesenkt, daß die Vorübergehenden nicht ihr Gesicht sehen konnten.

Einzelne Spaziergänger blieben neugierig stehen, Andere musterten die Gassenkehrer nur im Vorübergehen.

Ein Herr und eine Dame kamen die Kärntnerstraße herauf.

Beide waren jung und hübsch, und sehr anständig gekleidet, hinter ihnen ging ein großer Hund, dessen Name Sultan war.

Der Herr und die Dame waren Mann und Frau — Beide sprachen sehr zärtlich mit einander, ein Beweis, daß sie noch nicht lange vermält waren.

Du bist also für blaue Stoffe eingenommen? fragte die Frau eben.

Du kennst meine Lieblingsfarbe, göttliche Racine.

Nennst Du mich schon wieder Racine?

Verzeihe, denn ich bin an diesen Namen gewöhnt, und Du weißt, wenn ich einmal an etwas gewohnt bin, so — kusch, Sultan, ah so — es bleibt beim Blauen, es kleidet Dich prächtig, Du weißt gar nicht, wie liebenswürdig Du bist, wenn Du in blauer Seide steckst.

Also n u r, wenn ich in blauer Seide stecke?

Wer hat „Nur" gesagt? Von einem „Nur" war keine Rede, göttliche Racine, ah so — kusch — Justine wollt' ich sagen — verdammt! das wird wieder Mühe kosten, bis ich diese französische Wurzel wieder ausreiße, doch siehe da, die Gassenkehrer, wir müssen an ihnen vorüber.

Das junge Ehepaar hielt auf dem Platze ein wenig an.

Kusch, Sultan! rief Wendelin dem Bullenbeißer zu, der Miene machte, mit den Sträflingen anzubinden.

In diesem Momente gingen an unseren Bekannten zwei junge Herren vorüber, und der Blondin hörte den Einen sagen: Sieh' nur, der Rath Cetto ist auch darunter!

Seine arme Frau! erwiederte der Andere.

Hörst Du, Justine, der Rath Cetto ist auch darunter! lispelte der Gatte der ehemaligen Kammerjungfer zu.

Plötzlich verstummte er.

Was hast Du, mein Lieber?

Um Gotteswillen, da ist er.

Wer denn?

Mein ehemaliger Nachbar, Herr Urban Keil.

Ah, ah!

Der Korneli hat ihn geklagt, und jetzt — jetzt kehrt er schon.

Der Arme!

Ei was, warum arm? Er hat's verdient, hundert Mal verdient — aber am Ende thut Einem doch das Herz weh, wenn man so einen alten Mann mit dem Besen in der zitternden Hand erblickt.

Heilige Mutter! stammelte jetzt die junge Frau.

Was hast Du?

Dort der junge Mann —

Ich seh' ihn.

Erkennst Du ihn nicht — es ist der junge Graf Nowaczky.

Gott im Himmel, der junge Kavalier — mit Ketten belastet — öffentlich — komm, Sultan — Racine, Justine

wollt' ich sagen, komm, es kehrt mir das Herz im Leibe um, ich kann den Anblick nicht ertragen.

Oh, mein Gott, welch' ein erschütternder Anblick!

Das junge Paar eilte fort — Sultan hinten drein — Wendelin wagte es nicht mehr, zurückzuschauen, sondern rief mehrere Male fast ängstlich: Kusch, Sultan, kusch! —

Die Sträflinge hatten indessen den Platz hinab gesäubert, und befanden sich an der Ecke des erzbischöflichen Palais. Der junge Graf Nowaczky — er war wegen Verfertigung falscher Banknoten zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt — schritt stolz unter ihnen einher, und sah die gaffenden Zuschauer mit zorniger Keckheit an.

Jetzt entsteht unter dem Publikum eine Bewegung.

Ueber den Platz vom Graben herunter rasselt ein offener Wagen — die Menge weicht ehrerbietig zurück, die Hüte fliegen von den Köpfen — es ist der Kaiser, der eben in den Augarten fährt.

Das Gefährte muß kaum zwanzig Schritte entfernt an den Sträflingen fort.

Der junge Graf sieht es — wartet den Moment ab, in welchem der Wagen in seiner Nähe ist, tritt dann vor, stellt sich kerzengerade in Postur, hält den Besen in der Rechten, so wie ein Soldat das Gewehr, und im Momente, als der offene Wagen ihm am nächsten ist, präsentirt er mit soldatischem Anstande den Besen.

Auf den Gesichtern der Umstehenden liest man tiefe Entrüstung über diese große Frechheit — der Wagen ist fort — der unglückliche junge Mann sieht ihm hohnlächelnd nach. —

Am nächsten Tage erzählte man schon in der Stadt, der junge Graf Nowaczky sei wegen der erwähnten Handlung auf den Schiffszug gekommen — und wieder einige

Tage später vernahm man, der Kaiser habe den würdigen Grafen Nowaczky — den Vater des Sträflings — zur kaiserlichen Tafel gezogen, zum Beweise, daß er wohl die Schuldigen strafe, aber den würdigen Angehörigen derselben nicht grolle, und um der vorurtheilsvollen Welt zu zeigen, daß in seinen Augen nicht der Name, sondern die Handlung entehre.

Neununddreißigstes Kapitel.

Schluß.

Sobald die Hauptpersonen vom Schauplatze abgetreten sind, dann ist auch für die Anderen Zeit, sich zurückzuziehen. Ohne die Spannfeder, welche jene besitzen, flößen sie kein Interesse ein — sie sind nur Staffage; wenn die Hauptfiguren erlöschen, stehen sie reizlos da. Dem Autor bleibt daher in solchem Falle nichts übrig, als das Ende des Gemäldes rasch herbei zu führen, und dieß wollen auch wir thun.

Kornelius Lohberg hatte seinen Vater gefunden, um ihn wieder zu verlieren. Das Finden war für den Sohn ein trauriges — aber der Dienst, den ihm Allessandro noch vor dem Tode leistete — söhnte ihn mit dem Manne aus, der seine Mutter elend gemacht und auch sein Leben verbitterte. Die Klage gegen Urban Keil hatte, wie wir sahen, den günstigsten Erfolg — die Betrügereien des ehemaligen Kurators kamen nun an's Tageslicht, er wanderte in's Zuchthaus, aus seinem Vermögen wurden die Betroffenen in so ferne sie ihre Forderungen, so wie Lohberg erweisen konnten, entschädiget, der Rest fiel in die Armenkasse.

Das Herzensverhältniß zwischen Kornelius und Aurelie knüpfte sich immer fester, der junge Mann überließ sich ganz seiner ursprünglichen Neigung, und wendete sich

nach einer kurzen Verirrung wieder der Jungfrau zu, die allein bestimmt war, mit ihm durch dieses Leben zu pilgern und Lust und Leid mit ihm zu theilen bis an's Ende der Tage.

Die Vermälung des jungen Paares fand noch im Herbste desselben Jahres statt.

Da der greise Szekely sich nach seiner Freilassung nach einem einsamen Schlosse im tiefen Ungarn zurückgezogen hatte, so wohnte die Braut, nachdem sie von Preßburg zurückgekehrt war, bei einer bekannten Bürgersfrau gegenüber der Maria-Trost-Kirche, in der Vorstadt St. Ulrich, wo sich schon damals viele recht nette Häuser, darunter auch Gartenhäuser, befanden. Eines davon hatte Kornelius gekauft, und dort sollte das Vermälungsfest in einem kleinen Kreise von Bekannten und Verwandten gefeiert werden.

Der Tag war ein heiterer Herbsttag, die Sonne brach eben durch die aufsteigenden Nebel, und vergoldete Bäume und Früchte — da versammelten sich die Hochzeitsgäste in Lohberg's Haus, die Braut mit den Ihren waren schon da, und auch die geladenen Freunde des Bräutigams fanden sich ein.

Herr Wendelin Taub mit seiner Gattin, Beide sehr stattlich herausgeputzt, langten eben an.

Kornelius empfängt ihn, den treuen Freund, sehr warm und umarmt ihn gerührt. Fräulein Aurelie umarmt Justine, die Frauen kennen sich schon, sie wurden im Laufe des Sommers mit einander bekannt.

Der Empfang war kaum vorüber, so blickte Kornelius seinen Freund lächelnd an, und sagte: Mein Lieber, daß Du und Deine Gattin meinem Hochzeitsfeste beiwohnst, ist ganz natürlich, daß Du aber auch Deinen Hund mitgebracht hast —

Was? Sultan? schrie der Blondin, machte einen

Sprung zurück, und sah wirklich den Bullenbeißer hinter sich.

Verdammte Bestie, fuhr er zornig fort, wie kommst Du daher? Ich habe den Köter im Hofe eingesperrt und er hat sicher über den Zaun gesetzt, das Vieh ist zu groß. Was hast Du da zu suchen, Bestie? Marsch nach Hause, hier ist keine Hetze, sondern eine Hochzeit —

Lieber Wendelin, Du solltest den Hund an die Kette legen.

Meinen Sultan an die Kette? Nie, nie! Nicht wahr, göttliche Racine, ah so, Justine wollte ich sagen — kusch, Sultan, mach' mir hier keinen Skandal, so wie damals — nicht wahr, es ist ein braves Thier, treu, wie sein Herr —

Die ehemalige Kammerjungfer entgegnete schelmisch: Was Deine Treue anbelangt, so wollen wir den preußischen Schleier nicht lüften, übrigens mach', daß der Hund hier irgendwo eingeschlossen wird, sonst rennt er uns in die Kirche nach —

Das soll er bleiben lassen. Bruder Korneli, komm, laß Dich noch einmal umarmen, bevor Du Gatte wirst — kusch, verteufeltes Vieh — Du wirst glücklich sein, so wie ich es bin, meine Racine, das heißt, die Justine, ist ein Engel, Deine Frau ist zwar nicht zigeunerfarbig, aber sie ist dennoch reizend, und was die Hauptsache ist, sie liebt Dich. Wenn Du meinem schönen Beispiele folgst, so wirst Du nicht nur ein glücklicher Gatte, sondern auch ein baldiger Vater sein — kusch, Sultan!

Aurelie schlug den Blick zur Erde — Kornelius lächelte — Justine legte vorne ihre Saloppe sorgfältig über einander, um zu verhüllen, was ihr Gatte verrathen hatte. Sultan aber hatte sich der Länge nach hingestreckt, sein Kopf ruhte auf den Vorderpfoten, dabei wedelte er freudig und blickte seine Bekannten so ruhig und treuherzig an,

daß man hätte schwören mögen, das verständige Thier verstehe Alles, was hier gesprochen wird.

In der Kirche gegenüber harrte man der Brautleute — die Kerzen brannten — der Altar war geschmückt — da nahten sie — in Thränen schwimmend — in Thränen der Weihe und der Rührung.

Die heilige Ceremonie begann.

Die Neugierde hatte mehrere Vorübergehende herbei gelockt; eine Trauung ist eine religiöse Ceremonie, welcher Jeder gerne beiwohnt — dabei wirkt entweder die Erinnerung an den Augenblick, wo man selbst am Altare gestanden, oder die Erwartung, daß dieser Moment einst kommen werde.

Unweit von der Pforte steht eine schlicht gekleidete Frau. Ihr Antlitz ist bleich und die Wangen eingefallen; das blaue Auge sieht finster, fast wild auf den Altar.

Unter der Haube hervor drängt sich unordentlich blondes Haar, der Anzug ist vernachlässigt, das ganze Aussehen unerquicklich.

Die Frau ist körperkrank, dies sieht man auf den ersten Blick, vielleicht auch seelenkrank.

Unter Allen im Schiff der Kirche Versammelten nimmt sie den größten Antheil an der Ceremonie — aber sie kniet nicht, um andächtig für das Glück der Brautleute zu beten, sondern sie steht aufrecht, und lehnt an einer Säule; es scheint, als ob sie dieser Stütze bedürfe.

Jetzt schauert sie zusammen, der Augenblick, wo die Brautleute das bindende „Ja" sprechen, ist gekommen, sie drückt die mageren Hände auf das Antlitz, seufzt schwer auf und schwankt aus der Kirche.

Außen angelangt, stößt sie einen Jammerschrei aus, wendet wie eine Irre den Kopf rasch nach allen Seiten, als suche sie die Richtung, nach welcher sie fliehen solle — dann stürzt sie fort gegen das Platzl.

Diese unglückliche Frau war — Seraphine, eine Zeit lang die Gräfin von Santa Croce geheißen.

Noch in den neunziger Jahren konnte man in Wien in den niederen Schenken der Vorstädte eine Bänkelsängerin hören, welche da ihre trivialen Lieder sang, und ob der deutlichen Spuren ihrer ehemaligen Schönheit noch jetzt unter der ordinären Klasse viele Verehrer zählte.

Die Harfnerin war — Seraphine.

Wer aber die Frau in ihrem gesunkenen Zustande sah, ohne ihre Vergangenheit zu kennen, dem mußte freilich der herrliche Wuchs, das noch immer prächtige Haar, und das feine Benehmen auffallen, welches letztere mit ihrem ordinären Gewerbe in so grellem Widerspruche stand. Und wenn nun ein Neugieriger sich nach dieser Frau bei irgend einem Manne aus dem Volke erkundigte, so bekam er unter Hunderten von Fünfzigen gewiß die Antwort: „Kennen Sie diese Frau nicht, das ist ja die Gräfin Cagliostro!“

* * *

Regina von Zahlheim, durch Kornelius Lohberg aus der letzten Schlinge befreit, die ihr Alessandro gelegt hatte, wurde auf eine abschreckende Weise aus ihren mystischen Anschauungen geweckt.

Der junge Mann enthüllte der Mutter des Fräuleins die Gefahr, in welcher die Tochter geschwebt hatte, und zeigte ihr den Betrug, der gespielt worden war, um sie zu verderben.

Diese Entdeckung heilte das Fräulein von ihrem Wahne und zugleich von ihrer Neigung.

Regina schämte sich ihres Aberglaubens — sie erröthete ob der Leichtgläubigkeit und ob der Vorliebe, die sie für einen Gaukler und Betrüger hatte.

Einige Jahre später vermälte sie sich, und ward die glückliche Gattin eines Beamten, der sich über das Vorur-

theil hinaussetzte, welches Unglücksfälle, wie jener, der ihre Familie traf, gewöhnlich erzeugen.

Die Familie Zahlheim änderte — in Folge des unglücklichen Endes ihres Verwandten Franz — ihren Familiennamen, und wenn wir ihren neuen Namen verschweigen, so geschieht es einzig und allein deßhalb, weil Abkömmlinge aus jener Familie noch unter uns leben.

* * *

Bacciochi, der große, dicke Mauthbeamte, lebte noch zur Zeit der zweiten französischen Invasion (1809) in Wien. —

Am Hofstaate Napoleon's befand sich bekanntlich in Würde Fürst Bacciochi — dessen Sohn jetzt in der Umgebung Louis Napoleon's fungirt. —

Der ehemalige Mauthbeamte kam auf den Gedanken, daß er ein Verwandter des Bonapartistischen Bacciochi sein könne, und wendete sich deßhalb schriftlich an den französischen Großwürdenträger.

Der frühere Rosenkreuzer glaubte schon, Graf, Fürst oder gar Herzog zu werden — und hätte dann wahrscheinlich mit demselben Eifer gerufen: „Vivat Napoleon magnus!“ so wie er einst rief: „Vivat societas Rosae crucianorum!“ Die Sache zerschlug sich jedoch, es ging mit den genealogischen Probationen nicht recht zusammen, und der große Dicke blieb, wer er war. Dagegen machte er sehr gute Geschäfte mit dem philosophischen Goldsalz, denn er verkaufte ein winziges Fläschchen um zwei Gulden.

In Bezug auf dieses Arkanum bemerken wir, daß es aus stark mit Vitriol gesättigtem Weingeist besteht, und daß Baron Liebenstein noch einen Zusatz hatte, den er bei Verfertigung des Salzes seinem Laboranten verbarg — das Geheimniß der Erzeugung, wie es Szekely von Götz erkaufte, war also unvollständig, und das Salz wurde noch

viele Jahre später so unvollständig in Ungarn erzeugt und verkauft.

* * *

Friedrich von Trenk, dessen unruhiges, abenteuerliches Leben ihn nicht lange an einem Orte duldete, eilte beim Ausbruche der französischen Revolution nach Paris. Seine freimüthigen Schriften zeugen von dem Geiste, der ihn beseelte. Der Freiheitsrausch war ihm in den Kopf gestiegen.

Aber siehe da — die blutige Revolution schonte selbst ihren Verehrer nicht!

Trenk, den das Freiheitsgefühl nach Paris trieb, wurde dort für einen geheimen Agenten auswärtiger Mächte angesehen, verhaftet, und im Juli 1794 auf Befehl Robespierre's guillotinirt.

Die Prophezeiung des *falschen* Cagliostro ging also ganz in Erfüllung.

Szekely stand an dem Pranger — Nowaczky kam auf den Schiffszug, und Trenk starb auf dem Schaffot.

Ende.